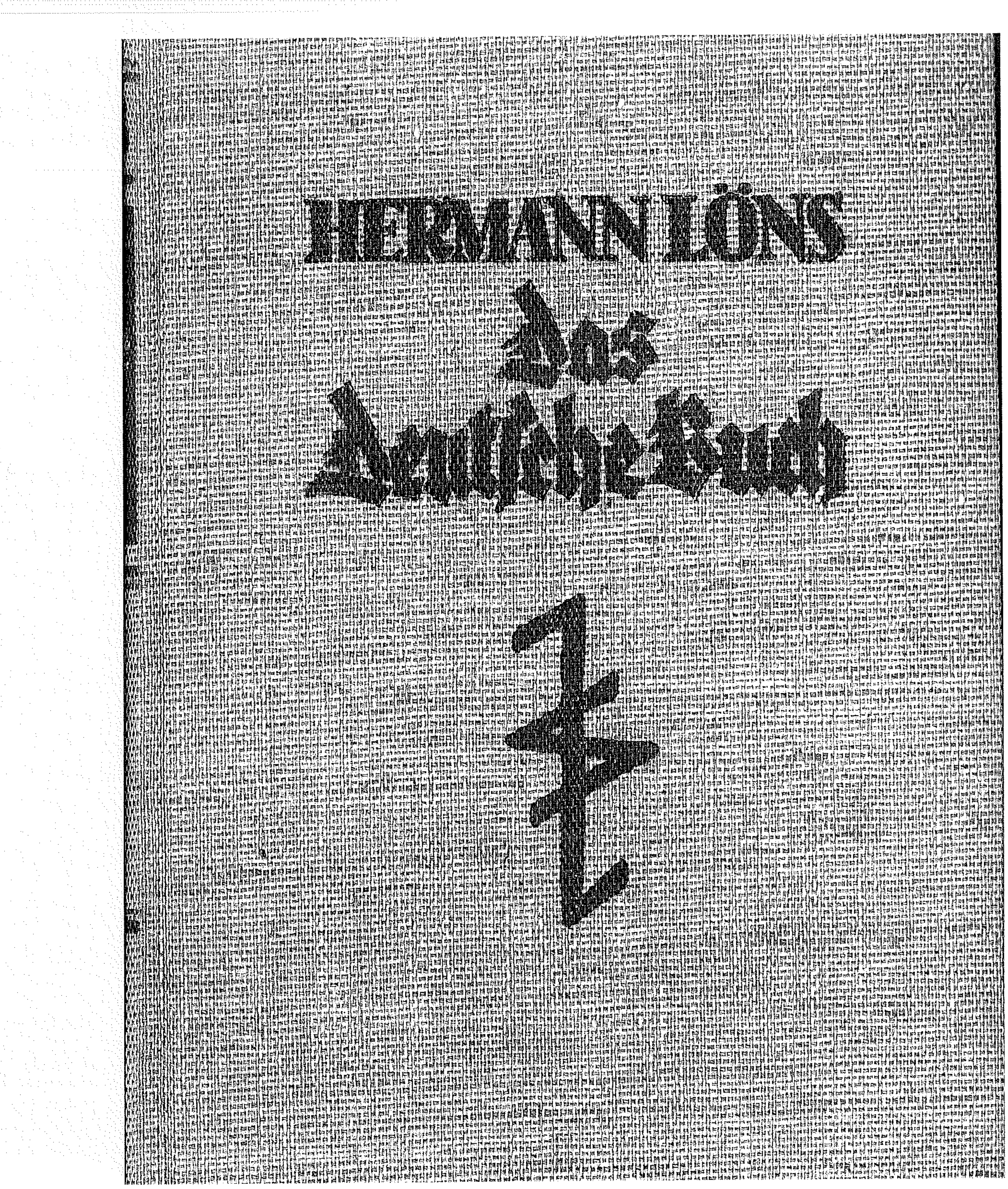

HERMANN LÖNS
Das
Deutsche Buch

Hermann Löns

Das deutsche Buch

Eine Auswahl aus seinen Werken

Eingeleitet von

Wilhelm Deimann



Adolf Sponholtz Verlag G. m. b. H.
Hannover

Gedruckt bei Bär & Hermann, Leipzig

Löns' Kampf um die deutsche Seele

Gefühlstiefe, Kämpfergeist, Prophetentum sind die Hauptwesenszüge, die aus dem leiblichen und geistigen Antlitz von Hermann Löns zu uns sprechen. Der weiche Zug um Schläfe und Mund kennzeichnet den Lyriker, den Sänger des „Kleinen Rosengartens". Das schwertschmale Antlitz der nordischen Rasse mit der kühn vorspringenden Nase gehört dem Erzähler des „Wehrwolf" und der „Roten Beeke", dem für Heimat und deutsche Kultur unermüdlich fechtenden Streiter mit der Feder. Das lichtblaue Auge, wie wir es bei blonden, hellseherischen Westfalen vielfach finden, bekundet den Dichter des „Braunen Buches", des „Zweiten Gesichtes", den Planer des „Antichristen", den Mahner und Künder deutschen Schicksals.

Die naturalistisch-soziale Dichtung der 80er Jahre degenerierte schnell zur Asphalt-Lyrik. Nicht länger als 2 Jahre hat Löns in dem naturalistisch-politischen Orchester mit geblasen. Sein Eigenpersönlichkeitsgefühl lehnte sich gegen den Herdenlauf auf. Was ihm aus dieser Zeit blieb, war das starke soziale Empfinden, das Brudergefühl gegenüber dem einfachen Bauern und Arbeitsmann, das ihn Zeit seines Lebens beseelte.

Als Löns wieder zu gesteigertem dichterischen Schaffen kam, brach er verächtlich den Stab über seine Jugendgedichte, über all das „ungesunde, krampfhaft posierte Zeug".

Heimatliebe, nicht die Internationale; Festhalten am Alten, solange es geht, nicht Neuerungssucht, nicht Herrenmenschentum und auch nicht Gleichmacherei, sondern stolzer Geradsinn, verbunden mit dem Unterordnungswillen des einzelnen im Dienste der Scholle, zur Wohlfahrt des Vaterlandes, so lautete jetzt die Losung. Darin sah er Rettung und Aufstieg.

Wenn Löns eine Zeitlang hindurch dem Grundsatz: 'Die Kunst um der Kunst willen' gefolgt war, so fand nunmehr ein Wandel zur „Tendenz" statt, ganz von innen heraus, von der rein geistigen Seite her. Zur Tendenz auf das Völkische und Volkserzieherische. Er bekannte sich zu der Auffassung, daß wahre Kunst niemals international sein könne: „denn Kunst ist in ihrer primitivsten Form wie in ihrer höchsten Verfeinerung immer etwas Nationales, sogar das Nationalste des Volkes, und wenn sie auch bei einem hochzivilisierten Volke einzelner Menschen, der Künstler, privatpersönliches Werk zu sein scheint, ist das nur scheinbar der Fall: der Künstler ist das Werkzeug, mit dem sein Volk Kunstwerke schafft". Diese Entwicklung charakterisiert er als „Wollensperiode" gegenüber der bisherigen „Empfindenszeit".

Daß Löns selbst seine Romane als politische, als Tendenzdichtungen empfand, verraten die Worte Löns-Hagenrieders aus dem „Zweiten Gesicht": „Meine Tendenz ist, meinem Volke den Rücken mit Franzbranntwein einzureiben, es mit Freude und Grimm zu füttern und mit Wonne und Weh zu tränken, damit es so bleibt, wie es ist, sich nicht verplempert in fremder Art und nicht vergißt, daß es zwei Gesichter

hat: ein gutmütiges und ein bösartiges, denn wir kriegen allmählich zuviel Gefühlsembonpoint, seufzen, wird irgendwo ein Schweinehund geköpft, und stöhnen, wenn wir die Knarre zur Hand nehmen sollen".

Unter geistespolitischem Gesichtswinkel ist auch sein zäher Kampf zum Schutze von Volkstum und Heimaterde zu betrachten, den er in manchen, jetzt in den Nachlaßbänden („Für Sippe und Sitte" und „Gedanken und Gestalten" Aus dem Nachlaß herausgegeben von W. Deimann, Adolf Sponholtz Verlag, Hannover) zugänglichen Abhandlungen geführt hat. Hierher gehören seine Sehnsuchtsäußerungen nach dem entschwundenen Germanentum und seine Ausfälle gegen das ehrende Andenken an Karl den Großen, „den aisken Schlächter", mit manchem Seitenhiebe auf Christen- und Lateinertum; hierher auch seine rücksichtslosen Angriffe auf die geistige Vorherrschaft Berlins mit seiner allmählich auch die Provinz vergiftenden Asphaltkultur.

Aufschlußreich ist ein Brief, den Löns im Herbst 1910 an einen befreundeten Schriftsteller richtete und in dem er sich ausdrücklich als Chauvinisten bekennt:

„Ihr Buch hat mir sehr viel Freude gemacht und wird eingehend besprochen. Wegen Ihres Antiteutonismusses wird Ihnen freilich eins gewischt. Sie wissen, ich bin Teutone hoch vier. Sehen Sie mal: jedes Volk wird jetzt stramm national, und wir sollen's nicht? Wir haben gerade genug mit Humanistik, Nationalaltruismus und Internationalismus uns kaputt gemacht, so sehr, daß ich eine ganz gehörige Portion von

Chauvinismus sogar für nötig halte. Natürlich paßt das den zielbewußtesten Chauvinisten, den Juden, nicht, und darum zetern sie über Teutonismus. Das aber ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Sie werden sehen".

Für deutschen Geist, deutsche Sitte, deutsche Macht brach Hermann Löns immer wieder eine Lanze nach innen und außen. Er ist deutsch aus Innentrieb und mit Bewußtsein. Seine Abneigung gegen das Ausland kommt in seinen Werken auf Schritt und Tritt zum Ausdruck. England vor allem war ihm mißliebig. Das zeigte sich nicht erst 1911 mit seinem bekannten „denn wir fahren gegen Engelland".

Eine schöne Gabe des Dichters für das deutsche Volk war das schmale Bändchen „Der kleine Rosengarten". Die Großstadtkritik verriet nur mangelhaftes Empfinden für das Volkstümliche, und begegnete diesem Liederbändchen mit verständnislosem Spott. Trotzdem wurden diese Lieder bald Besitz des ganzen deutschen Volkes, wirkliche Volkslieder. Das Werden dieser Lieder ist nur aus der besonderen Löns'schen Einstellung zur Volkheit zu verstehen, sie entstanden aus der willigen Unterordnung des Genius unter die Seele der Nation, aus der Überzeugung, daß der Verfall der Volksenergien in bloße Einzelenergien den Abstieg und Untergang des Volkes herbeiführen werde. Es sind die gleichen Gedankengänge, auf die wir hier stoßen, wie sie der Verfasser des „Dritten Reiches" Möller van den Bruck vorgetragen hatte.

Als Gegenstück zu dem „Zweiten Gesicht", dessen Hauptfigur er als das „Negativ" seines dichterischen

Wunschbildes empfand, plante er den Roman „Der Antichrist". Der Antichrist sollte ein Zeitroman sein, rassenpolitische Fragen behandeln, und einen Dreifronten-Zukunftskrieg zum Gegenstand haben. Der Plan war der Ausdruck der brennenden Unruhe, die Löns wegen der Einkesselung Deutschlands und der Schwäche unserer Außenpolitik bewegte. „Wenn wir nicht bald aufwachen", äußerte er sich Knottnerus-Meyer gegenüber, „sind wir verloren. Wir mit unserer geographischen Lage können uns keine Niederlage leisten, ringsherum schleifen sie die Messer gegen uns, und unser Volk schläft". Einem guten Bekannten, dem völkischen Schriftsteller O. Stauff v. d. March, schüttet er sein Herz aus: „Schreiben läßt sich nicht, was mich bedrängt ... Und zu alledem das schwere Gewitter, das von allen Seiten über unser Vaterland und Volk heraufzieht. Es ist furchtbar, die sichere Überzeugung zu haben, daß was Grimmiges, Zermalmendes da braut! Und das Furchtbarste ist, daß die allerwenigsten Leute in Deutschland imstande sind, das zu verstehen".

Das alles ballte sich zum Plan des „Antichristen" zusammen. Und indem er in einem Brief die Hauptfigur dieses Romanes skizziert, wie sie seiner Phantasie vorschwebte, gibt er hellseherisch, wenn wir von den gröbsten Machiavellismen im Antlitz der Lönsschen Helden absehen — fast ein Bild des neuen deutschen Führertums.

Die Stelle aus dem Brief lautet: „Ich lache jetzt über unsere Zeit. Künstlerei und Kunstgeschwätz haben wir, aber keine Kunst, und wenn ich noch

eine Sucht habe, so ist es die des kalten, politischen Ränkespieles, und mein rotestes Gelüste ist, eine Schlacht mitzumachen, aber mit der Waffe in der Hand, so eine wie am Riff, wo man das Weiß im Auge sehen kann beim Gegner. Und alles das soll in den Antichrist hinein, er soll als ein Mann herauskommen, dessen Herz warm und weich, dessen Hirn kalt und hart ist, und der seines Volkes, seiner Blutsbrüder wegen nichts scheut: nicht Lüge, nicht Leiche, nicht Heuchelei, nicht Meuchelei, ein mitleidsloser Bauer in Frack und Lack, ein Künstler, dessen Werk die Vorherrschaft des Blondblutes ist vom Anfang bis Niedergang, ein Wicking mit Bügelhosen, ein Bluthandmann in Glacés, Landrat, Staatssekretär und schließlich Kanzler, und der lacht, als ihn des Gegners Kugel fällt, und der diesem die Hand drückt und sagt: „Danke Ihnen, daß Sie mir den Daunentod ersparten und einen organischen Abgang verschafften!"

Alles in allem: Hermann Löns ist einer der gedankentiefsten Wegweiser und Rufer zu bewußter und geschlossener nationaler Willensbildung, sein Lebenswerk war ein einziger Kampf um die deutsche Seele.

Werne a. d. Lippe, Januar 1933

Dr. Wilhelm Deimann

Unter dem Machandelbaum

Auf dem Heidberg stocken viele Machandelbüsche; aber nur einer von ihnen erhebt sich so hoch, wie ein Baum.

Schenkeldick ist sein eisgrauer Stamm, und zuerst auf unheimliche Art verbogen; dann aber reckt er sich stracks empor und läuft in eine breite, oben zugespitzte, dunkle, hell überlaufene Krone aus, die mit grünen, blauen und schwarzen Beeren reichlich bedeckt ist.

Einen anderen Schattenplatz gibt es hier nicht, und so mache ich mich, wenn ich des Weidwerkens im Bruche müde bin, hier lang, denke an nichts, sehe mit halben Augen über das rosenrote Moor, vergesse das schnelle Leben der hastigen Stadt, horche auf das halblaute Geplapper der Quelle unter mir und träume von der Zeit, die da war, und von den Tagen, die da sein werden.

Die Sonne meint es gut. Im Bruche war es mir zu heiß. Die blinden Fliegen machten es zu schlimm, der trockene Wind dörrte mir den Hals aus und trieb mich zum Spring unter dem Machandel. Ich trank mich satt, wusch mir die Hände und Füße, und nun liege ich da, horche auf das Geläute der Bienen, die um den vollblühenden Honigbaum fliegen, sehe den dünnen weißen Windwolken zu, die an dem hohen Himmel dahinziehen,

und den Schwalben, die unter ihnen spielen, blicke auch nach den Bauern, die hinten im Moore Torf fahren, und bin auf einmal anderswo, in einer Zeit, die mir fremd ist, in einer Welt, die ich nicht kenne.

Unter dem Himmel kreisen zwei Adler und rufen laut. Je nachdem sie sich wenden, sehen sie bald silbern, bald goldig aus. Das Moor ist rosenrot, wie vorhin, doch vor ihm leuchten keine Lupinen, schimmert kein Buchweizen. Über mir rauschen Eichen, in denen die Blauracken, wunderbar blitzend, ab und zu fliegen, heiser krächzend. Die Quelle ist schon da, doch in dem Schmorboden unter ihr ist eine sonderbare, große breite Fährte, fast wie der Tritt eines nackten Menschenfußes anzusehen, jedoch mit dickeren Ballen und scharfen Krallen versehen.

Es bricht und rauscht in den Ellernbüschen am Grunde des Anberges, in Manneshöhe schiebt sich eine mächtige, laut schnaufende Muffel heraus, unter ihr ein gewaltiger Hals mit einem langen, dünnen Bärtchen, darüber zwei riesenhafte, vielendige Schaufeln, dahinter ein klobiger Leib, auf vier hohen, weißen Läufen ruhend, ein Elen. Es tritt bis an den Spring heran, senkt den Hals zu dem Wasser, prustet dann erschrocken auf und poltert wild zurück in das Buschwerk, daß die Zweige krachen. Der Elch ist auf die Fährte des Bären gestoßen, der heute in der Frühe hier Wasser genommen hat.

Eine Weile ist es still bis auf das Geigen der Grillen und das Dudeln der Haidlerchen. Blaue und grüne Schillebolde umflirren die gelben, purpurrot überlaufenen Fruchtrispen des Beinheils, die sich aus den

Rischbülten in dem Quellbecken erheben, eine Ringelnatter windet sich durch das abgeblühte Wollgras und verschwindet in der Flut, und da, wo eben die Adler waren, kreist ein Schwarzstorchpaar und bringt seinen drei Jungen den Hochflug bei. Wie blitzblankes Edelerz leuchtet das Gefieder der fünf großen Vögel. Da erklingt ein wilder Weidschrei, sie stieben auseinander, drängen sich wieder zusammen, aber schon kommt, hastig rudernd, ein Adler angejagt, greift das letzte Stück und zwingt es zu Boden.

Der Tag geht fort; der Abend kommt herauf. Die letzten Bauern fahren aus dem Moore heim. Laut quietschen die plumpen, zweirädrigen, hoch mit Torf bepackten Karren, aus denen die Spitzen der Wurfspieße hervorblitzen. Wie eine rosenrote Scheibe steht die Sonne über der Wolke und ist dann verschwunden, doch ihr Licht färbt noch den Himmel. Die Moorfrau beginnt zu atmen; ihr Hauch bedeckt alle Gründe und verhüllt sie nach und nach. Im Bruche ruft der Uhu, die Kraniche trompeten, die wilden Gänse sausen laut gickernd nach der Ise; ihnen entgegen kommen, heiser krächzend, die Reiher angestrichen. Allerlei Enten klingeln hinüber und herüber. Unheimlich brüllt die Dommel.

Es wird kühl und feucht, aber ich darf nicht fort von hier, denn ich habe Wachtdienst. Ich schlage den kurzen Mantel aus Schnuckenfell um die Schultern und ziehe die Knie darunter. Gern machte ich mir ein Feuer, aber das darf ich nicht, denn es ist unfriedlich in der Heide geworden. Fremdes Volk ist angeritten gekommen, hat hier und da gemordet und gebrannt und

Mädchen und Vieh fortgeführt. Dreißig Stück von den schwarzhaarigen, gelbhäutigen, plattnasigen Kerlen kesselten wir gestern im Bruche ein. Aus allen Dörfern um das Bruch hatten die Hörner und die Hillebillen das Mannsvolk zusammengerufen. Keiner von den fremden Männern blieb am Leben, so arbeiteten Pfeil und Schleuderstein, Spieß und Wurfaxt. Die letzten, die vor Angst von ihren strupphaarigen, kleinen Gäulen sprangen und sich im Porst bargen, arbeiteten wir mit den Hunden und schlugen sie vor die Köpfe, ob sie auch noch so bettelten und baten. Bloß einen ließen wir leben, und der wird jetzt durch den Gau geführt, damit die Weiber, die Kinder und die alten Leute ihn zu sehen kriegen. Dann wird er aufgehängt.

Ein Wolf heult im Bruche, noch einer, und nun ein dritter und vierter. Die brauchen jetzt keine Schnucken zu reißen und auf Elchkälber Jagd zu machen; quappsatt können sie sich fressen an den fremden Menschenmördern und Hausbrennern, deren Köpfe an den Dietwegen auf Stangen gesteckt sind, damit andere, die nach ihnen kommen, sich belehren lassen, was für Beute hier in der Heide zu holen ist. Wer nicht hierher gehört, der soll da wegbleiben; wir vertragen ja wohl einen kleinen Spaß, aber Bählämmer sind wir nun doch nicht. Das haben sie merken müssen, als wir sie zwischen uns hatten. Sie schnatterten wie die Gänse und pfiffen wie die Ziegenmelker, und hopsten hin und her auf ihren Gäulen, und schossen und warfen ihre Schlingen nach uns. Half ihnen alles nicht. Wir waren unser Hundert und kannten uns in dem Morast besser aus. Und so mußten sie alle bleiben, wo sie waren, und wir kamen

heil fort, bis auf Eike Sötmund, der einen Pfeil in das Herz bekam. Dafür schlug ich dem Kerl, der das tat, das Genick ab.

Eike war mein liebster Freund und Sötmund nannten ihn die Mädchen, weil er so schön singen konnte. Ich machte die Lieder und er fand die Weisen dazu, sang sie und spielte sie auf der Fiedel. Manchen lustigen Tag haben wir zusammen verlebt, und daß er morgen in den Hehlberg muß, das will mir gar nicht in den Kopf. Bei allem, was er tat, lachte er, und als wir ihn aufhoben, hatte er noch ein Lachen um den Mund. Drei Finger und drei Zehen gäbe ich darum, könnte ich ihn noch einmal lachen hören, und nichts als Wasser wollte ich trinken all' mein Leben lang. Und ehe daß ich einmal wieder von Herzen lachen kann, darüber wird Jahr und Tag vergehen. Ich will ihm die drei goldenen Armringe in die Erde mitgeben, die ich dem Kerl abnahm, der ihn totschoß, und mein eisernes Messer, das er so gut leiden mochte, aber nicht geschenkt haben wollte. Ja, das soll er mithaben, und die Kette von den Perlen, die ich aus der Ise fischte, und nach der sich alle Mädchen die Hälse abdrehen.

Ich glaube, es will Morgen werden. Der Wind macht sich auf und die Kraniche fangen wieder an, loszulegen. Da unten wird es auch schon lichter, und die Raben wecken sich auf. Wie kalt das ist; man sollte meinen, es ist Nebelung und nicht Erntemond. Mich schuddert ordentlich. Ich wollte, die Ablösung käme. Ein Krug Warmbier käme mir just paßlich. Horch! Was war das? Ach so; es hat sich da ein Wolf in der Klobenfalle gefangen; die Stange mit dem Strohwisch

ist in die Höhe gewippt. Na, einer weniger! Es sind mehr als genug von den Grauhunden da. Bären auch; drei Beutfuhren haben sie mir allein die letzte Zeit leer gemacht; es ist Zeit, daß wir ihnen an den Balg gehen. Vielleicht übermorgen. Schade, daß Eike nicht dabei sein kann; so gut wie er fing keiner Vetter Plattfoot ab.

„Süh! 'n büschen geschlafen!" Vor mir steht Eike Sötmund, aber in schwarzes Beiderwand gekleidet, und heute heißt er auch anders, nämlich Heini Hennecke, und ist Wiesenmacher und Imker. Aber er sieht genau aus wie Eike und ist der beste Sänger und Tänzer im Dorfe, und arbeiten kann er für vier. Ich glaube, er ist auch ein Stück Dichter; denn seine fröhlichen blauen Augen können manchmal weit weg sein.

Ich gehe mit ihm nach dem Dorfe und um zu hören was er sagt, erzähle ich ihm, was mir geträumt hat. Erst sagt er gar nichts, sondern nickt bloß. Dann sieht er mit verlorenen Augen über das rosenrote Moor und meint: „Ja, Machandelbaumschatten, das gibt absonderliche Träume."

Das muß wohl so sein.

Das Mammut

Tief unten im Moore das Mammut bläst,
Man hört es hoch oben auf der Geest;
Aus allen Lagern rund um das Moor
Eilen bewaffnete Männer hervor,
Gefolgt von der mageren Meute;
Jagdtag, Fleischtag ist heute.

Die Kinder spielen das schöne Spiel
Vom Mammut, das in die Grube fiel;
Das dickste Mädchen muß Mammut sein,
Im Erdloch sitzen und lauthals schrei'n,
Die ganz kleinen Kinder sind Meute;
Jagdtag, Spieltag ist heute.

Der Zaubersmann geht wichtig einher:
Jaja, jaja, wenn ich nicht wär'!
Ich machte gestern den großen Wind,
Da wurde das Untier dumm und blind,
Nun denket auch meiner, ihr Leute;
Jagdtag, Zahltag ist heute.

Das Mammut trompetet in Angst und Not,
Von allen Seiten naht sich der Tod;
Es zischt der Pfeil, es saust der Speer,
Der Quälgeister werden immer noch mehr,
Wie Ameisen bei ihrer Beute;
Jagdtag, Schlachttag ist heute.

Der Häuptling teilt richtig und brüderlich,
Die Mürbebraten behält er für sich;
Ein jeder sackt seinen Anteil ein,
Des Zauberers Stück, das ist grade nicht klein
Am Gerippe balgt sich die Meute;
Jagdtag, Beißtag ist heute.

Was kriecht denn da aus dem Busche heran?
Vom Nachbarstamme ist es ein Mann.
Und noch einer kommt und immer noch mehr,
Des Mammuts Todesschrei lockte sie her.
Hand von dem Wildpret, ihr Leute!
Jagdtag, Rauftag ist heute.

Wir gruben das Loch und wir hetzten's hinein.
Aber wir schlugen's tot und unser soll's sein.
Es funkeln die Augen bluthungrige Lust,
Ein Krieger fällt um, einen Speer in der Brust.
Hülfe, zu Hülfe ihr Leute!
Jagdtag, Bluttag ist heute.

Ein Kriegsschrei hier, ein Kriegsschrei dort,
Die Männer werfen die Fleischballen fort;
Es knirscht der Speer, das Beil das kracht,
Der Zauberer schnell sich von dannen macht,
Erwischt noch manch Stück von der Beute;
Jagdtag, Rafftag ist heute.

Die Sonne hinter der Geest versinkt,
Vom Lager die Totenklage erklingt;
Im Moore liegt ein vergessener Mann,
Der weder leben noch sterben kann
Umringt von der Wölfe Meute;
Jagdtag, Fleischtag ist heute.

Der einsame Wisent

Das war nun schon der dritte Tag, daß die weißen Wetterköpfe rund um das Bruch sich reihten.

Jedweden Mittag kamen sie hinter der Wohld und der Geest und dem Moor heraufgestiegen, bis zum Platzen mit Blitz und Donner geladen; jeden Abend brachte der Vollmond sie grinsend wieder dahin, von wo sie gekommen waren, ohne daß sie ihr Gift und ihre Galle los wurden.

Die Luft lag dick auf dem Bruche. Alle Blumen ließen die Köpfe hängen, und sogar die Buttervögel und Schillebolde wurden faul. Einzig und allein die Bremsen, die Mücken und die Gnitten fanden Freude an der Schwüle und verekelten Mensch und Getier das Leben.

Der Kolkrabe, der mit offenem Schnabel auf dem Runensteine vor der Wohld blockte und jappte, schwang sich mit einem Rucke davon, korrte ärgerlich und schraubte sich aufwärts, denn in der Dickung tappte es laut und brach es gewaltig.

Ein mächtiges Haupt, zottig und breit behörnt, schob den Wirrwarr von Porst, Ellern und Fichten fort, äugte mit bösen Lichtern vor sich hin und zog schnaufend den Wind ein.

Ein alter Wisentbulle war es. Ihn, den Häuptling des Rudels, ihn, den Herrn über zwanzig Muttertiere und Jungkühe, ihn, den Bärenzerreißer und Wolfsindieluftschmeißer, hatte ein jüngerer Bulle abgekämpft und von dem Rudel weggetrieben, mit Schmach und Schande ihn bedeckt und einsam und allein gemacht.

Das war das eine. Aber noch mehr Weh kam über ihn, das ihn mit Wut erfüllte. Wohin er zu einem anderen Rudel trat, wurde er von dannen gejagt und so behandelt, als hätte er die schwere Seuche im Leibe. Schließlich traf er einen Leidgenossen an, einen ungehörnten Bullen, das Gespött und die Verachtung aller Wisentrudel. Mit dem war er seit der Brunft in der Heide hin und her gezogen. Mehr als einmal hatte er an ihm seine üble Laune ausgelassen, ihm, wenn ihm das Blut in das Haupt schoß, die Spitze des Horns zu schmecken gegeben, ein anderes Mal aber wieder ihn da gescheuert, wo die Holzböcke saßen und fraßen.

Aber nun war er allein, ganz allein, so allein, wie der Stein, auf dem der Rabe eben geblockt hatte. Sein Freund, der hornlose Bulle, war in ein Fangloch gestürzt und elend drin verendet. Das alles und die Schwüle und das stechende Geschmeiß machten ihn wild vor Ingrimm. Der alte Bulle schnaufte wütend, denn eine Witterung, die er mehr haßte, als die vom Bär und Wolf, zog ihm in die Muffel, Witterung von Mensch. Er hob das furchtbare Haupt, peitschte seine Weichen mit der Schweifquaste, daß es knallte, und zog der feindlichen Witterung entgegen. Früher war er ihr immer ausgewichen, einst, als er noch in den Sumpfwäldern leben durfte. Nun, da er von Seinesgleichen dahin gejagt war, wo das Tier, das auf zwei Beinen ging, lebte, ging er ihm nicht mehr aus dem Wege.

Er sog die Luft ein, und zugleich Hunderte von Mücken und Gnitten, hustete sie aus, brummte wütend und zog dahin, von wo der greuliche Geruch kam. Er hatte eine Wut auf dem Leibe, eine furchtbare Wut, die er loswerden mußte. Er hatte vorhin eine tote Fichte, die ihm im Wege stand, aus dem Boden gehoben und zerfetzt, hatte einen Ameisenhaufen, der ihn ärgerte, als Spreu in die Luft geschmissen, und schließlich erst einen Jungbären, der ihm entgegentappelte, den Garaus gemacht, und dann dessen Mutter, die vor Angst und Wut brüllend auf ihn los fuhr, zu Brei getrampelt. Und jetzt wollte er die zweibeinigen Biester umbringen.

So zog er dahin, wo ihrer drei das Vieh an dem grünen Saume des Baches hüteten. Der älteste von den drei Jungen bekam mit einem Male ganz blanke Augen, befahl mit einer festen Handbewegung seinen Brüdern, bei der Herde zu bleiben, schlich sich zu einem Ellernbusche, von dem zu einem zweiten und dritten, legte seinen besten Pfeil auf die Sehne des Bogens, riß die Sehne vom Bogen und jagte, während er vor Jagdgier seine langen Zähne in sein Kinn grub, dem Wisentbullen, den seine Falkenaugen erspäht hatten, einen Pfeil in das Blatt, und als der Bulle mit einem starken Ruck zeichnete, lachte er fröhlich in sich hinein.

Es war sein letztes Lachen im Leben. Ehe er sich versah, war der Bulle vor ihm, stieß ihm ein Horn

zwischen die Rippen, warf ihn empor, nahm ihn wieder auf, schleuderte ihn abermals weiter, trampelte ihn zu Brei, daß sein Blut das Gras befleckte, hob dann sein gewaltiges Haupt hoch, schnaufte laut, schüttelte sich, senkte die Hörner, brach in die Herde ein, schlitzte dem Bullen, der ihm entgegentrat, den Leib auf, stieß dem nächsten Jungen, der vor Todesangst zitternd stehenblieb, ein Horn in den Leib, schmiß Stück um Stück von der Herde beiseite, kehrte zu dem Leitbullen zurück, gab ihm den Rest, machte einen formlosen Haufen aus ihm und trollte sich zufrieden, daß er sein Gift und seine Galle los war, nach der Beeke zurück, in deren Schlammflut er sich kühlte.

Unterdessen war der dritte Junge nach dem Dorfe auf der Geest gerannt, hatte mit den Händen gefuchtelt, drei, vier Worte geschrien, war umgeklappt und hatte, als er sich verholt hatte, erzählt, was sich im Bruche begeben habe. Sofort hatten alle wehrhaften Männer die Speere genommen und waren im Laufschritt dem Bruche zugeeilt, hatten abgespürt, die Wohld umstellt, und die leichtfüßigsten Jungkerle über dem Winde in das Holz hineingeschickt. Sie drückten nun langsam die Dickung durch.

Sie fanden den Bullen lange nicht. Er dagegen hatte sie schon geraume Weile vernommen. Aber es war keine Angst in ihm, und auch keine Wut, nur Gleichgültigkeit und Verachtung. Ab und zu, wenn die Mücken zu unverschämt wurden, zog er sein Haupt unter das Wasser, schüttelte es dann, äste das Schilf ab, das ihm entgegenwuchs, grunzte wohlig, scheuerte die Keulen an einem vermorschten Stumpfe, der in der Flut lag,

und hatte so das Gefühl, daß er in der Nacht ein Rudel suchen und sich ihm wieder als Oberhaupt aufdrängen wolle. Denn er fühlte sich wieder, seitdem er zwei der zweibeinigen Tiere samt ihrem Anhang von Vieh beiseite geschmissen hatte.

Da brach es bei ihm in den Ellernloden, brach anders, als wenn ein Elch zieht, ein Hirsch, ein Reh oder sonst etwas. Neugierig hob er das Haupt aus dem Schlamme, zog Wind ein und trat, als er wieder die ihm bis zum Zerplatzen ekelhafte Witterung aufnahm, auf das Ufer. Da standen drei von den Geschöpfen, die er nicht leiden konnte, von den nackthäutigen, schlimm duftenden, lauten, denen der Wolf auswich und sogar der Bär. Er aber ging ihnen nicht aus dem Wege. Er dachte nicht daran. Er wollte ihnen zeigen, wer hier im Bruche Herr und Häuptling wäre. Was die wohl wollen? Keine Haare! Keine Hörner! Keine Hufe! Und so dünn und so leicht! Und als Waffe nichts als Geschrei, und den Gestank, den er nicht vertragen konnte.

Merkwürdige Tiere! dachte er, als der eine mit dem Arm durch die Luft fuhr. Aber dann tat es ihm mit einmal auf dem linken Blatte erst ein wenig, und dann sehr weh. Er warf das Haupt zur Erde und stürmte auf die drei Feinde los. Wieder traf ihn ein Schmerz, im Nacken, und dann fühlte er ein Weh in der Hüfte, und eins, das irgendwo mitten in seinen Eingeweiden saß. Und dann war ihm alles einerlei; er war mitten zwischen den Menschen, fühlte nichts mehr, als eine Freude, genau so, wie damals, als er den alten Platzbullen zu Tode stieß, und der ihm dabei die Dünnung

schrammte, als er erst einen, dann den anderen und zuletzt den dritten seiner Feinde bald zwischen den Hörnern, bald zwischen den Hufen hatte, obwohl er an mehr als einer Stelle seines Leibes feurige Schmerzen empfand und eine seltsame Schwäche über ihn kam.

Angewidert, und doch angenehm berührt, beschnupperte er die Reste seiner Gegner und trat in die Wohld zurück. Die Speere, die ihm im Leibe staken und belästigten, streifte er ab, indem er wütend durch das unraume Holz brach. Aber sehr weh tat ihm das, und ganz matt wurde er darauf. Und merkwürdig ängstlich und schwach wurde ihm, so daß er die enge Wohld verließ und nach der freien Heide hinzog. Als er so weit gewechselt war, verhoffte er, sog wohlgefällig den kühlen Luftstrom ein, der über die Geest herunterwirbelte, und fiel unter einer alten Eiche zusammen, während die Wetterwolken und der Mond sich darum zankten, wer das letzte Wort haben solle.

Da aber der Mond schon etwas an Kraft verloren hatte, behielt die eine Wolke, die über das Moor kam, zuletzt doch recht und spie so viel Gift und Galle aus sich heraus, daß einer ihrer Blitze die alte Eiche traf und sie zersplitterte und versengte samt dem alten einsamen abgekämpften und weidewund geschossenen Wisentbullen.

Nichts blieb von ihm, als sein schwarzgebranntes Haupt mit den gewaltigen Hörnern, und das hing der Gaupriester als Gottesmal über Tors Heiligstatt auf, wo es hing, bis Wind und Wetter es zermürbten und unter die Erde brachten.

Jeduch

Ich stehe hier am Jammerstein
Und schreie meinen Fluch;
Ihr Männer von Meckeloh, hört mein Schrei'n,
Jeduch, jeduch, jeduch!

Hört mein Schrei'n und hört meine Not,
Ich stehe am Jammerstein;
Mein Hennecke, euer Haupt ist tot,
Und Jeduch muß ich ihm schrei'n.

Jeduch auf die Leute aus Lüttgeloh,
Die ihn schlugen mit heimlicher Hand;
Ich rufe Jeduch durch den ganzen Go,
Über Feld, über Moor, über Sand.

Wo die Beeke kommt aus dem großen Moor,
Da fand ich ihn liegen im Sand;
Aus seinem Haar krochen Maden hervor,
In den Augen das Blut ihm stand.

Seinen Brägen hatte der Fuchs verbracht,
Seinen Nacken der Wolf zernagt;
Mit dem Haar hab ich ihm sein Gesicht rein gemacht,
Mit der Hand ihm die Fliegen verjagt.

Sein Arm war hart, seine Hand war rauh,
Sein Herz und sein Mund waren weich;
Seine Augen die waren wie Bachblumen blau,
Keiner von euch ist ihm gleich.

Wo er hinschlug, kam das Gras nicht zurück,
Wo er küßte, küßte er Glut;
Des Dorfes Stolz, meiner Augen Glück,
Da liegt er in seinem Blut!

Bei Nacht und Nebel, vor Tau und Tag
Erschlug ihn das Hundegezücht;
Von hinten traf ihn des Mörders Schlag,
Er lag auf seinem Gesicht.

Keine Nacht noch war er in Wonnen bei mir,
Kein Kind von ihm trägt mein Leib;
Eine Jungfernwitwe, so stehe ich hier,
Ein unglückseliges Weib.

Wenn der Kuckucksruf aus dem Maibaum schallt,
Dann sollte sein Weib ich sein;
Jetzt liegt auf der Deele er steif und kalt,
Und ich bin gelt und allein.

Ich schnitt mir vom Kopfe mein schönes Haar,
Zerkratzte mir Brust und Gesicht;
Aller Zier und Pracht will ich werden bar,
Einem andern gönn ich das nicht.

Will in Lumpen geh'n, will in Lappen sein,
Um den Kopf das Witwentuch;
Und immer bloß schrei'n und schrei'n und schrei'n:
Jeduch, jeduch, jeduch!

Bis Lüttgeloh brennt, bis Lüttgeloh qualmt,
Bis zum Himmel soll blaken die Glut;
Bis der Hammer der Mörder Knochen zermalmt,
In den Mist soll fließen ihr Blut.

Aus Lüttgelohs Balken baut mir dann
Die letzte Lagerstatt;
Und der Mörder Blut soll kleben daran
Das macht meine Augen satt.

Dann will ich legen mein Bestkleid an,
Will tragen das große Geschmeid;
Zu Hennecke geh ich, zu meinem Mann,
Unser Bett, das ist bereit.

Wenn in Lüttgeloh die Kinder schrei'n,
Wenn das Vieh verkohlt im Stall,
Dann will meines Hennecke Weib ich sein,
Will fahren mit ihm zu Walhall.

Ich stehe hier am Jammerstein
Und schreie meinen Fluch;
Ihr Männer von Meckeloh, hört mein Schrei'n,
Jeduch, jeduch, jeduch!

Der Longobarde

Es flogen drei Schwäne über die Heide,
Drei silberne Schwäne und keiner mehr;
Sie kamen von Morgen und Abend und Mittnacht,
Aber von Mittag kam keiner her.

Ihr Silbergefieder trug rote Rosen
Vom Abendrot in die Nacht hinein;
Wie Sterne schimmerten ihre Schnäbel,
Wie goldene Sterne mit hellem Schein.

Sie sangen drei Lieder über die Heide,
Drei alte Lieder, süß und schwer;
Drei Lieder von Liebe und Mühe und Frieden,
Drei liebe Lieder und keines mehr.

Er stand am Tore und sah in die Heide
Und hatte wieder das fremde Gesicht;
Seine Augen flogen hinunter zum Süden,
Und was sie sahen, er kannte es nicht.

Er sah das Meer und die weißen Städte
Und schwarzes Volk gering und gemein;
Er sah es unter dem Schwerte sich ducken,
Und das Schwert war rot und das Schwert war sein.

Er sah seine Faust das Szepter halten,
Die Faust, gewohnt des Pfluges Sterz;

Heiß quoll es ihm in die blauen Augen,
Unruhig schlug sein junges Herz.

Es kam ein Adler von Mittag geflogen,
Ein goldener Adler und keiner mehr;
Seine Schwingen zerschnitten die Abendwolken,
Sein Schlachtgesang fuhr vor ihm her.

Es schlugen Flammen aus seinen Augen,
Flammen, wie Rubine so rot;
Seine Krallen schleuderten helle Blitze,
Jeder von ihnen war der Tod.

Es klang sein Mordschrei über die Heide,
Der heiße Schrei, der Schrei voll Mut;
Drei süße Schwanenlieder verstummten,
Zum gelben Sand floß rotes Blut.

Er lag ohne Schlaf auf seinem Lager,
Sein Herz war matt, seine Seele krank;
Das Morgenrot stieg über die Heide,
Ein Adlerruf aus der Ferne klang.

Er riß das Schwert vom Hirschhornhaken
Und gürtete sich mit hastiger Hand;
Er rief sein Horn in die Nebelheide,
Laut klang es über das stille Land.

Im Frühlicht blitzten die blanken Speere,
Der Adler flog vor dem Volke her;
Ein Siegeslustlied sang er den Männern,
Die silbernen Schwäne sangen nicht mehr.

Der Hellweg

Da hinten in der Heide, wo Has und Fuchs sich Gutenacht sagen, zieht sich ein Fahrweg hin, der weder Anfang noch Ende hat.

Die alte Poststraße heißt er auf den Meßtischblättern, denn ehe daß der Bonaparte die feste Straße durch das tiefe Bruch legte, ging der Verkehr über die hohe Heide.

In der Nähe der Ortschaften ist die alte Straße teils ganz verschwunden und unter den Pflug gekommen, teils in das Landwegenetz aufgenommen und mit Birkenreihen begrenzt; da hinten in der Heide ist sie aber noch wie ehedem.

Wo der Boden eben ist, läuft sie flach dahin, durch hohe Heide hin, wo es feucht ist; auf den trockenen Stellen aber ist die Heide niedrig, weil die Schnucken sie dort kurz halten. Wo das Gelände bewegt ist, da schneidet die Straße tief in den Sand ein, stellenweise so tief, daß sie zum Hohlwege wird.

An manchen Orten ist sie nicht breiter, als eine gewöhnliche Landstraße; wo der Boden anmoorig ist, da ist sie drei- bis viermal so breit, denn in nassen Jahren mußten die schweren Planwagen und Postkutschen zur Halbe fahren, wollten sie nicht im Moraste stecken bleiben. Auch in den Heidbergen ist sie manches Mal von doppelter Breite, denn wenn sommertags der Ostwind

lange wehte, mülmten die Wagentrahen oft so tief zu, daß die Fuhrwerke sich neue Bahnen suchen mußten, und bei hohem Schnee war es nicht anders.

Rechts und links von der Poststraße dehnt sich weit und breit die blanke Heide aus, nur hier oder da von einem Machangel oder einer Krüppelfuhre unterbrochen oder von einer Sandwehe, die aus der braunen Heide hellicht hervorschimmert. Der Sand ist fein wie Mehl; nicht ein einziges Steinchen ist ihm beigemengt, und deswegen kann der Post hier auch nicht wachsen, kommt die Kreuzotter hier nicht fort, während auf der anderen Seite der Aller, wo der Boden nahrhafter ist, da er aus grobem Geschiebe besteht, der bittere Strauch und der böse Wurm gut gedeihen.

Wenn hier aber einmal ein Stein gefunden wird, dann hat es damit eine eigene Bewandtnis. Da, wo die Heide ansteigt, haben die Bauern Fuhren angepflanzt, die zum Teil schlank, zum Teil kraus gewachsen sind und stellenweise ganz ansehnliche Bestände bilden, während sie an anderen Orten nur kümmerlich blieben, so daß sie den tiefen Graben und die Wälle, die, oft zu zweien und dreien nebeneinander die Straße begleiten, manchmal ganz verdecken und dann wieder freigeben. Hier stehen auch einzelne Birken, manche lustig gewachsen, andere schief und krumm, und auch Machangeln finden sich dort, alte breite Büsche, innen hohl wie Lauben, und junge, noch dicht und spitz.

An einer Stelle des gedoppelten Walles bilden alte Machangeln einen Kreis von über fünfzig Fuß im Durchmesser, und in dem Kreise wächst ein Eichbaum, der so aussieht, als wäre er knappe fünfzig Jahre alt,

der aber wohl schon doppelt so lange hier steht, weil er in dem hageren Boden nicht so viele Säfte findet, wie die Eichen jenseits des Flusses in der grünen Marsch. Rund um die Eichen standen fünf andere Eichen, wie der Eichenfarn verrät, der um die fünf breiten hohlen Machangeln wächst. Die Eiche, die hier noch steht, kommt nicht aus dem blanken Boden, sondern wurzelt in dem vermorschten, von einem dichten hellgrünen Kranze von Farnwedeln bekleideten riesigen Stumpfe einer anderen Eiche, zwischen deren olmigem Wurzelwerk sich die Fahrten eines alten Mutterbaues öffnen.

In dem gelben Sande, den die Füchse zutage förderten, findet sich ab und an ein Stein, aber kein runder Kiesel, auch kein buntes Geschiebe, wie es jenseits der Aller massenhaft umherliegt, sondern zierliche, sauber gearbeitete Pfeilspitzen aus blaßgrauem Flintstein, glatt geschliffene Steinhämmer mit einem kreisrunden Loche in der Mitte, faustdicke, durchbohrte Netzbeschwerer aus Stein und dergleichen mehr, auch wohl ein Stück eines von Menschenhänden bearbeiteten Hirschgeweihes, ein Bröckchen grüner Bronze, das vom Rost zerfressene Endstück einer breiten Lanzenspitze, eine alte Münze, ein Knopf mit einem verschollenen Wappen, eine Bleikugel von klobiger Gestalt, eine Schuhschnalle, mit blitzenden Steinen besetzt, ein Hufeisen mit ausgebuchtetem Rande, eine Scherbe von einer tönernen Totenurne oder einem buntfarbigen Kristallglase, lauter Dinge, die von gestern und ehegestern und von noch viel früher reden.

Denn die Eiche, auf deren Stumpfe die krause Eiche steht, war ehedem die Raststelle für die Planwagen und

Reisekutschen, für die Kriegsfähnlein, die hier durch die Heide zogen, und für die Marodebrüder und das Tatternvolk, das den Kriegsvölkern folgte, und bevor die Eiche, von der heute nur noch ein morscher Stumpf steht, erwuchs, reckte eine andere über dieser Stelle ihr knorriges Astwerk; unter ihr lagerten sich die langen blonden Männer nach der Jagd und brieten am geschälten Weidenstocke das Wildbret über der Flamme, die sie mit einem harten Stabe aus olmigem Holze herausgelockt hatten. Lange vor jener Zeit grünte noch eine andere Eiche dort: das war damals, als das Bruch noch ein See war, an dessen sandigen Ufern schlitzäugiges, schwarzhaariges Volk wohnte und den Lachs und den Stör fing, der sich aus dem Flusse in den See verirrte, bis die blonden Weidebauern von Norden herniederstiegen und die gelben Leute vor sich hertrieben wie der Wind den Flugsand.

Ganz wenige Eichen wuchsen damals hier, denn die Höhen hielt die Fuhre besetzt und in der Niederung zankt sich die Fichte mit den Birken und den Ellern um den besten Platz. Die blonden Leute aber wollten Eichen um sich sehen, denn diese gaben ihnen Mast für ihre Schweine; so ringelten sie die Fuhren und Fichten tot und pflanzten überall Eichen an, und mit der Zeit wurde aus dem ganzen Lande ein einziger hellichter Eichenhain, unter dem süße Gräser und nahrhafte Kräuter wuchsen, und nur auf den dürrsten Sandhöhen blieb die Fuhre am Leben, bloß in den nassen Tiefen durfte die Fichte weiter bestehen. Die alte Eiche galt den blonden Männern als heiliger Baum; deswegen schlugen sie rund um sie her die Fuhren nieder,

pflanzten fünf Eichen in regelmäßigen Abständen um sie her und verbanden die gegenüberstehenden so durch schmale, mit weithergeholten Steinen gepflasterte Wege, daß das Zeichen der ewigen Wiedergeburt, die beiden, übereinander liegenden Dreiecke, der Stern mit den fünf Zacken, der heilige Kreis entstand. Hier lobten sie an den hohen Tagen Wode und Frigga, feierten sie die Siegesmahle, wenn es ihnen gelungen war, die Südlandsleute in die Irre zu locken und zu vernichten, tranken sie Minne den großen Toten ihres Volkes, deren Brüste das Pilum der Römer zerrissen oder deren Schädel die fränkischen Pfeile durchbohrt hatten.

Da die alte Eiche auf der Strecke lag, die von Nordwesten zum Südosten ging und das Nordmeer mit dem Binnenlande verband, so führte die Völkerbahn an ihr vorbei; deshalb wurde sie mit der Zeit zu einer Straße, und weil sie an dem heiligen Baume vorüberlief, hieß sie der Hilweg, der heilige Weg, und auch der Hellweg, der Hehlweg ward sie genannt, denn manche tapfere Schar zog auf ihr gen Süden und kam nicht wieder, weil sie an den Gestaden des Südmeeres zugrunde ging, entweder unter den Schwertern der römischen Söldner, oder in den Lüsten des üppigen Lebens. Viel Volk ist diese Straße gefahren, unbekannte Stämme, deren Steingräber hier und da in der Heide stehen, phönizische, griechische und römische Händler, fränkische und angelländische Mönche, die Wode zum Satan und Frigga zur Hexe machten und den heiligen Fünfstern ein Höllenzeichen hießen.

Allerlei Blut ist zu beiden Seiten des Hellweges geflossen; die Kolkraben brauchten damals nicht so weit

nach Atzung zu fliegen, wie das letzte Paar, das hier noch horstet als Erinnerung an die Zeiten, da die Heide ein Wald war, in dem der Adler wohnte und der Schwarzstorch, in dem der Bär das Elchkalb riß und der Grauhund den Hirsch zu Stande hetzte. Bunt ging es damals hier zu; überall kreischten die Blauracken, und wenn sie von Stamm zu Stamm flogen, dann war es, als ginge Frigga durch den Wald und die Sonne spielte auf ihrem Stirnschmucke; allerorts stelzte der Wiedehopf und erfüllte den Wald mit seinem Geläute, ohne sich um die halbnackten Blondköpfe zu kümmern, die das Vieh an ihm vorübertrieben.

Elch und Hirsch sind verschwunden, der Bär auch; wenn sich auch ein Grauhund nach dem Kriege gegen Frankreich noch einmal spürte oder sich ein reisender Adler blicken läßt, sie gehören nicht mehr hierher; statt des Hirsches weidwerkt der Jäger den Rehbock, und Reinecke Rotvoß dünkt ihm ein gefährliches Untier. Auch der Schwarzstorch ist selten geworden, die Blauracke verschwand und ein einziges Paar Wiedehopfe lebt hier noch, ist aber scheu und heimlich; im Laufe der Jahrhunderte fraß die Saline zu Lüneburg die Eichen auf und die Vögel des Eichenwaldes zogen fort.

Heute ist es dort fast so, wie damals, als die schlitzäugigen, schwarzhaarigen Lachsfischer mit den breiten, gelben Gesichtern da hausten; blank sind die Höhen und leer die Tiefen. Einzig und allein die Fuhre vermag hier zu leben, einige Birken, die Machangeln und die eine Eiche, die auf dem Stumpfe ihrer Urahnen wächst. Aber doch ist es hier schön, wenn auch nur der Kriechginster hier und da etwas Gold zwischen das

braune Heidkraut streut und die Murke Silber über das Moor wirft, wenn auch nur die Haubenmeise und der Fink hier singen, Kuckuck und Schwarzspecht hier rufen und die wilden Tauben; denn um die Unterstunde, wenn die Sonne auf der Heide liegt und kein Halm sich regt, summt Frau Sage den Sang von dem, was einst hier war, und es rauschen die Blätter der Eiche, in Sehnsucht nach der alten Zeit erschauernd.

In den hohen Nächten, in der ersten Maiennacht, der Nacht der Wodefreite, und um die Sonnenwende, dann geht Er den Hellweg entlang, Er, der hier einst geehrt wurde mit Gesang und Brand; auf seinen Schultern sitzen die Raben der Weisheit und raunen ihm Runen zu, und vor ihm her traben die Grauhunde der Vorsicht, um zu wittern, was über dem Winde auf dem Wege ist.

In den heiligen zwölf Nächten aber jagt Wode hier, wie vordem; wer dann über die Heide muß, der hört durch den Sturm den Hall der Meute, das Ansuchen und das Klappen der Peitschen hellweg über die Heide schallen; und scheu drückt er sich hinter den Machangelbusch, bis sie vorüber ist, die wilde Jagd, die Meute und die Waidgesellen, und vornweg von den Raben umflattert, von den Grauhunden umheult, Wode, der Hellwegreiter.

Die rote Rune

Bleede Bluthand sprang von des Schiffes Rand,
Seine Mannschaft hinter ihm drein,
Und er sah nach dem grünen Marschenland,
Und er wog das Schwert in der schwieligen Hand,
Und begann ein Lied, und wer bei ihm stand,
Der fiel voll Freuden ein:

„O du Rune rot, o du Rune fein,
O du Rune so rot wie das Blut,
Rote Runen werden am Himmel sein,
Rote Runen trocknen am Schwerte mein,
Rote Runen schenk ich dem Mägdelein,
Daß es weiß, wie das Lieben tut!"

Der Tage siebene gingen vorbei,
Sieben Dörfer standen in Brand;
Und die Luft war voll von Rabengeschrei,
Und der Wolf vergaß, was Heißhunger sei;
Denn die Wikinger sangen die Blutlitanei
Die Kreuz und die Quere im Land.

Es kam die Nacht auf den siebenten Tag,
Bleede Bluthand lag und schlief;
Ein rosiges Mädchen im Arme ihm lag,
Ihr Vater starb durch des Schwertes Schlag,
Ihrer Mutter Herz vor Entsetzen brach;
Bleede Bluthand schlief ruhig und tief.

Und es schlich herbei und es kroch heran,
Das nackende Messer im Mund;
Und es würgte die Schildwachen Mann für Mann,
Und der Meerwölfe Herzblut im Sande zerrann,
Unehrlichen Strohtod jedweder gewann,
Der da schnarchte im grasigen Grund.

Bleede Bluthand schlief und atmete schwer,
Denn eine Nachtmahr brachte ihm Not;
Das Schiff gehorchte dem Steuer nicht mehr,
Tote Männer schwammen neben ihm her,
Und die Wellen die gingen die Kreuz und die Quer,
Und vom Ufer her lachte der Tod.

Bleede Bluthand stand vor dem großen Stein,
Und die Bauern hielten Gericht;
Und das bei ihm geschlafen das Mägdelein
Das stieß ihm den Dolch in die Augen hinein,
Nahm das Sonnenlicht ihm und den Mondenschein,
Und spuckte ihm in das Gesicht.

Und sie banden ihn in sein Drachenboot
Und stießen's hinaus in die Flut;
Und sie sangen das Lied von der Rune rot,
Von der Blutrune Lust, von der Blutrune Not,
Drei Runen sie gaben ihm mit in den Tod,
Drei Runen, so rot wie das Blut:

„O du Rune rot, o du Rune schön,
O du Rune, so rot wie das Blut,
Rote Rune soll der Wind dir wehn,
Rote Rune soll dein Auge sehn,
Rote Rune sei dein Sterbegestöhn,
Daß du weißt, wie das Lieben tut."

Die Möwe

Eine Möve habe ich gefunden,
Rotes Blut entquoll der bitter Wunden,
Ihren Flügel habe ich verbunden;
Armes Vögelein,
Mußt nun bei mir sein,
Niemals heilt dir mehr der Fittich ein.

Sah so lange keine Möve fliegen,
Bis ich diese fand im Sande liegen,
Ihren Kopf ins Haidkraut niederschmiegen;
Dreißig Jahre lang,
Hör' ich Kettenklang,
War ein Seefürst einst so frei und frank.

Drei mal Tausend sind wir ausgezogen,
Uns're Drachen durch die Fluten flogen
Und es duckten sich die grauen Wogen,
Als wir kamen an,
Drei mal tausend Mann,
Wie man besser sie nicht finden kann.

Uns're Schiffe flogen wie die Schwalben,
Unsern Feinden halfen keine Salben,
Uns're Pfeile waren allenthalben;
Vor uns ging der Tod,

Hinter uns die Not,
Uns're Hände waren immer rot.

Als die Kiele dann zu Strande rannten,
Alle Dörfer in den Marschen brannten,
Alle Bauern nach der Geest sich wandten;
Und wir hinterdrein,
Immer querlandein,
Denn die ganze Welt sollt' unser sein.

So sind wir ins Binnenland gezogen,
Ließen hinter uns die guten Wogen,
Die dem Wiking nie die Treue bogen;
Wer die Treue bricht,
Den der Treubruch sticht,
Über uns herein kam das Gericht.

Uns're Feinde heulten sich zusammen,
Uns're Drachen gingen auf in Flammen,
Durch die Deiche graue Wogen schwammen;
Wir verließen sie,
Und nun folgten die
Uns ins Land, wie dummes treues Vieh.

Drei mal Tausend sind wir ausgefahren,
Drei mal Hundert von uns übrig waren.
Drei mal Zehn vergingen mir an Jahren,
Daß ein Knecht ich bin,
Stumpf an Leib und Sinn,
Hinter mir da klirrt die Kette hin.

Einmal möcht' ich über See noch fliegen,
Einmal an das Drachenhaupt mich schmiegen,
Sehen, wie sich graue Wogen biegen;
Jede Nacht im Traum
Schmeck ich Wellenschaum,
Hör' das Knarren ich vom Ruderbaum.

Weißer Vogel, wolltest dich nicht schämen,
Wolltest lieber dich zu Tode grämen,
Denn ein Fischlein aus der Hand mir nehmen;
Ja, du warest klug,
Wen die Schwinge trug,
Dem ist Landgang niemals gut genug.

Habe Dank, du liebes Seegeflügel,
Allzulange trug ich Zaum und Zügel,
Brechen will ich meiner Kette Bügel,
Fließe! rotes Blut,
Brause! graue Flut,
Bin ein Seefürst wieder hochgemut.

Die sieben Steinhäuser

Die Frauen vom Stamme der roten Hunde
Die schrien auf wie aus einem Munde,
Die weite braune Heide erklang
Von ihrem gellenden Jammergesang.

Die Wölfe stoben entsetzt von dannen,
Das Rotwild polterte in die Tannen,
Der Adler ruderte hastig vorbei,
Vergrämt von dem gellenden Jammergeschrei.

Die Krieger umstanden die Bahren im Kreise,
Sie sangen die dunkele Racheweise,
Sie sangen das alte böse Lied
Von dem roten Hund, der auf Raub auszieht.

Der Häuptling stand zu Füßen der Bahren,
Die rote Fellkappe auf den Haaren,
Die rechte Hand umschloß das Beil,
Die andere lag auf dem Feuersteinkeil.

Sah nicht zur Rechten, sah nicht zur Linken,
Seine Augen starrten, ohne zu blinken,
Auf seiner toten Söhne Gesicht,
Seine schmalen Lippen die zuckten nicht.

Sein Antlitz färbten die Zeichen der Trauer,
Sieben weiße Striche und ein blauer,
Die Brust war siebenmal aufgeschlitzt,
Die Stirne siebenfach blutig geritzt.

Er hob das Beil, der Kreis sich teilte,
Vom Lager her der Zauberer eilte,
Er führte herbei ein weißes Roß,
Von dessen Maule der Geifer floß.

Die Frauen schrien, die Männer sangen,
Die Schilder dröhnten, die Hörner klangen,
Der Zauberer riß mit dem heiligen Stein
Dem Schimmel die Opfermarken ein.

Und warf ihm Staub in die weiße Mähne,
Und rieb ihm Asche zwischen die Zähne,
Und sengte die Locke auf seiner Stirn
Und trieb ihm das Messer in das Gehirn.

Die Hörner heulten, die Schilde klangen,
Die Weiber schrien, die Krieger sangen,
Der Zauberer schwang das brennende Scheit
Und weihte die Toten der Dunkelheit.

Aus sieben Bahren schlugen die Flammen
Und kamen in einem Rauche zusammen,
Des brennenden Wacholders Duft
Erfüllte weit und breit die Luft.

Die Flammen flackerten auf und nieder
Und fraßen der Häuptlingssöhne Glieder,
Die Krieger sangen das böse Lied
Von dem roten Hund, der auf Raub auszieht.

Und sangen das Lied wohl sieben Jahre,
Und ließen wachsen am Kinne die Haare,
Und wuschen Leib nicht und Gesicht,
Und schliefen bei ihren Frauen nicht.

Es blieb das Beil in ihren Händen,
Das Messer wich nicht von den Lenden,
Es flog in jedes Kriegers Haar
Der rote Fuchsschwanz sieben Jahr.

Bis daß vertilgt waren von der Erde
Die Männer vom Stamme der weißen Pferde,
Es blieb verschont nicht Weib noch Kind,
In ihren Schädeln pfiff der Wind.

Da machte der bunte Stock die Runde
In allen Hütten der roten Hunde
Und rief die Krieger alle heran,
Sie kamen im Festschmuck Mann für Mann.

Und feierten das große Gelage,
Das dauerte ganze sieben Tage.
Die weite braune Heide erklang
Von ihrem gellenden Jubelgesang.

Dann bauten sie lange, breite Dämme,
Dann fällten sie lange, dicke Stämme,
Dann wälzten immer hundert Mann
Die großen Steine der Heide heran.

Daraus sie sieben Kammern türmten,
Die sieben Totenurnen beschirmten,
Und wölbten hoch den gelben Sand,
Hell leuchtend aus dem braunen Land.

Zu geben weit und breit die Kunde
Vom Rachekrieg der roten Hunde,
Von ihrer sieben Helden Tod
Und von der Schimmelreiter Not.

Die Heidjäger

Über Nacht war eine Hauptneue gefallen; weiß und weich lag sie auf der Heide.

Nirgendswo war ein Büschel Heidkraut zu sehen; die Wacholder hatten weiße Röcke angezogen; der Kiefern dunkle Locken waren weiß geworden über Nacht.

Hungrig krächzten die Krähen über die weiße Wüste; sie fanden kein Futter; hungrig rief der Kolkrabe über die verschneite Heide; er traf keinen Raub an; hungrig schnürte der Fuchs durch das pfadlose Moor; es gab nichts zu reißen.

Als die letzten Sonnenmale auf dem Schnee verblichen, als die Stämme der Kiefern ihren roten Schein verloren, als Stern auf Stern am Himmel schien, da knirschte der harte Schnee.

Große schwarze Schatten mit langen Hälsen und hohen Lauschern schoben sich aus dem Stangenort, zogen in die Heide, machten halt, sicherten, zogen weiter, verhofften wieder, wenn die aufhakende Eule im Holze einen dürren Ast abstieß, und zogen tiefer in die Heide hinein, den Feldmarken des Dorfes zu.

Als im Westen der allerletzte Schimmer zwischen Heide und Himmel verloschen war, brach es wieder im

Holze, knirschte der Schnee wieder in der Heide; dicke schwarze Klumpen tauchten auf, bliesen laut lange Dunstwolken vor sich hin, pflügten mit den Gebrächen den Schnee auf, bliesen wieder und trollten über die Heide.

Als sie an dem alten Dietwege angelangt waren, da preschte das Leittier zurück und die alte Bache verhoffte; denn über die Heide kam etwas heran, es kam mit dem Winde und hatte keine Witterung, es ging über dem Winde und ließ sich nicht vernehmen.

Regungslos erstarrt, nur die Lauscher regend und mit den Gehören spielend, stand das Rotwild da, verhofften die Sauen; vergebens zogen sie den Wind ein, er brachte ihnen keine Kunde; das Leittier machte einen großen Bogen nach Norden, die Bache trottete im Halbkreise nach Süden, dann stob das Rudel hierhin und die Rotte trollte dahin.

Quer über die Heide aber kam ein Mann; der war lang und dünn, hatte einen roten gelbverschnürten Rock an, einen Dreispitz auf dem Kopfe, weiße Lederhosen um die dürren Schenkel und umgeschlagene Krempstiefel an den Füßen; um die Schultern hing die Rüdemannspeitsche, an der Hornfessel das gelbe Horn, die kurze Feuerschloßbüchse hatte er über das Kreuz geschoben und recht bequem die weißbehandschuhten Hände über Kolben und Mündung gelegt; ein Dutzend Fixköter aller Art schnüffelten hinter ihm her.

Der Mann und die Hunde traten den harten Schnee so leise, daß er nicht knirschte; die Hunde hatten alle nur drei Läufe, kein weißer Dunst kam aus ihren

Nasen, und auch der Mann hatte keinen sichtbaren Atem, und er ging doch so schnell und die Luft war so kalt.

Wo die Fährten des Rotwildes den Schnee narbten, da blieb er stehen; er bückte sich tief, legte die vier Finger der rechten Hand in die eine Fährte, lächelte, nickte und prüfte die andere starke Fährte ebenso; auch wo die Sauen sich fährteten, blieb er stehen und sah sich die Fährten an, und die Hunde steckten ihre Nasen hinein.

„Zwei jagdbare Hirsche, ein angehender Keiler und ein hauendes Schwein", rief da eine Stimme. Die Hunde sträubten die Rückenhaare und knurrten, aber dann drängten sie sich winselnd und wedelnd um den Mann, der sich aus dem Schatten des breiten Wacholderbusches erhoben hatte; er trug eine Otterfellmütze, einen grünen Jagdkittel ohne Gürtel, ein Dachsholster an der Seite und hatte einen langen Vorderlader umgehängt; die Beine steckten in dicken Manchesterhosen, und er trug derbe Nagelschuhe und gelbe Knöpfgamaschen.

„Na, Eidi, schon lange da?" fragte der Mann im roten Rock und gab dem Grünkittel die Hand. Der lächelte still in seinen krausen rotbraunen Bart und nickte: „O ja, schon eine ganze Weile! Solange wenigstens, daß ich das Wild nicht vergrämte, wie andere Leute!" Der Rotrock lachte und meinte: „Die Luft ist mächtig kalt heute abend; da täte ein kleiner Schluck gut", und der Grünrock lächelte wieder, holte aus seinem Holster eine dicke, runde Flasche, auf die ein feuerroter Hirsch und ein schwefelgelbes Reh, von

giftgrünem Blattwerk umrankt, gemalt waren, nahm den Pfropfen ab, trank einen Schluck, setzte den Pfropfen wieder auf und reichte die Flasche dem Rotrock, der auch einen guten Zug tat.

Der Grünkittel schlug mit Stahl und Stein Funken in den Schwamm, legte ihn in seine kurze Pfeife, gab dem Rotrock glimmenden Tabak ab, der damit seine Tonpfeife in Brand setzte, und dann pfiff der Grünkittel dreimal gellend auf den Fingern. Da tauchte unten auf dem Dietwege eine kleine Gestalt auf und kam näher. Es war ein bartloser Mann mit schlauem Fuchsgesicht, ganz in verschossenen Manchester gekleidet, er trug Kniestiefel, eine alte grüne Mütze, einen Rucksack aus Sackleinwand und eine Lefaucheuxbüchsflinte.

„Nanu," sagte der Rotrock, „was ist denn das für ein Gast?" Der Grünkittel lächelte wieder: „Der Mann aus Magenhagen, Helljäger, den vorigen Herbst der Deubel geholt hat. Hast du davon nichts gehört? Der kleine Förster aus Öbese war fixer als er. Weidewund, in einer Stunde tot. Bißchen einfacher Kerl, Pötter heißt er, aber doch besser als dritter Mann beim Solo als der Mondschäfer, der das Faulspielen nicht lassen kann. Und man kann mit ihm noch über Wild und Weidwerk reden."

„'n Dag," sagte der Ankömmling, zog langsam die Hand aus der Hosentasche und gab sie erst Eidi und dann dem Helljäger. „Heute Nacht müßte man ablappen; das ganze Zeug steht vor dem Dorfe im Holze. Zwei davon haben tüchtig auf." Dann holte er ein Schwefelholz aus der Tasche, steckte sich eine Zigarre an und dampfte bedächtig.

Der Helljäger, der den Mann erst sehr von der Seite angesehen hatte, machte ein freundlicheres Gesicht, als er ihn so reden hörte, aber er meinte: „Ach was Jagd, ich danke; habe genug gejagt in meinem Leben; das bißchen Wild, das hier noch ist, können sich andere holen. Mich verlangt nach einem Solo und einem vernünftigen Gespräch. Man liegt sich ja krumm und dumm unter dem Rasen und weiß nicht mehr, was auf der Welt vorgeht. Holla, voran, die Nacht ist kurz!"

Da stiefelten denn die drei los, den Heidberg hinauf, den Dietweg entlang, in den alten Stangenort hinein, und wo der fünf uralten Steingräber weite Mäuler gähnten, da machten sie halt; Eidi räumte den Schnee von dem größten Grabe fort, Pötter holte Steine zum Sitzen herbei, und der Helljäger sorgte für Brennholz.

Bald leuchteten rote Flammen aus der alten Steinkammer heraus, der Schnee taute von den Rändern der gewaltigen Steinplatten, und der Rauch zog durch die Wipfel der Kiefern; und hinter dem Feuer hockten die drei, ließen die Flasche kreisen, dampften ihre Pfeifen und schmetterten die Karten auf den alten Stein, daß es knallte.

Das Feuer und der Wacholderbranntwein taten bald ihre Schuldigkeit; die Köpfe glühten, die Augen glänzten; der Helljäger brüllte mit lauter Kehle das Lied: „Der Wilddieb Eidi war ein Mann von großen Geistesgaben", und Eidi lächelte geschmeichelt, langte aus Pötters Rucksack noch eine Steinkruke und trank dem Helljäger zu nach alter Art; lustig klang das durch den stillen Wald: „Helljäger, eck seih di!" „Eidi, dat freut

mi!" „Eck sup deck to!" „Man to, man to." „Eck hebb deck tosopen." „Hest den richtigen dropen!" „Prost!" „Prost!" „Prost!" „Hoo-Rüd-Ho! Wahrtoo, min Hund, wahrtoo!"

Mächtig aufgekratzt waren die drei, ganz gewaltig, und als der Mondschäfer ankam, da ging das Leben erst recht los, und eine Jägergeschichte nach der andern ging um; der Helljäger erzählte, wie er einmal drei Sauen hintereinander habe auf eine Feder auflaufen lassen, und Eidi beschrieb, wie er den Achtzehnender, den ein junger Prinz erlegen sollte, zehn Minuten vorher geschossen habe, ehe der hohe Herr ankam: „Junge", sagte er und lachte, „da hieß es aber auskratzen. Ich mußte man machen, daß ich das Geweih herausschlug, und dann heidi! Es fehlte nicht viel, dann hatten sie mich. Aber ich goß mir Schnaps auf die Sohlen, und da verlor der Hund die Fährte. So ein kleiner Schnaps ist immer gut!"

Der Helljäger lachte und forderte Pötter auf, auch ein Stückchen zu erzählen; aber als der von gewilderten Böcken und Ricken anfing, da lachte der Rotrock: „Schöne Jagd das! Rehe, darauf pfiffen wir zu meiner Zeit; mit der minderen Jagd gaben wir uns nicht ab; der edle Hirsch und die ritterliche Sau, alles andere ist doch man zahme Jagd. Wenn ich noch an den Vierundzwanzigender denke, den ich meinem lieben Kameraden Bideloh hundert Schritt vor dem Hause wegschoß! hahaha! und an die anderen alle! bis sie mich dann erwischten; und als sie mir den Ruß aus dem Gesicht wischten, na, die Gesichter! ‚Donnerslag,' sagte der Bideloh, ‚und Haubitzen, das ist ja unser Gehegereuter. Dacht' ich's doch!' Wäre ich nicht tot gewesen, ich hätte mich dot gelacht, damals!"

Sie lachten, der Helljäger, Eidi und Pötter, die drei Heidejäger, die alle mit einer Kugel ihr Freijagen gebüßt hatten, und sogar der Mondschäfer lachte lauthals mit; denn der hatte auch keine Grenzen gekannt und immer über die Grenzgräben gehütet; und als sie mitten im hellen Lachen waren, da schoben sich zwei lange, mit Lederhosen bekleidete riemenumschnürte Beine in die Steinkammer, und hinterher ein langer Oberleib in buntbenähter Lederjacke, und darauf saß ein schmaler, blondbärtiger Kopf, den eine Bärenfellmütze bedeckte, und der fremde Mann lachte und sagte: „Ihr machet solchen Lärm, daß ich aufwachte in meinem Hügel. Was habt ihr denn da zu trinken? und ich bin Hennecke, des Wulfes Sohn!"

Die andern sahen ihn sich genau an. Es war ein stattlicher Kerl; er hatte eine langstielige Axt aus Bronze im Gürtel und ein breites Messer und über den Knien einen kurzen dicken Speer mit handbreitem Stichblatt liegen. Der Mann lachte, als der Helljäger von den Hirschen erzählte: „Ist mir eine schöne Jagd für Männer! Hohoho! Unsere Jungens jagten den Hirsch, aber die hohe Jagd auf den Bär und den wilden Ochsen, das war Manneswerk; den Bären habe ich mit dem Speere kaltgemacht und den wilden Ochsen mit dem Messer; das war anders damals hier; nicht lauter Fuhren: Eiche bei Eiche! und auf der Eiche saß ich, über dem Wechsel, und wenn die wilden Ochsen kamen, dann herunter, auf den Buckel gesprungen, Messer in das Herz! Das war noch eine Jagd!"

Der Helljäger machte ein langes Gesicht, als der Langobarde so prahlte, Eidi auch und Pötter erst recht. Aber da kam schon wieder ein neuer Gast, ein breitschultriger, langarmiger, kurzbeiniger, kleiner Kerl mit braungelbem Gesicht, schiefen Augen, breiten Backenknochen und öligem, schwarzem Haar, das in einem Knoten auf dem Scheitel zusammengewickelt und mit Bernsteinperlen durchflochten war; Felle umhüllten ihn, in seinem Gürtel steckten Steinbeil und Flintmesser, und seine breite Faust umspannte einen dicken Bogen und lange dünne Pfeile.

Mit rauhen Kehltönen begrüßte er die Gesellschaft; Krwo hieße er, und er habe hier früher auch gejagt, ehe die Langobarden im Lande saßen. „Bär und Ochs, die gab es damals auch, aber besseres Wild noch: den Riesenelefanten trieben wir in die Todesgrube, das Nashorn erschlugen wir mit dem Fallspeere, den Höhlenbären stachen wir im Lager tot und unsere jungen Söhne erlegten den Riesenhirsch und den Schelch, den Bisamochsen und das Ren. Damals lohnte es sich noch, Jäger zu sein. Unter diesen Steinen haben meine Leute meine Asche begraben, als meine Hände anfingen zu zittern und mein ältester Sohn mir mit dem Steinhammer den Ehrenhieb gab; und dreißig Gefangene gaben sie mir als Geleite mit. Ja, das waren Zeiten!"

Der Fremde saß und sann; in seinem blau tätowierten Gesicht glänzten die schwarzen Augen. Als ihm Eidi die Flasche bot, da zog er gehörig, seine Backen röteten sich, und mit hohler Fistelstimme begann er zu singen: „Unsere kleinen Söhne jagen den

Schelch und töten ihn in dem Moore; unsere jungen Männer jagen den Nordbären und töten ihn in dem Walde; wir Männer aber hetzen den Elefanten in die Grube, wenn unsere Weiber nach Fleisch schreien. Und alle Jahre einmal ziehen wir weit weg, ein besseres Wild zu jagen, wir Männer vom Stamme der roten Hunde; dann rauchen die Hütten der anderen Stämme, ihre Weiber weinen, unsere Hände sind rot, und unsere kleinen Söhne schießen nach den Gefangenen an den Pfählen, und ihre Schwestern jubeln dabei."

„Den Deubel auch," sagte der Helljäger und stieß Eidi an, „das scheint ein schöner Bruder zu sein. Pfui Luder! Ein Menschenjäger, hat am Ende Menschenfleisch gefressen." Auch der Langobarde rückte von dem Kopfjäger fort, Pötter machte ein ganz verbiestertes Gesicht, und der Mondschäfer sagte, er müsse nach seinen Lämmern sehen. Der Mann mit dem Steinmesser aber höhnte die andern, nannte ihr Jagen ein Knabenspiel und ein Kinderweidwerk, und im Handumdrehen gab es Zank und Streit, und durch den stillen Winterwald klangen Zankworte und Schimpfreden.

Da trug der Wind vom Dorfe das Läuten der Neujahrsglocken heran, der Mondschäfer löste sich im Nebel auf, der Helljäger zerfloß in Dunst, der Langobarde verschwand wie ein Schatten, Eidi verblaßte zu einem Schemen, und der Steinzeitmensch und Pötter, der Wilddieb, verloren sich in der grauen Luft.

Helljagd

Schneelicht die Heide, hell und klar,
Zu Ende geht das alte Jahr;
Sucht sich sein Grab im weißen Schnee
Samt seiner Wonne, seinem Weh.

Ich starre in die Nacht hinein.
Der Himmel ist voll blankem Schein;
Ein Sternlein bei dem andern steht,
Wie Silberblumen ausgesät.

Ich bin nicht traurig, bin nicht froh,
Mein Herz, das ist in Nirgendwo;
Es ist nicht da, es ist nicht dort,
Es ist an einem andern Ort.

Da kommt mein Blick zu mir zurück,
Da heb' ich das gesenkte Genick,
Da horch' ich in die Nacht hinein,
Da hör' ich eine Eule schrei'n.

Der Eule Schrei der war es nicht,
Ich senke wieder das Gesicht;
Denk nicht an dies, denk nicht an das,
Ich weiß nicht wie, ich weiß nicht was.

Mein Blick geht wieder geradeaus,
Der Fuchs steht auf dem Seelenhaus,
Steht schwarz auf dem verschneiten Stein,
Bellt heiser in die Nacht hinein.

Des Fuchses Bellen war es nicht,
Ich senke wieder das Gesicht;
Da kommt der Ruf von Nimmermehr,
Und Nirgendwo noch einmal her.

Hohl kommt er her vom Seelenland,
Ich nehm' die Büchse in die Hand;
Im wilden Walde geht der Wind,
Sein Lied zu summen er beginnt.

Der Wind im Walde war es nicht,
Ich senke wieder das Gesicht;
Bis ich vergesse, wo ich bin,
Da hallt es nochmals nach mir hin.

Die Uhr im fernen Dorfe schlägt,
Zwölf Schläge es herüber trägt;
Da lausche ich mit offnem Mund,
Ich höre meinen toten Hund.

Viel Stimmen kommen querfeldein,
Mit Ho Rüd ho und Hussaschrei'n;
Weit weg sind sie und wieder nah,
Sind hier nicht und sind auch nicht da.

Die Sterne springen hin und her,
Sie springen in die Kreuz und Quer;
Sie treten rechts und links zur Seit
In ihrer hellen Herrlichkeit.

Es öffnet sich das Himmelstor,
Der weiße Keiler bricht hervor;
In seiner Fährte braust die Jagd
Hernieder durch die Weihenacht.

Ich halt' das Hüfthorn an den Mund:
Daher, daher, mein lieber Hund;
Gesellmann mein, Gesellmann fein,
Heut wollen wir beisammen sein.

Daher, daher, mein roter Hund,
Es trieb dich her zur guten Stund;
Daß du gelassen hast dein Grab,
Darein ich dich gebettet hab'.

Voran, mein Hund, voran, voran,
Weis' her, weis' her, die Jagd geht an;
Es hallt das Horn, es hallet nah,
Der hohe Jagdherr der ist da.

Er reitet kreuz, er reitet quer,
Der weiße Keiler flieht daher;
Und hinter ihm das Grauhundpaar,
Und hinterdrein die ganze Schar.

Der Grauhund bellt, der Rabe schreit,
Nun ist sie da die hohe Zeit;
Zur Fährt', mein Hund, mein roter Hund,
Zur Fährt', mein Hund, und such' verwundt'.

Hei Helljagd schön, hei Helljagd gut,
Der hohe Jagdherr schwenkt den Hut;
Sein Schimmel trabt ob Stock und Stein,
Wir müssen beide hinterdrein.

Dahin, dahin, mein roter Hund,
Wir trafen uns zur guten Stund;
Das ist die Nacht, die helle Nacht,
Die Toten reiten auf die Jagd.

Sie reiten scharf, sie reiten schnell,
Sind allzusammen heut zur Stell';
Schön laut, mein Hund, mein Hündlein rot,
Gestorben, ist noch längst nicht tot.

Was Tod, was Grab, was Weh, was Leid,
Der Grauhund bellt, der Rabe schreit;
Den weißen Keiler jagen wir,
Das adelige Hochgetier.

Es wetzt sein goldenes Gewapp
Und schlägt die bunte Meute ab;
Auf seinem Blatte, blink und blank,
Da rinnt der rote Schweiß entlang.

Der Rüdemann, der reitet vorn,
Er bläst sein gelbes Rüdehorn;
Er schwingt die Peitsche lang und schwank,
Ihr Knall der ist wie Donnerklang.

Ein blauer Blitz folgt hinterher,
Der Helljagdreiter warf den Speer;
Hu Hatz, mein Hund, hu Su, hu Su,
Dazu, mein Hund, dazu, dazu!

Dazu, mein Hund, mein lieber Hund,
Dazu, dazu und such' verwund't;
So recht, so schön, mein Hündlein rot,
Daher, daher, laß ab, tot, tot!

Tot, tot, mein Hund, daher, daher,
Der grimme Basse lebt nicht mehr;
Der weiße Schnee ward rosenrot,
Es ruft das Horn: Sau tot, Sau tot.

Ein Horüdhoh hallt durch die Nacht,
Daß jeder Ast im Walde kracht;
Daß jedes Sternlein sich versteckt,
Vom wilden Waidgeschrei erschreckt.

Dahin, mein Hund, dahin, mein Hund,
Die Uhr die schlägt die erste Stund;
Auf's Jahr, mein Hund, auf Wiederseh'n,
Die Toten müssen schlafen geh'n.

Das andere Jahr um diese Zeit,
Mein liebster Hund, halt' dich bereit;
Verschlafe nicht die helle Nacht,
Verschlafe nicht die hohe Jagd.

Leb' wohl, mein Hund, mein toter Hund,
Leb' wohl, auf's Jahr um diese Stund;
Bei Schneelicht und bei Sternenschein,
Will ich für immer bei dir sein.

Die Varusschlacht

Der Herdrauch zog die Diele entlang,
Im Feuer schwehlte der Torf,
Und um das Feuer da saß im Kreis
Die ganze Jungmannschaft vom Dorf;
Sie hatten es alle vernommen,
Es ging von Haus zu Haus:
„Wülfke ist wieder gekommen,
Er gibt heute Abend eins aus!"

Und Wülfke, der griente und legte dann los:
„Na ja, das war schon ein Spaß,
Wenn's auch den römischen Kerls nicht so schien,
Denn scheußlich bekam ihnen das;
Was machten sie sich auch so mausig,
Uns ging die Geduld schließlich aus,
Na, und da, da ging's ihnen lausig,
Kaum einer fand wieder nach Haus.

„Na ja, wie das nun gekommen ist,
Das weiß ich nicht mehr so genau,
Ich trank am Abend gefährlich viel Bier
Und war am Morgen noch blau;
Es saß da auf so 'nem Dinge
Ein Kerl und machte sich breit,
Er hatte die Finger voll Ringe
Vor lauter Hoffährtigkeit.

„Na ja, der prahlte in einem weg,
Bloß daß ich kein Wort von verstand,
Ein Mann aus der Gegend, der meinte zu mir,
Er hätt' uns Gesindel genannt;
Das wollt mir denn doch nicht recht passen,
Vor den Augen wurd's mir ganz rot,
Ich konnt es wahrhaftig nicht lassen
Und bölkte wie unklug: schlah' dot!

„Na ja, da ging die Geschichte denn los,
Mir wurde davon erst ganz dumm;
Wohin ich auch sah, fiel ein römischer Kerl
Wie'n Schwein beim Schlachtefest um;
Da spuckt' ich denn auch in die Hände
Und kriegte mein Messer her,
Ein ganzes langes Ende
Weiß ich nun aber gar nichts mehr.

„Na ja, denn über- und überall
Da gings: schlah' dot, schlah' dot!
Und als ich wieder zu mir kam,
Mein Arm war bis obenhin rot;
Zum Kuckuck war mein Messer,
Da langte ich mir ein Schwert,
Das flutschte denn doch noch besser;
Es hängt da hinter dem Herd.

„Na ja, so ging's denn in einem fort,
Wir brachten sie schön auf den Trab,
Ich habe die Nase noch voll von dem Kerl,
Dem ich den Kälberfang gab;

Er tat man so blitzen und blinken
Vor Gold und Edelgestein,
Und nach Maiblumen tat er stinken;
Sie schmieren mit so was sich ein.

„Na ja, doch gegen die Melkezeit
Da wurd' mir ganz albern vor Durst,
Ob das von der hillen Arbeit nun kam,
Oder ob von der salzigen Wurst?
Da hab ich denn Wasser getrunken,
Wahrhaftig, als wie ein Stück Vieh,
Und das Wasser, das hat gestunken,
Solchen Kuhdurst hatt' ich noch nie.

„Na ja, das tat mir denn hinterher leid,
Denn im Lager war mächtig viel Wein,
Das Bier da zu Lande ist ja ganz schön,
Aber Wein ist noch einmal so fein;
Doch muß man sich erst dran gewöhnen,
Denn Kinder, ich sage euch bloß,
Ich wurde im Brägen das Dröhnen
Volle drei Tage nicht los."

Er spuckte in das Feuer hinein
Und trank sein Warmbier aus,
Die anderen plinkten sich heimlich zu
Und gingen dann alle nach Haus;
Doch ehe sie abseits bogen
Zum Moor und nach der Heid',
Da hieß es: „Na, der hat gelogen
Nach der schweren Schwierigkeit!"

Die rote Beeke

Die Morgensonne wirft Rosen und Gold in die Heide, legt Kupferglanz auf die Fuhrenstämme und Maiengrün auf die Machangelbüsche.

Von dem Beekhofe kommt ein junger Mann; langsam steigt er den Heidberg hinauf; seine braune Rechte hält das lange Beil.

Auf dem Kamme des Anberges macht er halt und sieht sich um, auf das Eisen des Beiles gestützt; über die Bachwiesen tanzten noch die Nebelfrauen, er muß warten.

Er sieht nach der Sonne und nach den Raben, die vor ihr herziehen; sehr viele Raben fliegen heute und alle haben denselben Weg, und über ihnen rudern Adler.

Der Jungkerl hält den Kopf schief und horcht auf das dumpfe Bullern, das über die Heide kommt. Hinter ihm warnt der Neuntöter. Der Mann dreht sich um; da kommt ein Mensch über die Heide.

Lang und dünn ist er, und seine roten Haare leuchten in der Sonne; auf dem Rücken hat er einen Fellsack und auf der rechten Schulter den Ledermantel. Er ruft wie der Rabe, heult wie der Uhu, schreit wie der Habicht, kreischt wie der Häher, trillert wie der Schwarzspecht und flötet wie der Regenpfeifer.

Der junge Bauer lacht; er kennt den Wandersmann: Renke ist es, der Spielmann, der Liedersänger, Geschichtenerzähler, Viehbesprecher, der heimatlose Allerweltsfreund.

„Schönen Morgen auch, Beekmanns Sohn," ruft der Fremde laut; „bleibe oben, mein Lür, und schone deine Beine; deine Wolfsfallen habe ich schon nachgesehen; drei waren darin, sind es noch; ich schlug sie tot. Und wie geht es, und wie steht es? Was macht Vater und Mutter und Hille vom Brinkhof?"

Lachend schlägt Lür in die langfingerige, braune, goldhaarige Hand. „Sollst bedankt sein, Renke, ist alles wohl, bei uns und bei Brinkmanns. Das wird Wetter! Die Moorhühner spielen. Wir haben noch Grumt da unten; den wollen wir einholen; dazu spielst du uns auf und bleibst dann bei uns."

Renkes Schelmengesicht wird ernst. „Kein Heuwetter von Tage, Lür, Schlachtefestwetter. Und das sind nicht die Moorhähne, Junge, und das ist kein Minnespiel, Sohn, und das ist Mord und Tod, Kind.

Und zum Heuraffen kann ich auch nicht aufspielen. Laßt das Heu liegen, wo es liegt; es liegt da gut; jagt die Gäule in die Heide, treibt das Vieh in das Bruch, und verkriecht euch in Rohr und Risch, daß der Franke euch nicht findet!

Das wird Wetter heute, ja, ja; die Moorhühner spielen, die Raben fliegen, die Adler ziehen nach Westen. Fiedeln soll ich, Renke soll fiedeln, zum Tanz aufspielen bei der großen Fähre, den Köpfen aufspielen, die im Sande tanzen werden.

Ist das die Sonne da, das rote Ding, oder ist es ein abgehackter Hals? Ist das Heide, die vielen roten Flecken da, oder ist das Blut? Junge, ich sage dir, nimm deine Beine und lauf: Karl ist bei der Fähre und hält Gericht über tausend Mann und abermals tausend Mann, und noch einmal soviel und über die Hälfte von tausend.

Junge, ich sage dir, die Beeke bei eurem Hofe, die wird drei Tage rot fließen, und alle Fische werden abstehen, die in ihr sind, und kein Vieh wird aus ihr saufen und die Frösche werden auf das Land kommen.

Lauf, Junge, und laß dich drei Tage nicht sehen, und schicke den Meldeknüppel nach dem Brinkhofe. Ich muß weiter; bei der Fähre braucht man Renke, den Spielmann, Renke, den Sänger, Renke, den Narren, damit außer der Sonne noch einer lacht. Pfui, daß du lachst!"

Er sieht nach der Sonne und spuckt nach ihr hin. Lür läuft den gelben Pfad hinab. Der Spielmann geht schnellen Schrittes mit krummen Knien in die Heide hinein, sein rotes Haar leuchtet in der Sonne und sein Gesicht ist blaß und hart.

Er, der jeden Vogel bei Namen kennt, der eines jeden Ruf und Stimme nachmachen kann, der sich mit Adler und Eule, Rabe und Reiher zu unterhalten pflegt, er hört heute nicht der Heidlerche Locken, nicht der Drosseln Wanderschrei; das Kinn auf der Brust, trottet er durch Sand und Moor, Heide und Wald.

Immer, ehe er an einen Hof kommt, verzieht er zum Lachen sein Gesicht, bringt Lustigkeit in seine Augen, Frohsinn in seine Schritte, und wenn er ein Menschenkind erblickt, dann macht er erst seine Witze.

Und dann warnt er, wenn er sieht, daß kein fremdes Gesicht auf dem Hof ist, kein Händler, kein Späher, kein Frankenknecht.

Denn die Zeiten sind schlecht und die Tage sind schlimm; der Wolf auf der Heide hat es besser als der Bauer; Galgenholz ist billig im Lande, und Stränge wachsen an jedem Bache; Treue steht gering im Preis und Verrat wird gut gelohnt.

Eine Stunde vor der großen Fähre macht er im Quellbusche Rast; essen muß der Mensch, und wenn er Eis auf dem Herzen hat und Feuer im Hirn. Langsam schneidet er Brot und Speck, langsam kaut er, langsam trinkt er aus dem Lederbecher, aber seine Augen sind weit weg, seine großen hellblauen Augen.

Er wischt das Messer im Moose ab und schnürt den Fellsack zu. Da horcht er auf und lauscht nach dem Wege hin. Wieherte da ein Pferd, rief da ein Mensch? Wie ein Luchs duckt sich der Goldkopf, wie eine Adder springt er hoch. Drei runde Steine rafft er aus dem Sande, Mantel, Schuhe, Fellsack und Kappe gräbt er unter das Moos, prüft mit nassem Finger den Windgang, sieht sich spähend um, schleicht in den Busch, watet den Quellbach hinauf und drückt sich in das Moos.

Da kommen sie: an der Spitze reiten drei Mann, es folgt ein fränkischer Ritter, dann stolpern zwanzig Bauern daher, an einen Strick gebunden, barhäuptig, Striemen auf den bloßen Rücken, Schweiß in den blonden Haaren, Blut auf den blassen Lippen, und hinterher reiten wieder drei Mann, und bei ihnen hecheln sechs Bluthunde.

An dem Quellbache macht die Rotte halt; die Reiter springen ab, tränken die Pferde, kühlen sich die Stirnen und trinken. Die zwanzig blassen Bauern stieren nach dem Wasser; sie sind halbverdurstet vor Todesangst. Der Ritter lacht: „Wasser für euch? Kriegt heute noch genug zu trinken, ihr Lümmel; fort da!" Und er steigt wieder auf. Die Eisenkappe hält er in der Hand.

Renke im Busch beißt sich die Lippen weiß, und seine Eckzähne leuchten. Alle läßt er sie aufsitzen, dann legt er den Stein in den Riemen, doppelt den Riemen, läßt ihn um den Kopf sausen, sieht mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde starr nach der weißen Stirn des braunen Ritters, macht mit der Faust einen Ruck, lacht leise pfeifend im Halse, springt in den Bach, aus dem Bach in die Eiche, und da hängt er und lacht und lacht in sich hinein.

Der Trupp auf dem Wege wimmelt hin und her, wie Ameisen unter eines Menschen Tritten. Was ist das? Was war das? Hast du es gesehen? Habt ihr es gemerkt? Traf der Schlag den Herrn? Es ist Blut an seiner Stirn! Und der Schädel ist auf! Ein Schlag, das ungewohnte schwere Honigbier! Und das Blut? Er stürzte auf einen Stein. Da liegt der Stein. Rot ist er.

Sie binden den Ritter auf sein Roß und reiten weiter. Rief da nicht eine Eule im Busch? Eine Eule am Tage? Die Franken zucken zusammen. Die gebundenen Bauern stoßen sich vorsichtig an. So ruft nur eine Eule, die rote Federn hat, die fiedeln und singen und Witze machen kann, gute Witze und schlechte Witze, blutige Witze. Sie lachen in sich hinein, die zehn

mal zehn. Und wenn wir heute auch sterben, noch im Tode soll uns Renkes Witz freuen.

Der sitzt in der Eiche und lacht nicht mehr. Er schnattert vor Wut mit den Zähnen und murmelt vor sich hin: „Einer, bloß einer. Und zwanzig, die ich kannte, zwanzig, an deren Tisch ich saß, in deren Heu ich schlief, deren Brot ich aß, deren Hände ich drückte. Brüder, meine Brüder, ich sehe euch nicht mehr." An der rauhen Borke der Eiche laufen seine Tränen entlang.

Renke, wo hast du die Tränen gelassen, Renke, wo hast du das Lachen her? Ist dein Herz wie der Wind vor dem Regen, bald so, bald so? Hat die Wut deinen Geist gestört? Sitzest da zwischen Frankenknechten und rheinischen Dirnen, trinkst ihren Wein und ißt ihr Brot und singst ihnen Lieder.

Singst Lieder, wo die Luft voller Todesschweiß ist, lachst, wo die Raben auf allen Bäumen hocken, scherzest, wo die Adler über die Fähre kreisen? Aber warum sollst du nicht lachen, lacht die Sonne doch auch, und die blühende Heide, und das blitzende Wasser.

Denn es ist ja so schön hier an der Fähre und so bunt. Der Hochsitz für den König ist mit Purpur gedeckt, mit Scharlach bespannt und mit Gold besponnen, der Wind schwenkt tausend bunte Fahnen, aus Tausenden von Schilden blitzen Funken, die Luft ist voll von Rossegewieher und erfüllt von Hundegebell, und der weiße Altweibersommer zieht lustig dahin.

Gib acht, Renke, der König kommt! Dreißig Mohren blasen die goldenen Hörner, dreißig Mohren schla-

gen die goldenen Pauken. Siehst du die Kamele mit den purpurnen Zelten, aus denen des Königs Kebsen lachen? Die Knaben mit den geschminkten Gesichtern, die Zwerge, Riesen, Narren, Gelehrten, Priester, Ritter? Die Händler aus Italia, die Gaukler aus Roma, die gallischen Metzen? Die Menschenschlächter, die in Ketten gehen, Diebe, Mörder, Eidbrecher, feile Knechte?

Siehst du den König? Der fette Mann ist es, der in der purpurnen Sänfte, der mit dem blassen dicken Gesicht, der ohne Bart, der, den die sechs Mohren tragen, den die zwei Mohren mit Wedeln aus Pagelunenfedern fächeln, vor dem sich alle Köpfe neigen, dem jeder Mund zuruft. Schrei mit, Renke, so laut du kannst! Die Dirne an deiner Linken, der Knecht an deiner Rechten, sie spähen dich aus. Schreist du nicht mit, dann ist dein Kopf kein Hühnerei wert.

Und Renke schreit, schreit so laut wie keiner um ihn. „Heil, Heil!" schreit er und schwenkt die Kappe und starrt nach dem König; sein Mund lacht, lacht, wie er nur lachen kann, wie er lacht, wenn Renke auf der Diele eines Heidhofes steht und das junge Volk beim Scheine der Kienspäne nach seiner Fiedel tanzt.

Vor dem purpurnen, scharlachbespannten, goldgezierten Hochsitz knien die sechs schwarzen Träger nieder und aus der purpurnen, scharlachbespannten, goldverzierten Sänfte steigt mühsam, von hohen Herren gestützt, stöhnend und seufzend der König; Südlands Wein und Südlands Weiber machten seine Glieder lahm. Seine Augen blicken stier, seine Lippen sind schmal, er hat die Nacht schlimm geträumt und

der Schlaftrunk bekam ihm schlecht; er ist blaß und unter seinen Augen sind blaue Löcher.

Um ihn herum lächeln alle Lippen und zittern alle Herzen. Der König hat üble Laune; da sitzen die Köpfe lose, und nicht nur die viertausendfünfhundert blonden Köpfe der Bauern und Hirten, Jäger und Fischer, Köhler und Flößer, die in Trupps von je hundert Mann hinter einem dreifachen Zaun von Lanzen und Spießen gefesselt und geknebelt dem Tode entgegensehen.

Auf dem purpurnen, scharlachüberspannten, goldumsponnenen Hochsitze hinter dem blaublitzenden Wall geharnischter Speerträger taucht der König auf. Sein weißes, rotgesäumtes, goldgesticktes Kleid schimmert in der Sonne. Rechts und links von ihm kauern seine Kebse, die blonde Lombardin und die schwarze Provenzalin, auf bunten Kissen, und im Kreise um den Königsstuhl stehen die Großen: Herzöge, Geheimschreiber, Marschälle, Priester. Zur Seite steht in grünem Gewand der maurische Arzt und sieht unverwandt den König an; ein schwarzer Junge neben ihm hält einen Standkasten mit Arzneibüchsen.

Zwei Trommeln ertönen, zwei Hörner erschallen; lautlose Stille liegt über den Tausenden von Menschen, die rundumher auf den Sandbergen stehen.

Ein Mann in langem, schwarzem, goldgesticktem Rocke tritt vor den König, verbeugt sich tief und nimmt mit den weißen Händen den breiten, langen Schweinslederstreifen entgegen, an dem blutrot des Königs Siegel pendelt. Zwei Trommeln ertönen, zwei Hörner erschallen, dreimal und dreimal und noch drei-

mal. Der Mann im schwarzen, goldgestickten Rocke tritt an den Rand des Hochsitzes und liest laut das Schriftstück. Aus der Menge kommt kein lauter Atemzug.

Höfisch ist das Wesen des Schwarzrockes, und gut setzt er seine Worte, aber das, was er spricht, ist Blut und Tod, das Blut von viertausendfünfhundert Getreuen, der Tod von viertausendfünfhundert Gerechten, die ihre Hälse lieber dem Beile beugen, denn fränkischem Recht und fremder Art. Sie schlugen am Süntel das Frankenheer, hängten Karls Verwalter an die Weidenbäume, opferten die Priester bei den großen Steinen, setzten den roten Hahn auf die Zinshäuser, machten die Bethäuser dem Erdboden gleich und warfen die Rolande in die Dorfteiche; freie Männer wollten sie sein im freien Lande.

Freie Männer werden sie sein im freien Land, in dem Lande, wo es nicht Herr noch Knecht, nicht Recht und Gesetz, nicht Treue noch Verrat gibt. Ihre Köpfe werden in den Sand rollen und ihr Blut wird in den Graben laufen, der sich zwischen gelben Sandwällen nach der Beeke hinzieht. Viertausendfünfhundert Witwen und Bräute weinen heute im Lande, und alle Adler und Raben, alle Wölfe und Füchse werden bersten vor reichlichem Fraße.

Renke, wenn du jetzt den Riemen aus dem Busen holtest und den runden Stein aus der Tasche und schwängest den Riemen, mit aufgerissenen Augen und offenem Munde nach der weißen Stirn unter der goldenen Krone starrend, und gäbest deiner Faust einen Ruck, und der Stein zerschlüge den Schädel des Frankenkönigs, daß sein Hirn in die Gesichter der Großen spritzte und sein Blut auf das purpurne Tuch liefe, Renke, dann hättest du nicht umsonst gelebt.

Von der Emse bis zur Elbe würde ein Schrei erschallen, würde in allen Bergen und Wäldern, in allen Heiden und Marschen, in allen Brüchen und Mooren erklingen, unter allen Strohdächern würden die langen Beile geschliffen, aus allen Weidenruten Stränge gedreht, von allen Fuhren das Harz gekratzt, aus allen Rohrhalmen Fackeln gebunden, aus jedem Haselschoß ein Pfeil geschnitzt, aus jedem Zopfe eine Sehne geflochten.

Die Hillebillen würden klingen den ganzen Tag über, und die Wildochsenhörner würden heulen von früh bis spät, und von der Ulenflucht bis zum Hahnenschrei würden die roten Feuer auf allen Bergen und Hügeln zucken. Alle Engpässe und Hohlwege würden sich mit Steinblöcken füllen und mit Stämmen und Ästen, auf allen Wegen wären Wolfsgruben mit scharfen Stangen am Grunde, alle Wehre ständen offen und alle Wässer liefen in die Gründe, aus allen Höfen, aus allen Brüchen, aus allen Wäldern strömten die Männer und Jungkerle zusammen, Bluthunger im Blick.

Und Weking, der verschollene Herzog, würde da sein und die Haufen um sich sammeln, die von der Emse und von der Lippe, von der Aller und von der Weser kommen, und kein Franke würde leben bleiben im Lande; alle müßten sie unter die Erde. Die Adler und die Raben sollten platzen und die Wölfe und Füchse bersten vor Wohlleben, und auf den Ästen der Eichen

bei den großen Steinen würden die Köpfe der hohen Herren von den bunten Meisen zerhackt.

Hole den Riemen hervor, Renke, und den Stein, und dränge dich durch. Es ist Zeit. Der schwarze Mann hat zu Ende gesprochen. Der König bricht den weißen Stock. Viertausendfünfhundert blonde Köpfe sind fällig. Viertausendfünfhundert Hälse sind in Gefahr. Viertausendfünfhundert Männerherzen stehen still. Neuntausend blaue Augen brechen.

Aber du bist festgekeilt in der Menge, Renke. Und tausend gepanzerte Speerknechte stehen vor dir, und tausend gepanzerte Reiter haben zur Rechten und Linken Aufstellung genommen, und überall sind Späher und Verräter, und vierhundertfünfzig nackte, rotgeschürzte Henker stehen in einer Reihe vor den vierhundertfünfzig weißen Eichblöcken unter dem Hochsitze des Königs.

Renkes Augen werden ganz groß, in seinen Backen ist kein Blut, seine Lippen sind blau, seine Finger werden weiß und kalt. Zwischen den Mauern der blitzenden Speerknechte und der blinkenden Reiter kriecht von rechts und links eine Schlange heran, mit dunklen Seiten und weißem Rücken. Die dunklen Streifen sind Kriegsvolk und der weiße Strich sind die nackten Körper der todgeweihten Männer.

Renkes Augen werden noch größer und sein Herz steht still. Dann macht es einen wilden Sprung und der Atem in seinem Halse pfeift dünn und scharf. Die vierhundertfünfzig weißen Eichblöcke sind doppelt so groß geworden und über jedem blitzt ein silberner Schein. Zwei Trommeln ertönen, zwei Hörner erschallen, ein scharfer Ruf erklingt, vierhundertfünfzig Blitze zucken auf die vierhundertfünfzig Eichblöcke hernieder. Hundert Trommeln dröhnen, hundert Hörner brüllen, ein tausendfaches Keuchen kommt von den menschenbesetzten rosenroten Heidhügeln ringsumher.

Noch neun Male ertönen die Trommeln, erschallen die Hörner, noch neun Male kriechen die beiden schwarzen, weißrückigen Schlangen zwischen den blitzenden, blinkenden Mauern der geharnischten Speerträger und Reiter unter dem purpurnen Hochsitze her, noch neun Male keucht und stöhnt es von den rosenroten Heidhügeln, noch neunmal fahren die vierhundertfünfzig silbernen Blitze auf die Eichenblöcke, aber die sind nicht mehr weiß und rein, sie sind rot und schmierig. — — —

Hinter dem hohen Heidberge kommt eine schwarze Wolke herauf und stellt sich vor die Sonne. Der Wind geht kalt. Rundumher heulen in der Heide die Wölfe. Der purpurne Hochsitz ist leer, die blanken Speerträger und die blitzenden Reiter sind verschwunden. Der Abend fällt grau auf die Erde; vor den Zelten zucken die Feuer. Wandernde Kiebitze und ziehende Brachvögel rufen und pfeifen jämmerlich.

Am Ufer der Beeke sitzt der Fiedler und sieht in das Wasser. Das ist rot und dick und riecht schrecklich, und die Fische stecken die Köpfe heraus und schnappen nach Luft. Stumm und steif hockt der Spielmann an dem Machangelbusche die ganze Nacht, in seine Augen kommt kein Schlaf. Er hört den Uhu rufen und den Fuchs bellen, die Wölfe heulen und die Marder kreischen, und er sitzt da und sieht die Zukunft und die Rache, die sie bringt.

Die Heidlerche lockt, die Wanderdrosseln streichen, Renke steht auf, schüttelt sich und trottet eilig mit krummen Knien die rote Beeke entlang über Heide und Moor, durch Bruch und Wald. Mit dem Rufe des Totenvogels weckt er den Schnuckenschäfer; der Schäfer sieht den fremden Mann unsicher an. Ist das Renke, der Goldkopf? Sein Haar ist silberweiß. Ist das Renke, der Spaßmacher? Sein Lachen ist zerbrochen. Ist das Renke, der Sänger? Seine Stimme ist zersplittert.

Renke der Rächer ist es. Hohl flüsternd bringt er von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf, von Gau zu Gau die Kunde von dem grausen Schlachten bei der großen Fähre. Er ißt hastig einen Bissen, trinkt gierig einen Schluck, wirft sich eine Stunde auf das Stroh, springt wieder auf und wandert mit krummen Knien weiter, von der Weser nach der Emse, aus der Heide in die Berge, von den Bergen in das Moor, vom Moore in die Marsch, von der Marsch auf die Geest.

Renke ist der Überall und der Nirgendwo, der Ebenda und der Nunschondort, der lebendige Racheruf, der hastende Wutschrei, das eilende Hetzwort. Wo sein weißer Kopf auftaucht, werden die Augen groß und die Lippen blaß, ballen sich die Fäuste und krallen sich die Finger; wo seine hohle Stimme flüstert, schärfen sich die Beile, spitzen sich die Speere, werden die langen Messer blänker.

Und so wie Renke rennen viele hundert Männer von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf, von Gau zu Gau, Spielleute, Geschichtenerzähler, Sänger, Gaukler, Viehbesprecher, Wolfsjäger, Lachsfischer, Imker und Flößer, alles Männer aus dem Sturmigau, die bei der großen

Fähre waren an dem Tage, da das Wasser der Beeke rot floß, weil König Karl es gebot.

Der denkt, es ist Ruhe im Lande. Aber er vergißt Weking und das Lied, das unter jedem Strohdache gesummt wird, das Lied vom aisken Schlächter und von der roten Beeke.

Das bunte Lied

Die Heide riecht nach Menschenblut
Und riecht nach Todesschweiß,
Und blutig ist des Baches Flut,
Und geht so träg und leis;
Und ging am Morgen flink und laut
Und ging so hell und klar
Viel guter Männer rotes Blut
Hinein geronnen war.

Und Kaiser Karl sitzt stumm und still,
Sein Angesicht ist blaß,
Der Blutdunst nicht vergehen will,
Es qualmt das Räucherfaß;
Nach Todesangstschweiß riecht die Luft,
Der Wind weht Blutgeruch,
Er weht zum Kaiserzelt hinein
Eines ganzen Volkes Fluch.

Es wagt kein witzig Wort der Narr,
Kein Wort der Kardinal;
Des Kaisers Augen blicken starr,
Sein Mund ist eng und schmal;
Des Kaisers Lieblingslustmagd schaut
Voll Furcht in ihren Schoß,
Kein Lächeln gab ihr heut der Herr,
Sein Zorn ist allzugroß.

Vom Lager weht der Wind heran
Gelächter und Gesang,
Ein blonder Sachsenfiedelmann
Ergötzt mit Geigenklang
Und Schelmenlied das Frankenvolk;
Der blasse Kaiser winkt,
Die Wache eilt, zum Kaiserzelt
Den fremden Mann sie bringt.

Der steht und starrt auf all die Pracht
Und blicket blöd und dumm,
Der Würzwein hat ihn blind gemacht,
Ein Lächeln geht rundum;
Der Kaiser winkt, der Fiedler stellt
Sich nach Gewohnheit hin,
Bein über Bein, den Kopf geneigt,
Die Fiedel an dem Kinn.

Die Fiedel singt, die Fiedel klingt,
Als wenn im grünen Hag
Aus allen Zweigen lustig springt
Der bunten Finken Schlag;
Der Todesschweißgeruch zerfliegt,
Der Blutdunst ist zerweht,
Um Kaiser Karels dunkle Stirn
Ein heller Schimmer geht.

Die Fiedel singt, die Fiedel klingt,
Es lacht des Spielmanns Mund,
Ein Liebessehnsuchtslied er singt,
Das klingt so weh und wund;

Des Kaisers Augen werden mild,
Er winkt, der Schenk gießt ein
Und reicht dem blonden Fiedelmann
Den Kelch mit rotem Wein.

Der dankt und trinkt, die Neige rinnt
Blutrot ihm auf die Hand,
Er starrt drauf hin und sinnt und sinnt,
Der Nachtwind singt im Land;
Der Spielmann wirft den Kopf zurück,
Seine Lippen werden hart,
Mit hasseheißem Racheblick
In die leere Luft er starrt.

Die Fiedel schreit, die Fiedel kreischt,
Es lacht des Spielmanns Mund,
Ein sonderbares Lied er spielt,
Ein Trutzlied, kraus und bunt.
Das Lied, das sich das Sachsenvolk
Erfand in seiner Not,
Ein Lied voll Wut und Mut und Glut
Und wie die Flamme rot.

Die Fiedel schreit, die Fiedel kreischt,
Und röchelt und stöhnt,
Sie murret leise vor sich hin
Und spottet und höhnt;
Ein jeder Ton ein Jammerschrei,
Jedweder Klang ein Fluch;
Der Kaiser winkt mit matter Hand:
„Genug, es ist genug!"

Über die Heide geht der Wind
Wimmernd hin und her,
In seinem Zelte sitzt und sinnt
Der Kaiser, sein Herz ist schwer;
Das Lied, das Lied, das bunte Lied,
Es schafft ihm arge Pein:
Er weiß, an seinem Sterbetag
Wird es wieder bei ihm sein.

Das Blachfeld

Es schneit und schneit und schneit; weit und breit ist alles eine weiße Unendlichkeit.

Der Schnee wischt alle Farben aus dem Lande; er nimmt den Birken ihr Silber, dem Sande sein Gold, den Fuhrenstämmen ihren Kupferglanz, den Wacholdern ihren Bronzeton. Er verbindet Himmel und Erde, bringt die Ferne heran und schiebt die Nähe fort, erhöht die Tiefen und ebnet die Höhen ein.

Der stetig fließende Schneefall gibt auch der Seele Gleichmaß und Ruhe; den quälenden Heidhunger stillt er zu heimlicher Vorfreude und die ungestüme Erwartung dämpft er zu frohem Gleichmut.

Das Heimweh nach den Bergen ist viel gesagt und oft gesungen. Für den Heidhunger fand das Volk noch kein Lied. Der Heidjer singt nicht, und was er fühlt, das zeigt er nicht gern.

Und es schneit und schneit und schneit. Die Räder des Zuges stampfen eine gleichmäßige Singweise zu einem Lied, aus dem heißer Heidhunger herausklingt. „To Hus up de Haide, da mochd' ick wol wä'n, wo lang et uck her is, wo feer und verlä'n."

Wer sang es, das Lied? Ein Kind der Oldenburger Heide, Jan ten Hovel sang es über das Meer herüber aus Elgin im fernen Illinois; und nun stampfen es

alle Räder der Heidbahn: „Man jümmer in'n Schummern, dan denkt man so gern: so freet as tau Huus is't doch narns nich op Ern."

Der Schneefall flaut ab, die Sonne kommt durch. Ein Fuhrenstamm leuchtet, ein Fenster blinkt, ein Goldstreifen zieht über das weiße Land. Die Räder stampfen noch immer das Lied: „De Kiewit, de fläutde, de Läiwik, de jüng, de Haide de blaide, de Häwen de klünk."

Und der Heidhunger kommt wieder herauf. Zu langsam fährt der Zug, zu zögernd bleibt das Land zurück, zu lang sind die Haltepausen, zu eng ist der Wagen und zu weit und zu schön ist die weiße Haide.

Träume dir die Ungeduld fort, unruhige Seele. Der Honigbaum blüht, der Immen Glocken klingen, der Grillen Spiel zittert über das Land, Blaufalter tändeln auf goldenem Sand, süßer Wohlgeruch steht in der Luft: in Rosenröte glüht die Nähe, in Veilchenfarbe schwimmt die Ferne.

Oder träume dich in die Maiheide hinein, wo über grünem Sinken die silbernen Flocken der Murke wehen, Juchtenduft aus den grünenden Maibäumen quillt und goldene Sterne am Bache stehen. Und denke an die braune Spätherbstheide mit der goldenen Krone, an die stumpfe dunkle Farbe der Höhen und das scharfe helle Leuchten aus den Tiefen, an die gewaltige Ruhe der Flächen. Rufe so manche Wanderung zurück, liebe Seele, manchen Weg, den du fuhrest, in Sonnenbrand, in Regenbraus, in Schneegerinsel und Staubgeflimmer. So ist dir die Zeit kurz geworden während dessen und der alte Gleichmut über dich gekommen, und frohgemut siehst du den Kindern zu in weißen Straßen der

alten Salzstadt: curtis salta sita in pago laingo, wie der Chronist schrieb.

Mehr noch, als zur rosenblühsamen Sommerszeit, kommt dir das Städtchen voller alter Erinnerungen vor. Vierhundert Jahre sind es her, daß der allerletzte deutsche Ritter, Herzog Erich von Calenberg, nach der verlorenen Schlacht auf der Heide hierher nach Soltau gefangen geführt wurde. In Thielemann, des Vogtes, Hause saß er und sah nach seinem Banner, das siegreich in vielen Ländern im Süden und im Norden geflattert hatte.

Nun wehte es, von des Herzogs eigenem Vetter Heinrich vor des Besiegten Fenster in den Misthaufen gepflanzt, in der Abendsonne, und Erich wandte sich ab und er, der der schweren Wunden lachte, als er bei Regensburg den Kaiser Maximilian aus den Feinden heraushieb, er weinte, daß er die Tränen mit beiden Händen von sich warf. Und da stieß der Häusling Drewes aus Emmingen, dem das Kriegsvolk des Herzogs das Haus verbrannte, mit dem Spieß durch das Fenster und schrie: „Du Smöker hest mi to 'm armen Manne emaket!"

Wie das am Dienstag den vorvorletzten Juni ein Tausend fünf Hundert und neunzehn hier auf dem Bullenberge wohl ausgesehen haben mag, als das siegestrunkene Heer mit seiner Beute einzog in Soltau, mit den vielen Gefangenen und der großen Beute, von der der Hildesheimer Dechant Johann Oldekop so trefflich berichtet: „Up dussen Dag wurden gegrepen Hertog Erich de older und Hertog Wilhelm, de Graven von Plesse und noch drei andere Graven und bowen twei-

hundert Edelmanns. Darbenefen worden gewunnen twolf grote Karthaunen, acht grote Slangen, sechszehn Quarteresslangen und Scharpentiner, sechs Furmorsers un up einem sperden Wagen, dar der Brunswigeschen Fursten Sulverwerk und siden Kleider uppe woren."

Den Tag wurde die Wurst kurz in Soltau und das Brot schmal, kein Schwein grunzte im Stalle und kein Huhn gackerte auf der Diele; die Kräne der Wein- und Bierfässer blieben offen und kein brauner Krug feierte an der Wand. Zwölftausend Goldgulden hatten die siegreichen Landsknechte von der Beute bekommen; manches blanke Stück blieb in Soltau hängen oder kam in die Taschen der Taterndirnen und fahrenden Spieler, die hinter dem Kriegsvolke herzogen.

Was weiß man heute hier von Krieg und Siegeslärm? Das Leben geht seinen geruhigen Gang zwischen der launischen Soltau und der fröhlichen Böhme, die Spatzen zwitschern in den Straßenbäumen, die Jugend lärmt auf den Schurrbahnen und achtet die älteren Rechte der älteren Leute auf die Bürgersteige nicht. Und die gehen lächelnd um den wildlustigen Nachwuchs herum, dem heute die Straße gehört, heute, an diesem sonnigen Wintertag.

Hinter der Stadt aber, über der Böhme, da ist keine Straße, da geht kein Weg. Da wächst der Wald aus ungeteiltem Schnee und biegt die Kronen tief unter der weichen Bürde, demütig wartend, ob des Windes Hauch oder der Sonne Schein ihn nicht befreie und jedem kleinen Vogel dankbar, der flatternd von Zweig zu Zweig den Schnee von den Nadeln löst.

Traurig soll der Heidwinter sein, keine Farben habe er, sagt man. Das ist üble Nachrede. Hier sind Farben, ist Wärme, Licht und Wechsel. Auf dem reinen Schnee liegen die blauen Schlagschatten, wachsen die roten Stämme, breiten sich zu buntscheckigen Kronen aus, auf denen die Sonnenstrahlen lustig spielen.

Weiß, Blau, Rot, Grün und Gold, das sind doch Farben, und was in den Kronen schnurrt und burrt, schwirrt und flirrt, die fröhlichen Federbällchen, graue mit schwarzen Köpfen, blaue mit gelber Brust, braune mit weißen Bäckchen, grüne mit goldenem Scheitel, das Meisenvolk, das hat Farben und es hat Laute von jeder Art, grob und fein, dick und dünn, lang und kurz, laut und leise.

Will noch einer mehr Farben? Die Ellern an der Böhme sind strahlende Fackeln und die Weiden am Ufer leuchtende Flammen, das Randeis sprüht Gluten und aus dem goldenen Risch spritzen leuchtende Funken, des Efeus Blätter werfen mit Silber um sich und der Wacholderbusch hat Diamanten zu verschenken. Wie ein Traum aus blühenden Tagen stiebt der Eisvogel über den blendenden Schnee, ein blitzblauer Pfeil mit giftgrüner Spitze.

Oder will einer noch mehr Laute? Der Markwart höhnt ihn mit einem Schrei, so hart, wie das Blau seines Flügelbuges, der Dompfaff neckt ihn mit einem Ruf, so weich wie das Rot seiner Brust, mit gellendem Lachen spottet seiner der grüne Specht und vom hohen Himmel herab wirft ihm der Bussard einen Ruf zu, einen Doppelruf, wie es sich für ihn geziemt, der ein zwiefarbenes Kleid, eine silberne Brust und goldene Fittiche trägt.

Es sind Farben genug hier, eben so viele, wie zur lustigen Sommerzeit, wenn Kuckucksblumen und Hahnenfuß sich streiten, ob die Wiese rot oder gelb aussehen soll, wenn des kecken Beinheils güldene Sterne die dunkelen Binsen beiseite schieben und die ganze Quellmulde mit Honigduft sättigen, wenn das Weidenröschen seine rosenrote Standarte und die Spierstaude ihr weißes Banner über dem grünen Fußvolk wehen lassen.

Der Winter ist ein feiner Künstler; er nimmt das Vielzuviele aus der Landschaft und schafft das Allzubunte aus der Welt. Das Kleine und Überflüssige wischt er fort, damit das Große und Notwendige besser zu seinem Rechte komme. Bei Goldkäfergeschwirre und Schilleboldgeflirre, Piepergeschmetter und Heidlerchengelulle laufen die Augen zu viel hin und her und sehen nicht das Allerbeste: die stolzeste Fuhre weit und breit und den unheimlichsten Machangel rundumher.

Der Warnebusch ist es. Hinter ihm liegt die grundlose Kuhle. Düster starrt es aus dem Schnee, das schwarze Loch. In seiner Tiefe wohnt das Wasserweib und lauert auf den Menschen, der dürstend sich naht. Einen Trunk läßt es ihn schöpfen, und noch einen. Ehe er den dritten zum Munde führt, zieht es ihn an die welke Brust und nimmt ihn mit in den Schlamm und Schmutz. Der Jäger, der abends durch die Heide geht, hört einen Schrei, und geht er frühmorgens denselben Weg, dann schwimmt auf dem Wasser das rote Blut als wie ein Ring.

Es ist nicht gut weilen bei der grundlosen Kuhle, denn das Wasserweib weiß ein Lied, das den Menschen nach dem Wasser reißt. Heimlicher ist es hier auf der

blanken Heide, durch die auf hohem Damm donnernd und pfeifend der Schnellzug nach Hamburg eilt, ein kleines, schwarzes, dünnes Ding in der großen, weißen, breiten Weite, die es wie mit einem Messer zerschnitt, deren Ruhe es mit gellendem Pfiffe auseinanderreißt.

War es hier, wo an jenem Sommertage vor vierhundert Jahren der große Schlag in der hildesheimschen Stiftsfehde geführt wurde, oder weiter dahin, wo die Deimerner Höhe weiß und hart in den blauen Himmel schneidet? Die Doppheide zeigte erst wenige rote Blüten am Morgen, nachmittags stand sie in voller Blüte und abends war sie schwarz und schmierig und die Raben und Krähen brauchten nicht nach Fraß zu suchen. Sie konnten sich besinnen und das beste aussuchen; denn da lagen mit verglasten Augen Mindener und Braunschweiger und Hildesheimer und Lüneburger und Schaumburger und Calenberger und Münstersche und Geldernsche Ritter genug und Kriegsvolk die Fülle und Pferde in Menge und Fuchs und Wolf hatten gute Tage und ließen Has und Hirsch in Ruhe.

Wie heute der Damm der Eisenbahn, so zerschnitt diesen Tag der lange Heereszug der Braunschweiger Fürsten und der riesige Troß die Heide: „De Fursten von Brunswik hadden vele Kramer uth Brunswik und Hannover im Lager, de dem Gewinnste folgeden, wente de Hertogen roveden uth den Klostern, kleinen Steden und Kerken grot Gut und wolden denne nich gerne wedder vorleisen, velweiniger gerne geslagen sin; derhalven seck erhoven mit ganzer Ile und wolden over de Aller dat Water tein und de Slacht nicht erwarden", vermeldet der Hildesheimer Chronist.

Hier am Quell starrt aus dem Schnee die bräunliche Blüte des Krautes, das der Bauer Kraihenfoot nennt. Sie ist dürr und tot. Im Sommer war sie tief dunkelrot, unheimlich rot, wie keine Blume im Lande ist. Vor der Schlacht auf der Soltauer Heide hatte sie alle Jahr weiß geblüht. Aber ihre Wurzeln tranken so viel Menschenblut, daß sie seit diesem Tage nur schwarzrote Blüten bringt. Daneben ragt der dürre Blütenstand der gefleckten Kuckucksblume. Sie hatte früher hellgrüne Blätter und reinweiße Blumen; jetzt zeigt sie auf Blatt und Lippe die purpurnen Andenken an den blutigen Junitag, und die braune Heuschrecke, die sommertags hier laut schnarrend fliegt, hat seitdem die blutroten Unterflügel.

Zwei Stunden lang brummten an jenem Hochmittage hier die Kartaunen, brüllten die Feldschlangen, krachten die Hakenbüchsen und knallten die Faustrohre und die Spieße und die Schwerter arbeiteten wacker mit, daß die ganze Heide sang und klang. Man sieht den Wirbel von bunten Reitern und Fußvolk, die roten Flammen und den blauen Rauch, wenn man die Aufzeichnungen des geistlichen Chronikenschreibers liest, man hört das Getöse, man riecht den Pulverdampf. „De Graven von Schomburg und andere Graven mit oren Rutern makeden den verlorn Hupen. De Gellersche Hupe dede den Anfall, dewile ok Graf Johan von Schomborg nich sumede. Middeler Tid ward der Fursten von Brunswik or Geschutte berand; de Bussenschutten, de darbi gefunden worden alle erstoken. Dat Drepen und Slan hin und her werde kume twe Stunde, dat Brunswigesche Lager was geschoret, up de Flucht geslagen,

gefangen und von ander gebracht. Up der Walstede schollen der Brunswigeschen boven dreidusend Man dod gebleven sin."

Die Sonne hat an diesem Hochmittage viel Jammer und Graus gesehen hier auf dem Blachfelde. Zwischen den grünen Postbüschen und Papendiek floß der Quell rot zur Böhme hinab und rot färbte sich das saftiggrüne Torfmoos, das die Landsknechte mit den Fetzen ihrer Bauschärmel um die zerstochenen und zerschlagenen Glieder banden. Und drüben, wo jetzt der Bach bullernd und kullernd aus dem Deediek stürzt, tat das Gesindel, das den Heeren auf Partei folgte, die schwer verwundeten Männer ab, raubte sie aus und warf sie nackt und bloß in den modrigen Busch.

Wer war schuld an all diesem Elend? Der Bischof Johann von Hildesheim, der die stiftesche Ritterschaft vor die Köpfe stieß, weil er durch sparsames Haushalten ihnen die verpfändeten Schlösser aus den Fäusten reißen wollte? Früher durften die Herren als bischöfliche Gäste fett leben am Hofe zum Steuerwald, und als der Bischof die Gastereien abstellte, schimpften sie ihn Hans Magerkohl. Er war ein Dickkopf, der geistliche Herr, und nahm es mit der ganzen Lehnsritterschaft auf. Das halbe Heimatland qualmte und lohte damals und der rote Hahn flog von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf; er flatterte von Minden bis Dannenberg, von Wunstorf bis Bockenem. Am Abend vor Himmelfahrt ließen die Braunschweiger im Stifte Hildesheim allein elf Dörfer in Asche fallen und hinterher gingen Burgdorf, Meinersen, Dannenberg, Kampen, Gifhorn und Ülzen in Flammen auf.

Der Schnee will davon nichts mehr wissen. Er deckte das weiße Laken über Blut und Tod und böses Gedenken und nahm jede rote Farbe aus der Heide. Aber die Postbüsche schüttelten ihn ab und stehen nun da in trutziger Röte wie ein Wahrzeichen des großen Schlachttages; die vielen Vögel, die laut lockend in die verschneiten Fichten einfallen und mit kreuzförmigen Schnäbeln den Samen aus den goldenen Zapfen herausziehen, tragen die Farbe des blutigen Sommertages, und der rote Scheitelfleck des schwarzen Spechtes, der mit klingendem klagenden Rufe die rauhe Rinde hinaufrasselt, ist ein Andenken an die beiden Blutstunden, wie auch die silbergraue Flechte unter dem Wacholderbusch von damals her die roten Perlen behielt.

Aber das bißchen Mordfarbe hier und da und dort ist nur wie eine ferne, schwache Erinnerung an den Bluttag im Blachfelde, das nun in reinem weißen Frieden daliegt, wie alle die in Frieden ruhen, Heinrich der Herzog und Bischof Johann und ihre Gegner, die Herzöge Erich und Heinrich der Mittlere mitsamt den Hildesheimer Stiftsrittern, die die fürchterliche Fehde verschuldet hatten, alle die Todesschreie hier auf der Heide, alle das Elend zu Koldingen, Poppenburg, Bodenwerder, Sarstedt und Gronau.

Die Sonne geht hinter den Höhen unter und gießt roten Schein über das weiße Gefilde. Die Krüppelfuhren und Wacholderklumpen werfen schwärzere Schatten vor sich hin. Unheimlich glühen am Hülsenbusch die roten Korallen und auf den Fichtenstämmen tauchen rote Flecken auf, verschwinden, kommen an anderen Stämmen hervor, wie Gesichter flüchtiger

Männer, die verängstet durch den Busch hasten. In seinem tiefen Bette murmelt der Bach dumpfe Verwünschungen und eilt der Böhmemarsch zu, um fortzukommen aus der blutigen Heide und bei Alften unter lebenden Menschen zu sein, die nichts von Blut und Haß wissen wollen.

Wunderbar schön ist es hier zur Maienzeit, wenn die gelben Lilien an den Uferbuchten der Böhme blühen und die gelben Bergbachstelzen über die Flut hinwegfliegen, und sommertags, wenn die Böhme den Kranz von Vergißmeinnicht trägt und auf den Höhen der Buchweizen schneegleich leuchtet, die Straßengräben in allen Blumenfarben prangen und die Gartenammer aus der hohen Hängebirke ihr kleines wehmütiges Liedchen singt; dann lernt man verstehen, was Heidhunger ist, und begreift, was Jan ten Hoevel sang aus Illinois in Amerika.

Hier oben von der Höhe haben die Augen freien Flug über Wald und Heide. Im Dorfe ruft das Käuzchen, Krähen rudern nach ihrer Schlafstatt, im Holze heult die Eule, die letzten roten Sonnenmale erblassen auf den schwarzweißen Birkenstämmen. Klingend und rauschend kommt ein Schlitten vorüber; frohe Gesichter lachen aus bunten Tüchern und dunkeln Mützen, wie graue Fahnen flattert der Rauch aus den Nüstern der Pferde, die frohen Mutes zum warmen Stalle drängen.

Zum warmen Leben drängt auch das heidsatte Herz. Heimlicher ist es im frohen Kreise in der freundlichen Stadt, als hier draußen, wo die Schatten der Männer wandeln, deren letzte Seufzer vor vierhundert Jahren verhallten auf dem Blachfelde.

Die Kirchenleute

Besseres Korn gab es im nächsten Jahre wohl, aber auch reichlich Disteln und Dornen, denn der Krieg wollte und wollte nicht aufhören. Tilly und die Dänen zogen sich immer noch hin und her, und wo sie sich kabbelten, war alles zertreten.

Herzog Christian, der nicht wußte, auf welche Seite er sich schlagen sollte, mußte es mit ansehen, wie das Land verwüstet und die Leute ausgeraubt wurden, aber alle Einnahmen konnte er auch nicht schießen lassen, und so kam auf dem Landtage wieder eine dreifache Schatzung heraus.

Als der Peerhobstler Vorsteher davon Meldung bekam, sattelte er den Schecken und ritt mit Thedel nach Celle. Ihm wurde schlecht zumute auf dem Wege; man merkte es, daß überall der Hunger an dem Herdfeuer saß, und daß die Pest in die Fenster sah. Unter den Mauern von Celle waren erbärmliche Hütten und Schuppen aufgebaut; darin fristeten die Bauern aus den ausgeraubten Dörfern ihr Leben durch Betteln und Stehlen und auch durch Raub und Mord.

Als die beiden Peerhobstler, zu denen unterwegs noch sechs von den Dreiunddreißig gestoßen waren, damit der Unterobmann sicherer reisen konnte, vor dem Kruge einen Schnaps tranken, sahen sie eine Frau, die

auf dem Anger ihr Kind begraben hatte und dabei ein ganz zufriedenes Gesicht machte. Als Wulf sich darüber verwunderte, meinte sie: „Ja, so wie es heutigen Tages zugeht, muß man weinen, wenn eins kommt, und Gott loben, wenn es wieder geht!"

Just kam ein Kerl aus dem Kruge, ging auf die Frau zu, faßte sie um, obzwar die Frau nicht danach aussah, als ob sie einem Manne gefallen konnte, denn sie hatte kaum ein Lot Fleisch im Gesichte. Sie wehrte sich, aber der Kerl lachte und wollte sie vor sich herstoßen. Da ritt der Wulfsbauer hin, langte den Mann am Hosenbund hoch und setzte ihn so unsacht in einen Schlehbusch, daß der Lümmel für das erste darin blieb.

„Das war mannhaft getan!" rief es hinter dem Bauern, und aus einem herrschaftlichen Wagen nickte ihm eine Edeldame zu, als er sich umdrehte. „Wie heißt er?" fragte sie, und als er seinen Namen offenbarte, sagte sie: „Wenn er einmal eine Hilfe nötig hat, die Gräfin Trutta von Merreshofen kann ihm vielleicht die Tür aufmachen lassen." Der Bauer zog den Hut: „Dann bin ich so frei, gnädigste Gräfin, auf dem Fleck darum zu bitten. Ich habe den großen Wunsch, unserem allergnädigsten Landesherrn eine Gemeindeangelegenheit vorzutragen, und ohne Fürsprache ist es wohl ein schweres Ding für einen einfachen Bauersmann, als wie ich bin, an ihn ranzukommen." Die Gräfin lachte: „Melde er sich nur um elf Uhr; er kommt schon ran." Sie nickte ihm zu, lachte noch einmal und fuhr weiter.

Schlag elfe war der Bauer im Schlosse. Ein Lakai fragte ihn: „Was will er?" Wulf sah den kleinen

Mann von oben an: „Für ihn bin ich ein ihr und kein er," gab er ihm auf den Kopf; „ich bin bei dem allergnädigsten Herrn Herzog angemeldet!" Der Mann machte ein dummes Gesicht, ging fort, und bald darauf kam ein anderer Diener, der den Peerhobstler in ein Zimmer führte, in dem ein Offizier Wache stand; einige andere herrschaftliche Personen lauerten da auch schon. Alle sahen den Bauern an, der zwischen ihnen aussah, wie ein Eichbaum über lauter Machangelbüschen. Erst wurde ein kleiner alter Herr abgerufen, der gleich wiederkam und einem anderen zuflüsterte: „Schön Wetter heute!" Dann winkte der Offizier dem Bauern.

Dem war anfangs erst etwas benaud zumute, aber als der Herzog ihm die Hand gab und ihn fragte: „Na, wo drücken ihn denn die Krähenaugen?" da erzählte er kurz, womit er hergekommen war. Der Herzog sah ihn ernst an: „Geht nicht, geht schlecht; könnten alle kommen. Schatzung muß bezahlt werden! Wovon Wege erhalten, für Ordnung sorgen?" Er kniff sich die Stirn: „Will ihm was sagen, aber behalte er es für sich: will in Anbetracht der besonderen Umstände Steuer aus meiner Tasche hinlegen auf fünf Jahre. Dann müßt ihr aber schatzen, wie die anderen alle. Übrigens aller Ehren wert, daß Kopf hochgehalten und Maul nicht hängen gelassen wie Leithund. Habe schon von ihm gehört, das und," er sah ihn scharf aber nicht ungut an, „auch noch etwas anderes. Immer vorsichtig sein, sich nicht auf mich berufen, wenn es sich nicht um augenscheinliche Räuber und Mörder handelt? Verstanden?" Der Bauer nickte.

Der Herzog besann sich einen Augenblick, fragte nach der Ernte und ob im Bruche die Pest auch schon Quartier genommen hatte, und dann schmiß er Wulf das Wort zwischen die Beine: „Wer sind die Wehrwölfe?“ Der Peerhobstler hob die Hand: „Darüber steht mir keine Rede zu!“ Der Herzog machte eine krause Stirn: „Auch gegen mir über nicht?“ Und als er wieder keine andere Antwort bekam, fragte er: „Gehört wohl selber dazu?“ Dann aber lachte er und sagte: „Na, vielleicht besser so! Darf nicht alles wissen; sonst am Ende aufkommen dafür. So schon Sorge genug! Schlimme Zeit, Gott sei's geklagt! Hoffen, bald anders wird! Halt er sich wacker!“

Als Wulf die Türe im Rücken hatte, sah er lauter runde Augen um sich, und auf der Treppe zeigte ihm der Diener, der ihn heraufgebracht hatte, einen Rücken, so krumm, als wie ein Rotbrüstchen ihn zu machen pflegt, und er wollte ihn ausfragen; der Bauer aber stellte sich dumm und machte, daß er nach der Goldenen Sonne kam, hielt sich aber auch da nicht lange auf, sondern aß nur einen Happen zu seinem Schoppen und ging wieder los.

Am Torkruge traf er die anderen Wehrwölfe, die zu zweien und zu dreien vor und in dem Kruge standen oder saßen und so taten, als ob der eine Teil den anderen nicht kannte. Es waren noch einige andere Männer da, auch der Kerl, der vorhin die Frau umgefaßt hatte, und jetzt kannte Wulf ihn, es war der Mensch, der sich damals in der Goldenen Sonne so verdächtig um sein Pferd angestellt hatte.

Er hatte gehörig einen sitzen und prahlte wie ein

Markwart und, als der Bauer an den Tresen ging, schrie er: „Kannst du nicht die Tageszeit bieten, wenn du hereinkommen tust, wie sich das gehören tut, du Flegel?“ Der Bauer ging auf ihn zu: „Ich will dich beflegeln,“ sagte er, und damit schlug er ihm mit dem Handrücken gegen das Gesicht, daß der Kerl mit einem Male die Stiefel da hatte, wo eben der Hut gewesen war. Sofort sprang er wieder auf: „Hund,“ brüllte er, „Hund von einem Dreckbauern, du mußt sterben!“ Er zog das Messer heraus, aber da warf ihm Gödeckengustel einen Stuhl gegen die Schienbeine, daß der Kerl den Estrich unter sich verlor, und Scheelenludchen und Meineckenfritze langten ihn sich, nahmen ihm die Pistolen ab, walkten ihn, bis er so weich wie Quark war, und schmissen ihn vor die Türe, daß es man so mülmte. Er hinkte nach dem Stalle und holte sein Pferd. Als er aufsteigen wollte, legte ihm Wulf die Hand auf den Arm: „Wahre dich, Stehldieb, wahre dich! Es wachsen Birkenbäume und Wieden die Masse in der Heide. Du bist mir das zweitemal in die Möte gekommen. Beim dritten Male ist Schluß und du kommst unter die Wolfsangel zu hängen.“ Er hatte es ganz leise gesagt, aber Jasper Hahnebut verlor alle Farbe und zitterte so, daß er kaum auf das Pferd kommen konnte.

Scheele lachte: „Hätten ihm lieber gleich heute das Fliegen umsonst beibringen sollen!“ Der Obmann schüttelte den Kopf: „Unter dem Stadtbann? das wollen wir lieber bleiben lassen!“ Und als Mennecke meinte: „Na, wenigstens war es ein kleiner Spaß!“ da machte der Wulfsbauer eine krause Stirn und sagte:

„Ich habe diese Späße dicke; es vergeht ja meist kein Tag, daß man seine Faust, oder was man gerade drin hat, nicht gebrauchen muß. Und gerade heute wäre ich meinen Weg liebendgern in Frieden gegangen."

Es sollte aber noch besser kommen; als die Bauern eine Stunde geritten waren und an einem Fuhrenbusche vorbeikamen, knallte es; Gödeckes Rappe stieg in die Höhe und stürzte zusammen. „Deckung nehmen!" schrie der Wulfsbauer und hob Gödecke, der heil geblieben war, hinter sich; es knallte noch dreimal, aber die Kugeln fanden nicht zu den Reitern hin. „Umsonst nehmen wir nichts!" sagte Wulf; „reitet sofort los und holt soviel Leute, wie ihr kriegen könnt, und dann wollen wir die Füchse ausräuchern, die hinterhältschen Hunde, denn dies geht mir doch über den Spaß. Ich passe derweilen auf, wo sie bleiben."

Er band sein Pferd an einer Fuhre an und schlich sich mit Gödecke von der Rückseite so nah an den Busch, als es eben ging. Beide standen bis an die Lenden in einem alten Torfstiche und sahen hinter den Birkenbüschen dahin, wo die Wegelagerer saßen. Es war ein Dutzend Tillyscher Soldaten, die sich unter dem Winde ein Feuer gemacht hatten, über dem sie einen Bratspieß hin und her drehten. Ab und zu stand einer auf, holte trockenes Holz und warf es in das Feuer.

Es mochte eine Stunde vergangen sein, da flüsterte der Wulfsbauer: „Paß auf, Gustel, gleich geht es los!" Damit hing er sich den Bleiknüppel über das Handgelenk und spannte die Pistolen. Gödecke nickte und machte gleichfalls scharf, denn mit eins sprangen die Soldaten auf, sahen sich wild um, und man konnte

ordentlich sehen, daß ihnen nicht sauber zumute war, denn sie liefen hin und her, bückten sich und sahen sich um wie Schafe im neuen Stall. Da hörte Harm Wulf hinter sich ein Rotkehlchen ticken, und als er sich umsah, stand Thedel da, griente über das ganze Gesicht und flüsterte: „Wir haben sie im Kessel, alle miteinander!" Dann drückte er sich linkerhand in einen Busch.

Kaum war er fort, da hörte man ein Schreien: „Heiliges Marrija!" und hinterher kam es: „Hundsblut verdammtiges, nidderträchtiges!" Der Wulfsbauer lachte im Halse: „Ja, ja, Blut um Blut," flüsterte er und sah mit blanken Augen dahin, wo die Soldaten hin und her liefen. Dann knallte es jenseits des Busches, und dann noch einmal und es roch nach Rauch, und dann wurde es heiß und mit einem Male brannte der Busch von unten bis oben und der Rauch schlug hin und her und da schrie es.

„Hörst du, wie sie piepen, Gustel?" flüsterte Wulf mit blänkrigen Augen. Dann nahm er die Pistole hoch, strich an dem Baume an und schoß; sowie der Schuß fiel, hörte Gustel einen Schrei und sah einen Mann, der lichterloh brennend aus dem Busche kam, in den Abstich fallen, daß es quatschte.

In demselben Augenblicke fiel hinter dem Busche wieder ein Schuß und gleich darauf noch einer, und dann rechts einer und links einer, und dann hörte man einen Schrei: „Erbarmung!" schrie es, aber bloß einmal. Vor Gödecke kroch etwas Brennendes aus dem Busch heraus, schleppte sich bis an den Graben und sprang hinein, blieb einen Augenblick in dem nassen Moose liegen, drehte sich dort wimmernd hin und her

und versuchte dann herauszuklettern, aber der Bauer ließ es dazu nicht kommen; er schlug mit dem Bleistock danach hin und es wurde still vor ihm.

„Ich glaube, das war der letzte," meinte Wulf und Gödecke nickte. Da rief es auch schon hinter ihnen. Hermenharm, Ottenchristoph und Plessenotte kamen von der einen Seite an und von der anderen Hohlstönnes, Hassenphilipp und Hornbostelwillem. Die sieben Fuhrberger Bauernsöhne waren naß wie die Katzen und hatten Gesichter und Hände wie die Kohlenbrenner, und sie lachten unbändig.

„Die schießen nicht wieder auf ehrliche Leute," sagte Gödeckengustel. Hermenharm schüttelte den Kopf: „Sicher nicht, und alte Weiber schlagen sie auch nicht mehr bis auf den Tod. Lüdeckenmutter haben sie ein Schaf weggenommen und sie geschlagen, als sie kein Geld hatte, daß sie nun daliegt und Blut spuckt. Lumpenzeug! Aber nun braucht der Wolf und der Fuchs kein Messer; sie werden alle so schon mürbe genug sein! Alle haben sie daran glauben müssen, alle mitsamt. Schade, daß es nicht mehr waren. Und nun wollen wir löschen!"

Die Arbeit war bald getan, denn über den Moorgraben konnte das Feuer nicht, rechts lag ein Sandfeld und links war eine Torfkuhle neben der anderen, und hinter dem Busche ein nasses Flatt. „Hätten sie sich vorher gut umgesehen," meinte Ottenchristoph, „denn so wäre manch einer von ihnen uns wohl noch fortgekommen. Aber sie waren ja so unklug wie die Schafe, wenn es brennt, und wo der eine hinlief, mußte der andere auch hin."

Sie lachten alle, nur der Ödringer Burvogt machte ein böses Gesicht. „Wenn es so beibleibt, kommen wir heute nicht mehr nach Hause, Thedel," brummte er. „Daß man noch nicht einmal in Moor und Bruch seines Lebens sicher ist! Überall treibt sich das Beistervolk jetzt rum, wo man es nicht vermutet., Beim besten Willen kann man jetzt nicht über Land reiten, ohne sich die Hände rot zu machen."

So war es in der Tat. Als sie das Feuer gedümpt hatten und die Fuhrberger nach Hause geritten waren und Wulf und Thedel und die drei anderen auf der Höhe von Ödringen waren, heulte hinter ihnen der Wolf; Thedel gab Antwort, und da kamen zwei Bauern angeritten, daß das Feuer aus dem Kies schlug. Viekenludolf und Schütte waren es.

„Auf Tornhop war Danzefest," schrie der Rammlinger, „und Schlachtefest dabei! Na, es ist noch halbwege gut gegangen; wir kriegten früh genug Wind in die Nase und haben den Leuten gezeigt, was Landesbrauch in der Heide ist." Mit einem Male machte er ein anderes Gesicht: „Den schönen Hof hat das Gesindel natürlich angesteckt, und Steers Wieschen, die da als Magd diente, mußte ihnen gerade in die Möte gelaufen sein, denn die fanden wir tot im Busche liegen; die anderen haben sich aber alle bergen können!"

Harms Halbbruder knurrte durch die Zähne und wurde rot und blau unter den Augen. „Es wird wohl nicht anders kommen, als daß wir alle unsere Dörfer anstecken und uns im Bruch bergen müssen. Ich bin gestern zwei Pferde und das ganze Federvieh losgeworden. Was soll man machen, wenn dreißig, vierzig solche

Kerle auf einmal ankommen? Vor dem, was einzeln in der Heide herumläuft, braucht man ja keine Bange zu haben. Drei von dem Ungeziefer haben wir vorgestern im Mastbruche angetroffen. Nun bitte ich einen Menschen, was tun die da mitten in der Wildnis?" Er lachte. „Na, wenn es euch hier so gut gefällt, sollt ihr da auch bleiben," sagte unser Krischan und machte den Finger krumm, und ich auch."

Der Wulfsbauer hatte seine gute Laune schon lange verloren und machte ein Gesicht wie eine Kattule, und Thedel sah aus wie ein Zaunigel. „Immer und immer kommt einem was dazwischen," spuckte er, und Harm wußte wohl, was er meinte, denn Thedel hatte noch Gras schneiden wollen, wenn er früh genug nach Hause kam, und jetzt war es meist Abend.

In der Schweineriede brüllte ein Moorochs, die Enten flogen um und von der Wohld hörte man den Uhu rufen. Der Fuchs braute in den Gründen und über dem Halloberge war der Himmel so rot wie ein Mädchenrock.

Sie ritten langsam, und als sie vor dem Auskiek waren, machte Thedel den Wolf. „Kannst man stille sein, Thedel," rief es vor ihnen, und Bollenkrischan kam hinter einem Machangel vor. „Na, du wirst dich wundern, wenn du auf den Hof kommen wirst, Burvogt," lachte er dann; „es ist Besuch bei dir angekommen."

Der Bauer riß die Augen auf: „Besuch?" Der andere nickte: „Jawoll, Mensch, feiner Besuch, Besuch aus dem Seebenspring!"

„Krischan!" schrie der Bauer und bückte sich ganz tief, „Krischan, ist das wahr? Und was denn, ein Junge oder eine Deern?"

Bolle zog seinen Mund ganz breit: „Ein Junge und eine Deern, Wulfsbauer! Um Uhre viere der Junge und eine Stunde hinterher das Mädchen. Und was die Bäuerin ist, der geht es soweit gut, und den beiden Lütjen auch."

Wulf machte ein Gesicht wie ein Pfingstmorgen. „Thedel," rief er, „hast du gehört, Thedel? Zwei auf einmal! Junge, nun bin dir aber doch über! Fixer warst du ja; na, dafür hast du ja auch 'ne Frau, die Hille heißt."

„Du bist ja auch ein großer Bauer," sagte Thedel und lachte, „und ich habe man eine kleine Stelle und muß es auch darin langsam angehen lassen."

Wenn Harm hätte sagen sollen, wie er auf den Hof gekommen war, er hätte das nicht gekonnt. „Deubel, Mädchen," sagte Thedel, als er bei seiner Frau saß und zusah, wie die ihren Jungen stillte, „Deubel, ist der Bauer geritten! Ich mußte man in einem fort rufen: wahr dich! denn es war mir meist so, als kümmerte er sich den Kuckuck um die Wolfskuhlen."

Als er das erzählte, saß der Bauer vor der Butze, hatte seinen einen Arm unter dem Nacken seiner Frau und ihre Hände in seiner linken Hand. „Meine Johanna!" sagte er, „meine gute Frau! Ist das ein Glück und ein Segen!" Er sah dahin, wo zwei, drei, vier Kinderhände auf der Bettdecke zugange waren, schüttelte den Kopf, lachte und gab seiner Frau einen Kuß auf den Mund, aber bloß so sachte hin, denn er sah,

daß ihr die Augen wieder zufallen wollten, und als Duwenmutter ihm zuwinkte, ging er aus der Dönze und stellte sich vor die große Türe.

Ihm war ganz dumm im Kopf. Nun hatte er wieder zwei Kinder! Und eine Frau, so schön und so klug und so gut! Er sah über das Bruch nach den Heidbergen, über denen der Himmel immer noch hell war. In den Ellern schlug eine Nachtigall, die Frösche waren am Prahlen, der Ziegenmelker pfiff und klappte mit den Flügeln und die Luft brachte den Geruch von allerlei Blumen her.

Er ging in das Haus zurück und aß, aber hinterher ging er noch einmal um den Hof, denn er hatte Grieptoo und Holwiß knurren hören, aber das taten sie wohl bloß, weil hinten in der Heide ein Wolf heulte. Dem Bauern war sonderbar zumute geworden; als er sich umdrehte, sah er, daß der Himmel über dem Halloberge immer heller wurde, aber nicht so, als ob da ein Feuer war, sondern mehr, als wenn die Sonne schon wieder in die Höhe kommen wollte. Ganz rot wurde es da, und immer heller, und lange blaue Striche waren darin zu sehen.

Er schüttelte den Kopf. „Was das nun wieder für ein Unsinn ist?" dachte er; „ist das jetzt ein gutes Wahrzeichen oder ein schlimmer Vorspuk?" Dann war es ihm, als ob in dem roten Schein, und gewiß und wahrhaftig, er konnte es ganz deutlich sehen, daß eine große, schwarze Wolfsangel sich am Himmel bildete, die dort lange stehen blieb, bis sie auseinanderging, und der rote Schein allein noch über dem Berge war, schön anzusehen.

Er nahm das für kein schlechtes Zeichen. Eine Weile noch würde die Wolfsangel in Kraft bleiben müssen und die Wehrwölfe hatten das Bruch zu hüten, aber dann würde es sich aufklären, Friede würde es sein auf Erden und statt Heulens und Zähneklapperns würde Jubel und Frohlocken auf den Gefilden sein. So dachte er, als er im Einschlafen war.

Vorläufig aber wurde es damit noch nichts. Oft genug noch heulte der Wolf in der Heide, mehr als einmal jagten die Tagboten hin und her und die Dreiunddreißig hatten mehr Arbeit, als ihnen recht war, und die Hundertelfe kamen nicht viel zur Ruhe. Sie waren es alle reichlich leid, das Landhüten und das Schandwehren; manch einer von ihnen kam nicht mehr recht zum Lachen, außer Viekenludolf, aber bei dem kam es auch nicht so recht aus dem Herzen, denn den einen Abend hatte er noch ein hübsches Mädchen im Arm gehabt und am anderen mußte er dabeistehen und zusehen, wie sie begraben wurde, und es war ihm man ein schlechter Trost, daß anderthalb Dutzend Dänen, die den Hof überfallen hatten, steif und kalt unter der Erde lagen.

Es wurde schlimmer als je vordem. Als es sich herumsprach, daß der Tilly den Dänenkönig bei Lutter geschlagen hatte und hinter ihm her war, war die Angst vor ihm groß im Lande, aber die Dänen trieben es eher ärger als die Kaiserlichen; wo sie hinliefen, hinterließen sie Asche, Schutt und Not, und waren sie vorbei, dann kamen die Waldsteinschen und wüteten wie die Besessenen. Zwar hieß es mit einem Male, daß es Frieden geben sollte, denn Tilly war in Celle und verhandelte mit dem Herzoge, aber es kam nur noch schlimmer; so

schlimm wurde es, daß Viekenludolf ein ganz anderes Lachen bekam.

„Drewes," sagte er und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß der Hund an zu bellen fing; „bislang war das ja mehr ein Spaß, wenn es auch manch einem nicht so vorkam, dem wir das Luftholen abgewöhnten; jetzt aber hört sich die Gemütlichkeit auf! Wehrwölfe waren wir; jetzt müssen wir Beißwölfe werden. Der Wulfsbauer denkt genau so, Drewes! Wer heute nicht zubeißt, der wird gebissen. Man kommt ja nicht mehr zu seiner Ruhe, und es ist wahrhaftig bald eine Woche her, daß ich in einem ordentlichen Bette war. Und wie sieht es im Lande aus! Hunger und Pest und Pest und Hunger, wohin man sehen tut. Wer nicht umgebracht wird, der hängt sich auf oder springt in das Wasser. Ein Donnerwetter soll da reinschlagen!"

Er sorgte dafür, daß es oft genug einschlug, denn seitdem der Wulfsbauer befreit war, hatte er das Leit in die Hand nehmen müssen, und das hatte er gern getan, denn das Ackern hatte doch keinen Zweck mehr. Kaum war der Hafer unter Dach und Fach, so fraßen ihn fremde Pferde, und wer Brot backte, der tat es für andere Leute. So lag denn Viekenludolf mit seinen Leuten meist in Busch und Heide herum und die anderen Obmänner auch, und wenn sie zusammenkamen, dann hieß es: „Na, wer hat nun die meisten Läuse geknickt?" Und der bester Mann war, der mußte einen ausgeben.

Wie die Wölfe, so wurden sie alle miteinander, die Männer. Wehe dem, den sie fingen. Hatten sie Zeit genug, dann war ihnen das Blei zu schade und die Wiede

zu milde, und gräßliche Dinge trugen sich in Wohld und Heide zu. Als Wulf an einem mächtig kalten Wintertage mit Schewenkasper, seinem neuen Knechte, durch die Heide ritt, sahen sie über einem Fuhrenhorst etliche Raben umschichtig auf und nieder gehen, und als sie hinkamen, fanden sie vier splitterfasernackte Männer, die zwischen die Bäume gebunden waren. Drei davon waren schon totgefroren, der eine jappte noch.

Schewenkasper war Knecht auf dem Tornhope gewesen, der von den dänischen Mordhunden niedergebrannt war, und Steers Wieschen, die da als Magd gedient hatte und ihr Leben lassen mußte, weil sie dem Schandvolke gerade in den Weg gelaufen war, das war sein Schatz gewesen. Kasper hatte früher schon nicht viel gesagt und bloß gelacht, wenn es gar nicht anders gehen wollte, aber jetzt sprach er kaum mehr und das Lachen hatte er ganz verlernt, außer wenn er den Hoferben oder das kleine Mädchen wartete, das Rose hieß.

„Du hättest man auch gleich ein Frauensmensch werden sollen," pflegte Mieken zu sagen, wenn er sich mit den Kindern abgab; „was ist das für ein Werk? Schleppst dich da in einem fort mit den Kröten ab und andere Leute hüten das Land!" Kasper aber sagte nichts und ließ vor Bartolds und Roses Nasen einen Hampelmann tanzen, daß es klingelte und klapperte, denn er hatte ihn von oben bis unten mit Perlen und bunten Steinen behängt, die er bei einem Waldsteiner Hauptmann im Hosensack gefunden hatte.

„Dumme Trine!" dachte er, als er Miekens roten Rock nicht mehr sah, „dumme Trine!" Und während er den Hampelmann tanzen ließ, dachte er an den Abend,

als er mit Gödeckengustel und Scheelenludjen und Bollesbernd an der Heerstraße auf Anstand gewesen war. „Alle Tage ist Jagdtag, aber nicht alle Tage ist Fangtag," hatte Ludjen gesagt, als es schon an zu schummern fing. Aber dann hatte er das Ohr auf die Erde gelegt. „Die Hirsche ziehen!" flüsterte er und machte sich fertig. Vier Reiter kamen in hellem Galopp an.

Da riß Bernd an einer Schnur, die auf der Straße lag, ein weißer Lappen flog vor den Pferden auf, daß sie scheuten, und dann knallte es dreimal und dann noch einmal, und Kasper machte ein ganz dummes Gesicht, als auf sein Teil fünf blanke Dukaten, ein Paar neue Stiefel und noch allerlei Kram kam, so die bunte Kette, die der Hauptmann in der Tasche hatte.

„Ja, jetzt, wo es zu spät ist, Wieschen," dachte er, „da haben wir das Geld! Was soll ich jetzt mit dem Schiet?" Er gab es dem Bauern zum Aufheben, denn er brauchte nichts als Essen und Kleider, und die waren billig, denn es wuchs davon genug in der Heide, wenn man sich darauf verstand. Und Schewenkasper verstand sich darauf. Es war ihm wahrhaftig nicht um die Beute zu tun, aber wenn er mit den anderen mal wieder ein paar Dänen oder Kaiserliche, oder was es sonst war, beiseite gebracht hatte, dann dachte er: „So, ihr bringt anderer Leute Mädchen nicht mehr um!" Wenn er dann mit den Kindern Huckepack und Hopphoppreiter spielte, dann sah er aus, als hätte er nie einen Finger krumm gemacht.

Viel machte er sich auch nicht daraus, „aber Arbeit ist Arbeit," dachte er, wenn er wieder einmal heranmußte.

Viel lieber war es ihm schon, wenn er rechtschaffen arbeiten konnte oder Wolfsfallen bauen mußte, denn die Wölfe nahmen ganz gefährlich zu und auch die Luchse spürten sich wieder mehr, weil keiner ihnen wehrte, da schlimmere Biester, die wie Menschen aussahen, aber die reinen Teufel waren, sich mehr als nötig blicken ließen. Schneller als sonst bekamen die Bauern Falten um den Mund, und mancher Sohn war schon mit vierzig Jahren so grau, wie sein Vater es kaum mit sechzig war.

Harm Wulf war noch immer ein junger Kerl, aber als sein Hof abgebrannt war, war ihm Asche auf den Kopf geflogen und Ruß in die Augen gekommen und Rauch in den Mund. Wenn er seine schöne Frau und seine beiden gesunden Kinder ansah, wurden seine Augen wieder hell und seine Lippen gingen auseinander; sein Haar aber war und blieb an den Seiten grau, und nicht oft mehr flötete er das Brummelbeerlied.

An einem Juliabend aber hörte die Bäuerin, wie er flötete, als er dem Knechte den Fuchs gab. Er ging auf sie zu, faßte sie um und sagte: „Freue dich, Johanna, es wird Frieden! die Dänen ziehen ab. Ich habe es in Burgdorf als fest und sicher vernommen." Die Frau machte ihr glücklichstes Gesicht, aber dann faßte sie sich mit der Hand nach der Brust und verlor alles Blut aus den Backen; gleich darauf aber lachte sie wieder und sagte: „Es war die große Freude, Harm. Frieden! Ja, den wünscht sich wohl ein jeder. Gott sei Lob und Dank!"

Es war ein schöner Abend. Der Himmel über dem Heidberge war rot, die Rosen rochen stark und in dem

Risch an der Beeke sang ein Vogel ganz wunderschön. Der Bauer und die Bäuerin saßen auf der Gartenbank und sahen in den Abend. Ab und zu rief eine Eule in der Wohld, oder eine Ente schnatterte an der Beeke und unter dem Dache piepten die jungen Schwalben. Die Bäuerin hatte ihren Kopf an die Schulter ihres Mannes gelegt und hatte ein Gesicht wie ein Kirchenengel. „Frieden, Frieden!" flüsterte sie und bekam nasse Augen.

Aber so schnell vertrugen sich die hohen Herren nicht. Zwar die Dänen zogen ab, aber die anderen blieben, und noch manchesmal war der Himmel rot von etwas anderem als von der Abendsonne, und die Wehrwölfe mußten mitten in der Ernte die Sensen liegen lassen und die Kugelbüchsen hinter dem Schapp herkriegen, denn allzusehr drückten die Kaiserlichen das Land, obzwar der Herzog treu zu dem Kaiser stand, soviel ihm das auch verdacht wurde. Der Hunger und die Not wurden so groß im Lande, daß die rechtlichsten Bauern nicht mehr anders leben konnten, als wenn sie auf Mord und Raub ausgingen. Das war dann das Allerschlimmste, wenn die Wehrgenossenschaft Hand an Leute legen mußte, die vordem kein anderes Blut vergossen hatten als das von Vieh und Geflügel.

Es war an einem Aprilabend, als der Wulfsbauer abgerufen wurde. Von Mellendorf her war eine Bande von Räubern gemeldet, die den Weg auf das Bruch zu nehmen sollte. Bauern aus dem Kalenbergischen, der Neustädter Gegend und aus dem Stifte Hildesheim waren es, die längst kein Dach mehr hatten, unter dem sie schlafen konnten. „Dieses Stück will mir nicht gefallen," sagte Drewes zu Wulf; „fremde Völker, wenn

es die noch wären, da kommt es auf ein paar mehr oder weniger nicht an! Aber diese Leute da, die bloß der Hunger soweit gebracht hat, das ist, als wenn man seinen besten Hund an den Kopp schießen muß, wenn er die Dollwut hat. Es sind doch Menschen wie unsereins!"

Der Peerhobstler nickte. „Weißt du," sagte er, „das beste ist, wir geben ihnen auf, daß sie einen anderen Weg nehmen; vielleicht, daß sie Verstand annehmen. Ich will ihnen das sagen. Ich glaube kaum, daß einer von ihnen ein Schießgewehr hat, und wenn schon, so fällt er um, wenn er Dampf macht. Da ist keiner bei, der noch ein Kalb festhalten kann, wenn es weg will. Am Dietberge habe ich sie dicht an mir vorbeiziehen sehen; ordentlich elend ist mir dabei geworden!"

Der Engenser schüttelte den Kopf: „Es ist besser, ich mache das. Stößt mir etwas zu, dann ist das weiter nicht schlimm; meine Kinder sind groß genug, um sich selber zu helfen; deine aber nicht. Zudem kommt mir das als Oberobmann auch mehr zu."

Der Junge, den er bei sich hatte, kroch hinter den krausen Fuhren her und sagte den Wölfen Bescheid. „Der reinste Duffsinn ist das nun wieder," knurrte Viekenludolf; „Drewes wird alt und bei kleinem taugt er nicht mehr zum Obmann. Mich soll bloß wundern, was dabei herauskommt; was Gutes bestimmt nicht!"

Er sollte recht behalten. Kaum war Drewes hinter dem Busche heraus und hatte eben gerufen: „Leute, ich rate euch zum Guten; bleibt hier weg, die Welt ist groß genug!" da zog ein langer Kerl, der einen roten Frauenrock als Mantel umgehängt hatte, eine Pistole

heraus, schrie: „Dennso mach uns Platz!“ und schoß den Engenser über den Haufen.

Er und sechs andere lagen beinahe in demselben Augenblicke da und färbten den Sand rot, und eine Viertelstunde später liefen zwei Drittel der Bande den Weg zurück, den sie gekommen waren, ohne sich nach denen umzusehen, die in der Heide liegen blieben; aber davon wurde Drewes nicht besser; er lag mit dem Rücken gegen einen Machangelbusch, stöhnte und hielt sich den Unterleib, denn da hatte er den Schuß hinbekommen.

Der Wulfsbauer untersuchte den Einschuß. „Weißt du was, Drewes,“ meinte er, „was das beste ist? Wir tragen dich zu mir. Einmal ist es bis dahin der ebenste Weg und dann liegst du da am ruhigsten, und hast außerdem die beste Pflege, denn was meine Frau ist, die versteht sich auf sowas vorzüglich.“

Drewes war das zufrieden, vorausgesetzt, daß anderen Tags sein Wieschen kam, denn die könne er um sich nicht missen, sagte er. Sie kam auch. Der Wulfsbauer machte große Augen, als er sie sah, denn er hatte sie lange nicht gesehen, wenn er auch oft genug auf dem Dreweshofe gewesen war. „Ein Bild von einem Mädchen ist das ja geworden!“ dachte er, als sie vor ihm stand und ein um das andere Mal weiß und rot aussehend wurde. „Was hat sie bloß?“ dachte er, als er das sah, aber dann kümmerte er sich weiter nicht um sie.

Mit ihrem Vater stand es besser, als es zuerst aussah. Die Wulfsbäuerin hatte die Kugel gleich gefunden und herausgenommen, aber dem Engenser gesagt, unter zwei Wochen dürfte er nicht aus dem Bette. „Na,

Langeweile sollst du nicht haben,“ meinte sie, „erstens hast du ja Wieschen, und wenn ich Zeit habe, will ich dir immer etwas vorlesen.“

Das war Drewes sehr zufrieden, denn in der letzten Zeit war er immer frömmer geworden. „Wieschen, kannst da auch sitzen gehen!“ rief er, wenn die Bäuerin mit der Bibel kam; „das tut dir auch keinen Schaden, wenn du zuhörst.“ Aber meistens hatte Wieschen dies oder das zu tun, und wenn sie endlich kam, dann wurde sie umschichtig weiß und rot, wenn die Frau sie ansah, so daß die aus ihr nicht klug werden konnte, zumal das Mädchen beim Essen kein einesmal aufsehen mochte und an jedem Bissen herumwürgte.

Den einen Vormittag stand die Bäuerin in der Dönze und sah Wieschen zu, die im Garten mit den Kindern spielte, denn das tat sie, sobald es eben anging. Da kam der Bauer und nickte dem Mädchen freundlich zu, und die Frau sah, daß ihr die Brust auf und ab ging und daß sie erst ganz weiß im Gesichte wurde und sich dann rot ansteckte. Der Bauer lachte, als er sie so dasitzen sah: „Mußt sehen, daß du auch bald zu welchen kommst,“ rief er lustig; „mich wundert überhaupt, daß du noch immer unbeschrien bist. Die Engenser Jungens müssen wohl alle keine Augen haben!“ Damit ging er um die Hausecke.

Da ging der Bäuerin mit einem Male ein Licht auf, denn das Mädchen sah hinter dem Bauern her, gleich als hätte er ihr ein großes Unrecht angetan, küßte den Jungen, den sie auf dem Schoße hatte und der seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten war, wie unklug, und dann hielt sie die Hand vor die Augen und weinte, daß es sie schüttelte.

Die Frau faßte mit der Hand nach ihrem Mieder, trat vom Fenster zurück und setzte sich in den Ohrenstuhl; sie holte tief Luft und griff sich ein über das andere Mal nach der Brust. Aber dann stand sie auf, ging in den Garten, nahm dem Mädchen die Hand von den Augen weg und sagte: „Du bangst dich wohl nach eurem Hofe? In drei, vier Tagen, denke ich, kann dein Vater wieder hin." Und dabei strich sie ihr über die Backe.

Nach dem Mittag war sie mit ihr allein im Hause, Drewes schlief, der Bauer war mit Ul und dem Knecht nach den Koppeln gegangen und Mieken war in den Busch nach Feuerholz geschickt.

„So," sagte die Frau und zog das Mädchen neben sich auf die Bank, „nun wollen wir beiden großen Frauensleute es uns aber einmal gemütlich machen. Die Kinder schlafen wie die Ilke."

Das Mädchen wurde weiß und rot und konnte der Frau nicht in die Augen sehen. Die nahm sie bei der Hand: „Das ist mir doch verwunderlich, daß ein Mädchen als wie du noch keinen an der Hand hat. Machst du dir aus den Mannsleuten nichts? Denn daß sie sich aus dir nichts machen sollten, das redet mir doch keiner ein!"

Dem Mädchen ging die Brust auf und ab; sie wußte nicht, wo sie mit den Augen bleiben sollte, und würgte, als ob ihr etwas im Halse steckte. „Wieschen," sagte die Frau und legte ihr den Arm um die Schulter, „ich weiß mehr als du dir denkst. Bleib ruhig sitzen, wir müssen einmal ganz offen reden."

Sie nahm die Hand des Mädchens und legte sie an ihr Mieder: „Fühlst du, wie mein Herz arbeitet?" Sie zog den Kopf des Mädchens an ihre Brust: „Jetzt

kannst du es ganz genau hören." Wieschen fuhr in die Höhe und sah die Frau ganz erschrocken an.

„Ja, Mädchen," sagte sie dann, „jetzt arbeitet es wie wild, und zuzeiten ist es, als ob ich überhaupt keins habe. Bei meinem Zwillingsbruder war es just so; mitten im hellen Lachen fiel er um und blieb uns weg. Und so wird es mit mir auch gehen. Seitdem ich so Schreckliches mit ansehen mußte, ist es ganz schlimm damit geworden. Wenn ich mich bloß ein ganz bißchen verjage, oder wenn ich mich sehr freuen muß, dann bleibt mir das Herz stehen und hinterher ist es, als wenn es mir aus dem Halse heraus will."

Sie seufzte tief auf: „So, jetzt ist es wieder besser damit. Aber das kann heute sein oder morgen, denn lange dauert es nicht mehr, und ich schlage um und dann," sie nahm das Mädchen fest in den Arm, „dann haben meine Kinder keine Mutter, die für sie sorgt. Und nun," sagte sie und trocknete sich die Augen aus, „weiß ich ein Mädchen, ein treues und gutes Mädchen, das meine Kinder von Herzen gern hat, und ihren Vater auch, und deswegen ist sie bis heute noch ledig geblieben, obzwar sie rundherum die schönste von allen ist."

Wieschen schnappte erst nach Luft, und mit einem Male fiel sie der Bäuerin um den Hals und weinte. „Ja, aber dafür kann ich doch nichts, und es ist schlecht von mir, daß ich ihn dir nicht gegönnt habe, wo du doch dreimal besser für ihn bist, als wie ich!" Sie versuchte zu lächeln: „Aber so schlimm wird es doch mit dir nicht sein. Ich will meine Gedanken zu Bette bringen, denn, denn," sie barg ihren Kopf von neuem an

der Brust der Frau, „du bist so gut und aus mir macht er sich doch kein bißchen!“

Die Bäuerin lächelte: „Wieschen, glaubst du, eine Frau als wie ich, die so viel durchgemacht hat, macht in solchen Dingen Spaß? Ich habe mein Teil gehabt, Elend und Not genug und hinterher mehr Glück und Segen, als eine Frau in diesen Zeiten verlangen kann, und wenn ich weiß, daß du einmal für die Kinder sorgen wirst, dann wird mir meine letzte Stunde nicht so sauer werden. Versprichst du mir das?“ Das Mädchen nickte, ohne ein Wort zu sagen, und die Tränen liefen ihr über die Backen.

Als der Bauer zurückkam, sah er seine Frau und dann das Mädchen an und sagte: „Ihr seht ja beide aus, als wenn ihr das Abendmahl genommen habt!“ Die Bäuerin lächelte ihm zu, aber Wieschen ging schnell in das Flett.

Am Morgen des Tages, an dem Drewes wieder nach Engensen fahren sollte, setzte sich die Bäuerin zu ihm. „Drewes,“ sagte sie und nahm ihn bei der Hand, und seine Augen, die lange nicht mehr so waren wie ehedem, bekamen ordentlich Feuer, als sie ihn ansah. „Drewes, jetzt will ich dir einmal etwas sagen, aber du darfst mir da nicht zwischenreden. Also höre zu! Du hast mir selber gesagt, du wirst aus Wieschen nicht klug, weil sie sich um die Mannsleute nicht kümmert. Seit letzten Friggetag weiß ich, warum das so ist; sie hat all lange einen, aber einen, der Frau und Kinder hat und der an ihr vorbeisieht.“

Sie drohte dem Bauer mit dem Finger, denn der machte seine bösesten Augen: „Erst abwarten und dann

krumme Augen machen! Die Frau, von der ich rede, weiß das und sie ist von Herzen froh darüber, denn sie ist sich bewußt, daß sie heute oder morgen sterben kann, weil sie ein schwaches Herz hat; und nun kann sie sich für ihre Kinder keine bessere Zweitmutter wünschen und für ihren Mann,“ hier liefen ihr die Augen an, „keine bessere Frau als dein Wieschen, denn die Frau, das bin ich, Drewsbur!“

Sie faßte sich nach der Brust, holte tief auf und sah ihn freundlich an: „So, nun weißt du es, und ich denke, der Wulfsbur wird dir als Eidam wohl paßlich sein. Und mit Wieschen habe ich auch schon geredet. Natürlich kommt sie sich nun etwas dumm vor, aber sie kann mir jetzt mitten in die Augen sehen, denn sie weiß, wie ich ihr zugetan bin.“

Drewes schüttelte den Kopf; er wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Dann nickte er: „Darin kannst du recht haben, Wulfsbäuerin, darin hast du sicher recht, daß das Mädchen ihre Gedanken da hat, wo du meinst; nun wird mir allerlei klar, wo mir bis zur Stunde Busch und Kraut vor war. Aber das andere, das schlage dir man aus dem Kopf! Du siehst aus als wie das ewige Leben, und wenn ich dreißig Jahre jünger wäre und du ein lediges Mädchen, dennso solltest du mal sehen, wer sich am meisten um dich kümmern täte!“

Er lachte lustig, wenigstens tat er so, aber sogleich schrie er: „Wieschen, Wieschen, Mieken, Mieken!“ denn die Bäuerin war vorn übergeschlagen und lag mit dem Gesichte auf seinem Schoße, und als Wieschen hereinkam, sah sie zum ersten Male in ihrem Leben, daß ihr Vater auch Angst haben konnte, richtige, wirkliche

Angst, denn er hatte ein paar ganz unglückliche Augen im Kopfe.

Die Bäuerin kam bei kleinem wieder zu sich und sah beim Essen so frisch und gesund aus wie immer, aber bevor Drewes in den Wagen stieg, nahm er sie bei der Hand und sagte: „Ich komme bald wieder, halte dich gesund!" und dann drehte er sich um, denn daß ihm die Augen naß wurden, das brauchte kein einer zu sehen. Wieschen aber nahm die Bäuerin um den Hals und weinte hellwege los, so daß Harm hinterher den Kopf schüttelte und sagte: „Ein putzwunderliches Mädchen, diese Wieschen; erst dachte ich, sie kann dich vor den Tod nicht ausstehen, und jetzt hat sie sich, als wenn sie dich vor Gernhaben auffressen will!" Dann stieg er auf den Rappen und ritt mit Thedel hinter dem Wagen her. Von Wieschen bekam er aber kein vernünftiges Wort heraus, und er wußte nicht, was er von ihr halten sollte.

Es war überhaupt ein putzwunderlicher Tag; denn als Wulf gegen Abend mit Thedel zurückritt, hörten sie etwas singen, und als sie sich in die Bügel stellten, sahen sie einen Mann hinter einem Machangel sitzen, der ein Knie zwischen den Händen hielt und lauthals sang: „Umgürte die, o Gott, mit Kräften in ihrem Amt, Beruf und Stand, die zu des Predigtamts Geschäften dein gnadenvoller Ruf gesandt."

Die beiden Bauern sahen sich an und schüttelten die Köpfe; aber als der Vers zu Ende war, ritten sie dicht heran, denn daß sie diesem Manne gegenüber nicht scharf zu machen brauchten, das war so klar wie eine Brandheide. „Guten Abend," rief der Bauer; „na, was machst du denn hier?"

Der junge Mensch nickte, stand dann langsam auf und sagte: „Ich wünsche ihm dasselbe, und was ich hier mache? Ich warte, was der Herr mir schickt. Doch gestatte er mir: da ich ein Prediger bin, wenn auch ohne Amtes seit einiger Zeit, dürfte mir wohl die Anrede Ihr und Herr zukommen."

Niehus griente und der Bauer lachte: „Nichts für ungut, Euer Ehren, aber daß Ihr ein geistlicher Herr seid, konnte ich Euch von der Nase nicht ablesen. Aber wo kommt Ihr her und wohin des Weges? Nehmt meine Neubegier nicht krumm, doch es geht jetzt nicht gerade sauber auf der Welt her, und wer sich bei uns blicken läßt, der muß uns schon Rede und Antwort stehen."

Der Fremde sah ihn mit klaren Augen an: „So wisse er denn, ich bin der Kaplan Jakobus Jeremias Josephus Puttfarkenius. Seitdem der Herr den Jebusitern Macht über die Gerechten gegeben hat und als Strafe für unsere Sünden ihnen die Zuchtruten des Restitutionsediktes verlieh, ward ich meiner Kapellanstelle ledig und bin wie ein Blatt, das der Wind vor sich herweht."

Der Bauer lachte: „Viel anders seht Ihr auch nicht aus. Aber da wir doch gerade vespern wollen, und mehr bei uns haben, als wir brauchen, und Ihr nicht so aussehet, als hättet Ihr heute schon satt gekriegt, so könnt Ihr mittun, wenn Ihr dazu Lusten habt."

Der junge Geistliche sah gegen den Himmel: „Herr," rief er, „deine Güte währet ewiglich!" Er gab dem Bauern die Hand. „Es war gestern morgen in dem

Dorfe Fuhrbergen, als ich das letzte Stück Brotes aß. Seitdem ist die Rinde der Birkenbäume meine Nahrung gewesen, doch bin ich dieser Speise nicht gewöhnt und wollte fast verzagen, wenn ich mich nicht mit dem Spruche getröstet hätte: der, der die jungen Raben speist, wird auch meiner nicht vergessen."

Er aß wie ein Drescher und hinterher sah er gleich ganz anders aus, und die Hose hing ihm nicht mehr so bummelig vor dem Leibe. Dankbar sah er den Bauern an und fragte dann: „In Fuhrberg habe ich die Bekanntschaft eines Bauern gemacht, der Ludolf Vieken heißt und zu Rammlingen gebürtig ist. Zu diesem Manne faßte ich ein Zutrauen, obzwar er mir nicht auf dem Wege des Herrn zu wandeln schien, dieweil er Flüche und unnütze Schwüre aus seinem Munde herausgehen ließ. Aber der Herr wird ihn schon erleuchten, denn er hat mich aus den Händen der Heiden errettet, so man Tatern nennt, und unaufgefordert sein Brot mit mir geteilt, und sein Bier, als er hörte, daß ich nüchtern war wie ein Kindlein, das zum ersten Male die Wand beschreit."

Er sah den Bauern mit seinen großen hellen Augen an: „Kennt er hier in der Gegend einen Mann namens Harm Wulf? An den hat mich der Rammlinger gewiesen, denn er sagte mir, derselbe könnte in seinem Dorf, dessen Name mir entfiel, vielleicht einen Prediger gebrauchen. Und die Ehefrau dieses Mannes soll, wie mir gesagt wurde, eines ausgetriebenen Predigers Tochter sein?"

Der Bauer lächelte: „Hat Viekenludolf Euch kein Zeichen mitgegeben?" Der andere nickte: „Das wohl,

doch scheint es mir dürftig zu sein und fast hätte ich es von mir getan. Seht her!" Er zog einen Lappen aus der Tasche und wickelte eine Rabenfeder aus, die zweimal geknickt und deren Enden auf geheime Art ineinandergedreht waren.

„Dennso ist das recht," sagte der Bauer; „ich bin der Burgvogt Harm Wulf aus Peerhobstel, und es kann sein, daß Ihr bei uns eine Stätte finden könnt, denn wir Männer können uns in diesen Zeiten kaum noch nach der Kirche trauen und die Frauensleute schon gar nicht. Ich sehe es Euch an, daß Ihr ein rechtlicher Mann seid. Es ist eine böse Zeit; landfremden Leuten trauen wir gemeiniglich nicht über den Weg, und deshalb müßt Ihr mir in die Hand versprechen an Eides Statt: nichts zu verraten, was Ihr hört und seht, ob Ihr nun bei uns bleibet oder nicht."

Puttfarken sah ihn ernst an: „Ich habe eine Probe davon belebt, welcher Art er zu sein scheint; die drei Tatern, die mich auf der Straße hinwarfen, um mich auszurauben, hängen an drei Birkenbäumen. Hätten die Toren gewußt, daß ich nur das mein eigen nenne, was ich auf dem Leibe trage, und das wohl kaum ein Jude anders als geschenkt nimmt, sie lebten vielleicht noch. Ich habe viel Greuel gesehen auf meinen Wegen, und ich glaube, wer dem Übel wehrt, der handelt nicht wider des Herrn Gebot. Und so will ich denn geloben, was er von mir fordert."

Der Bauer wartete, bis es schummerte, und derweilen fragte er aus dem Prediger heraus, was er heraushaben wollte. Der Mann gefiel ihm und Thedel auch, und

Grieptoo nicht minder, und somit durfte er vor Niehus aufsitzen und bis vor die Wohld reiten.

„Mädchen," sagte Thedel nachher zu seiner Hille, die schon wieder so aussah, als ob es bald noch einen kleinen Niehus geben sollte, „da haben wir dir einen Kerl auf der Heide aufgegabelt, eine ganz putzige Kruke! Sitzt da im Sand und singt nach der Schwierigkeit ein geistliches Lied, hat nicht Messer noch Schießgewehr bei sich und macht ein Gesicht, als wenn es lauter Engel auf der Welt gibt, und dabei haben ihn gestern erst die Tatern unter sich gehabt. Es ist meist so, als ob er zu dumm ist, als daß er Bange hat; nicht einmal hat er sich verjagt, als wir von den Wachen angerufen wurden."

Thedel hatte recht; Furcht hatte Ehren Puttfarken nicht, zum mindesten keine Menschenfurcht. Das mußte Viekenludolf spüren, als er nach vier Wochen auf den neuen Hof geritten kam und auf der Deele Mieken zu fassen kriegte: „Deubel auch, Deern!" rief er und drückte sie, daß ihr die Rippen knasterten; „du machst dich ja mächtig heraus."

Aber was machte er für runde Augen, als der Prediger aus der Dönze trat und ihm sagte: „Der Herr segne seinen Eingang, Viekenbur! Aber sage er mal: ist es notwendig, den Teufel zum Zeugen anzurufen, weil Gott diese Jungfrau blühen und gedeihen läßt? Und schickt es sich in einem ehrbaren Bauernhause, und paßt es sich für einen rechtlichen Bauern, einer ordentlichen Witfrau Tochter zu behandeln wie ein liederliches Weibsstück?"

Viekenludolf machte so verbiesterte Augen wie ein Hund, den eine Adder anprustet; aber dann lachte er: „Ist das der Dank, daß ich Euch vor den Tatern bewahrt habe?"

Der Prediger nickte: „Jawohl, das ist der Dank. Er hat mich vor Tatern und Heiden bewahrt und ich will seine Seele vor dem Höllenfeuer bewahren. Und nun trete er ein und nehme Platz, bis die Bäuerin kommt; die Magd soll sie rufen."

Von dem Tage an hatte er zwei dicke Freunde; der eine war Schewenkasper, denn der sagte nachher zu Thedel: „Er hat es dem Viekenbur aber gehörig gegeben, sage ich dir. Ist das aber auch eine Art, sich aufzuführen, wie der es tut? Kein eines Mädchen kann sich ja vor ihm bergen!" Der andere aber war Viekenludolf selber, denn als er nachher wieder ein Donnerwetter aus dem Munde ließ, wusch ihm der Prediger den Kopf noch einmal, und das gefiel dem Dausenddeubel, denn es war ihm etwas Neues. „Du," sagte er zu dem Wulfsbauern, „den behaltet man; der ist gut!"

So dachten die Peerhobstler auch, denn nachdem Puttfarken von der Bäuerin ordentlich herausgefüttert war, sah er wie ein rechtschaffener Prediger aus, und obzwar er noch reichlich jung war, so war er doch ein guter Prediger und trotz seiner Redensarten ein Mann, der in die Welt paßte.

Er scheute sich vor keiner Arbeit, soweit sie sich für ihn schickte, und mehr als einmal sagte der Wulfsbauer zu ihm: „Wie ein Knecht braucht Ihr nun gerade nicht zu arbeiten." Aber dann bekam er jedesmal zu hören:

„Glaubt er, Wulfsbauer, daß mir das bei den Leuten nicht nützt, wenn ich grabe und rode wie sie selber? Und außerdem; es macht mir Freude; bin ich doch auch eines Bauern Sohn."

Er saß so gut zu Pferde wie die Peerhobstler selber, und mit der Zeit lernte er auch mit dem Schießgewehr umzugehen wie ein gelernter Jäger, und manchen Braten brachte er aus dem Busche mit. Auch Aalkörbe konnte er machen, Netze stricken und Setzangeln stellen, denn sein väterlicher Hof, den die Mansfelder samt allem, was darauf war, niedergebrannt hatten, hatte da unten an der Weser gelegen.

Der Wulfsbauer fand, daß er kein schlechtes Geschäft gemacht hatte, als er diesen Mann auf der Heide aufsammelte, allein schon, weil die Bäuerin immer einen von ihrer Art bei der Hand hatte, wenn Wulf über Land mußte, was immer öfter der Fall war; denn das mit dem Frieden, das war wie der Rauhfrost auf der Heide gewesen und lange vergessen, und es wurde schlimmer denn je. Die Schweden waren gekommen, und der Herzog, dem es längst nicht mehr gepaßt hatte, die Geschäfte der Papisten zu besorgen, war zu ihnen übergegangen, und nun sengten und brannten die Pappenheimer in seinem Lande.

Öfter als sonst kam der Bauer mit krauser Stirn nach Hause, und dann war es ihm ein Trost, wenn der Prediger ihm mit mutigen Worten und einem geistlichen Liede über die Sorgen weghalf, denn Puttfarken hatte Abendandachten auf dem Hofe zugange gebracht, zu denen ein jeder kommen durfte, der dazu Lusten hatte. Besonders den alten Leuten, die seit Jahren

keine Kirche mehr gesehen hatten, war es ein großer Trost, konnten sie einmal wieder gemeinsam Gott mit Gebet und Gesang ehren.

Es war von jeher ordentlich und sinnig auf dem neuen Hofe zugegangen, aber seitdem der Prediger da war, waren die Abende noch gemütlicher als sonst, denn der junge Mann hatte allerlei Kenntnisse und konnte erzählen wie ein Buch von dem, wie es in der Welt zugegangen war von Adam an bis auf die letzten Zeiten; da nun der Bauer in den ganzen Jahren jedes Buch, das ihm bei den Wehrfahrten in die Hände gefallen war, mitgebracht hatte, weil er wußte, daß seine Frau daran ihre Freude hatte, so las der Prediger ihnen an den langen Winterabenden daraus das beste vor und wußte alles so zu erklären, daß selbst Schewenkasper in dem einen Winter mehr lernte, als in seinem ganzen Leben.

Seitdem die Bäuerin eigene Kinder hatte, konnte sie sich der anderen nicht mehr so viel annehmen, wie anfangs, und so machte es sich ganz von selber, daß der Prediger Schule abhielt, zuerst für die Kinder und dann auch für die Knechte und Mägde, und dazu kamen auch die Bauern gern, denn alles, was ihre Gedanken von der schlimmen Zeit abhielt, wurde ihnen zum Trost und zur Erquickung.

Ging es doch immer schrecklicher in der Welt her. So ablegen das Dorf auch war, es sprach sich genug bis zu ihm hin und die Bauern bekamen es mit der kalten Angst, als Grönhagenkrischan ein fliegendes Blatt mitbrachte, auf dem gedruckt stand, was der Tilly und der Pappenheimer mit Magdeburg angestellt hatten.

Am nächsten Sonntage war Predigt auf dem neuen Hofe. Schewenkasper und Thedel hatten aus Klötzen und Stangen Sitzreihen vor dem Hause aufgeschlagen und vor der großen Tür eine Art Kanzel gebaut, die von der Bäuerin und Mieken mit Tannhecke und Maien zurechtgemacht war, und ein weißes Tuch mit einem roten Kreuze war darüber gesteckt.

Bei halbig zehne waren die Peerhobstler auf dem Hofe; alle waren da außer den Brustkindern und den Wachen. Es war ein Morgen, wie er nicht schöner sein konnte; die Sonne stand hell am Himmel, die Buchfinken schlugen, die Schwalben spielten in der Luft und auf allen Misten waren die Hähne am Krähen.

Alle waren sie in ihrem besten Zeuge da, die Männer und die Frauen, und alle hatten ihre Kinder herausgeputzt, so gut es ging. Sie stießen sich an und zeigten auf die Kanzel und flüsterten leise miteinander, und die Altmutter Horstmann bekam nasse Augen, als sie das rote Kreuz auf dem weißen Laken sah.

Der Wulfsbauer stimmte das Lied an: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr' und Dank für seine Gnade," und alle fielen mit ein. Währenddem stieg der Prediger auf die Kanzel und betete vor sich hin. Er hatte einen schwarzen Gehrock an, den die Bäuerin gemacht hatte, und er kam den Bauern anders vor als bislang, wo er in Blaulinnen und Beiderwand gegangen war.

Es war kirchenstill auf dem Hofe, als der Vers zu Ende gesungen war und die Leute aufgestanden waren, nur daß man die jungen Schwalben piepen hörte. „Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei

mit uns allen," begann der Prediger und fuhr fort: „Vernehmet in Andacht das Wort der Heiligen Schrift, das geschrieben steht Psalm einhundertsiebenunddreißig: An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten." Er schlug sein Buch zu und fing an zu sprechen.

Die Leute horchten auf, denn eine solche Predigt hatten sie noch keinmal vernommen. Das war, als wenn sie selber zueinander redeten, so klar und doch so ganz anders. Er sprach, wie es vordem war um das Bruch, und wie es nun aussah. Er ließ Ödringen wieder aufleben und ließ es in Rauch und Asche aufgehen, erinnerte an Tod und Not und an alles andere, was die Jahre gebracht hatten an Leid und Elend. Alle Frauen weinten in ihren Schürzen und die Männer sahen vor sich hin.

Ruhig und eben hatte der Prediger gesprochen, aber dann ließ er Blitz und Donner aus seinem Munde kommen. Mit einer Stimme, die sich wie ein Ungewitter anhörte, las er das fliegende Blatt vor und hing Worte daran, die herunterkamen wie die Axt auf den Baum. „Des Herrn Hand wird sie treffen, die Bluthunde, die der Kindlein in der Wiege nicht schonten und kein Erbarmen hatten mit unschuldigem Blute," rief er; „zermalmen wird er sie in seinem Grimme und hinstreuen, daß ihre Feinde sie mit Füßen treten, und wenn sie dann rufen: ‚Herr, o Herr, ach, ach!' so wird er seine Ohren verschließen, denn nicht zu tilgen ist ihre Schandtat, und ihre Greuel bleiben ewiglich bestehen."

Da hörten die Frauen zu weinen auf und die Männer sahen ihn mit blanken Augen an; alle Gesichter wurden

klar, als er tröstliche Worte und Sprüche fand, die Herzen zu erquicken und die Seelen zu laben mit Hoffnung auf bessere Zeiten und Zuversicht auf die Güte des barmherzigen Gottes, und es war keiner da, der sich nicht gelobte, treu auszuharren in der Furcht des Herrn, möge kommen, was da wolle.

Wie ein Wetterrollen hörte es sich an, als die Gemeinde ihrem Prediger das Glaubensbekenntnis nachsprach, und bis zum Himmel schallte es, als sie sang:

Das Wort sie sollen lassen stahn
und kein Dank dazu haben;
er ist bei uns wohl auf dem Plan
mit seinem Geist und Gaben;
nehmen sie uns den Leib,
Ehre, Kind und Weib,
laß fahren dahin,
sie habens 's kein Gewinn:
das Reich muß uns doch bleiben!

Das taube Tal

Gar nicht weit vor den grünen Wiesen der Aller liegt unweit des Dorfes Winkel zwischen Gifhorn und Brenneckenbrück ein Tal, das ist taub und tot.

Rundumher hält die Heide den Sand fest, und das Moos bändigt ihn; in dem tauben Tale aber liegt er bloß und lose da oder fliegt, wie der Wind es will.

Mehr als einmal hat der Förster Fuhren dort gepflanzt und Birken; es ist nichts davon übriggeblieben. Sie wuchsen ein Weilchen, hungerten und kümmerten, und dann gingen sie aus, wie ein Licht im Luftzuge.

Denn das Tal ist verflucht für immerdar, weil unschuldiges Blut dort floß. Kein Bauer geht um die Ulenflucht gern hier vorbei; gestorbene Gesichter umschweben den Menschen, der da vorübergeht, sehen ihn mit toten Augen an und verfolgen ihn mit schweren Seufzern.

Leute, die sich Wunder wer weiß wie klug dünken und nur das für wirklich halten, das sie mit Händen fassen können, sagen, die weißen Gesichter seien Nebel und die Seufzer bringe die Ohreule hervor, die in den Fuhren unkt; doch nicht um alles Geld in der Welt würden sie die Zeit zwischen dem einen und dem andern Tage in dem tauben Tale zubringen.

Ein Knecht von weit her, der an Gott und den Teufel nicht glaubte und ein heimlicher Freischütz war, paßte in einer hellen Nacht dort auf einen weißen Rehbock, der da seinen Umgang hatte. Das Tier stand ganz dicht vor ihm und der Mann schoß es zweimal auf das Blatt, ohne daß es umfiel. Als er aber wieder geladen hatte und anlegte, sahen ihn zwei Menschenaugen, die vor seinen eigenen standen, so böse an, daß er keine Kraft mehr in den Armen hatte, sein Gewehr fallen ließ und Hals über Kopf fortlief. Als er am andern Morgen seine Waffe holen wollte, lag sie da und war mittendurch gebrochen.

Wenn es lange gestürmt und geregnet hat, gibt der Sand im Windschatten der vielen hundert kleinen Hügel, die in dem tauben Tale stehen und wie verwahrloste Grabstätten aussehen, schwarze Scherben von Aschenurnen und zerbröckelte Backsteine frei, auch ist da einmal eine vom Roste zerfressene Speerspitze und ein silberner Armring gefunden worden. Ein Gelehrter, der sich auf solche Dinge verstand, hat deswegen einige der Hügel abgraben lassen, aber lange nichts von Bedeutung gefunden, bis er schließlich auf einen Kranz von Steinen stieß. Voller Eifer grub er drauflos, achtete der Zeit nicht und arbeitete bis in die Nacht hinein. Da hörte er es plötzlich hinter sich jämmerlich husten, und als er sich umsah, stand ein uralter, in Lumpen und Lappen gehüllter Mann hinter ihm und bat ihn um einen Zehrpfennig. Der Forscher warf ihm ein Stück Geld in den Hut, aber der Bettler kam ihm so schmierig vor, daß er ihm die Grabscheitkrücke und nicht die Hand reichte, als er sich mit einem Händedruck bedanken wollte. Das war

sein Glück, denn der Bettler war nicht von dieser Welt und seine Finger brannten tief in den Spatenstiel hinein.

Noch vor einigen Jahren hat es sich begeben, daß zwei junge Leute, die nachts durch die Heide gingen, und vom Wege abkamen, in das taube Tal gerieten, gerade als die Uhr die zwölfte Stunde wies. Es war Mondschein, und so erkannten sie zu ihrem Schrecken, daß sie an dem Ort waren, vor dem sie in Brenneckenbrück gewarnt waren, und der wie ein verlassener Leichenacker anzusehen war. Als sie so dastanden und nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten, kam ein Mann angelaufen, der mit den Händen die Raben abwehrte, die nach seinem Kopfe hackten; er lief quer über die Blöße nach dem kleinen See hin, der hinter den Fuhren liegt, und stürzte sich mit einem lauten Schrei in ihn hinein. Zu gleicher Zeit kam ein lautes Hohngelächter aus der Höhe, ein glühendes Rad flog durch die Luft, kreiste über dem Wasser und zersprang zu lauter blauen Flammen, die um die jungen Leute einen Tanz aufführten, und die sich nicht von der Stelle rühren konnten, soviel Mühe sie sich auch gaben. Erst als die schwarze Stunde vorüber war, bekamen sie wieder Gewalt über ihre Glieder und langten mehr tot als lebendig in Gifhorn an.

In dem tauben Tale hat einst ein Bauernhof gestanden. Als im dreißigjährigen Kriege die Kaiserlichen in der Gegend raubten und brannten, fanden sie zu dem Hofe, der gut versteckt lag, nicht hin, bis er ihnen von einem Knecht verraten wurde, der dort im Dienst war und von der Haustochter abgewiesen war.

Die Soldaten brachten alles um, was auf dem Hofe lebte, pochten ihn aus und steckten ihn an. Als der Knecht aber seinen Lohn haben wollte, lachten sie ihn aus und gaben ihm einen alten Strick. Da seine Meintat sich in der Gegend herumgesprochen hatte, wollte ihn kein Mensch wieder in Dienst nehmen, und so ging er unter die Soldaten. Nach vielen Jahren kam er als Krüppel wieder, bettelte eine Zeitlang in Gifhorn herum, bis sich herausstellte, wer er war, und der Büttel ihn aus dem Tore wies. Da ging er nach dem abgebrannten Hofe und ertränkte sich in dem See, der dicht dabei liegt.

Seitdem liegt der Ort wüst. Der Wind hat den losen Sand über die Stätte geweht und ihn so aufgetürmt, daß er wie lauter Grabhügel aussieht. Rundherum wuchert die Heide, grünen die Wiesen, stehen die Fuhren im dichten Moose. Die Stelle aber, auf der der Hof lag, bleibt taub und tot.

Wer des Abends dort vorübergeht und sieht in die Öde hinein, dem friert das Herz, auch wenn er nicht weiß, was sich dort zugetragen hat.

Der Schäferkönig

Aus fahler Heide erhebt ein einsamer Heidhügel seinen braunen Kopf.

Kurzgeschoren haben Schnuckenmäuler seine braunen Locken, die Nagelschuhe der Bauern haben darüber einen weißen Scheitel gezogen.

Am Grunde des Hügels, rechts und links von dem hellen, schmalen Fußpfade, liegen zwei große, mannshohe, von den grünen Ranken der Krähenbeere am Grunde umsponnene, mit grauen Flechten bedeckte Steinblöcke, einer licht, einer düster.

Zwischen ihnen und der Kuppe des Hügels, mitten in dem Fußpfade, steht eine hohe, dicke, zerzauste Hängebirke.

Um den Hügel breitet sich ein ebenes Feld aus, von Heide und kurzem, büscheligem Grase bedeckt, bestockt mit Hunderten und Hunderten struppiger Wacholdersträucher.

Weit und breit ist kein Hügel wie dieser Hügel, keine Birke wie diese Birke, kein Wacholderfeld wie dieses hier, kein Findlingspaar wie dieses.

Wenn ich auf dem Hügel im kurzen Heidkraut lag nach dem Frühanstand mit Hund und Büchse und die steifgefrorenen Glieder sonnte, dann habe ich mich im-

mer gefragt, warum es weit und breit nichts Ähnliches gibt; ich konnte es mir nicht erklären.

Der Lehrer im Dorfe da unten, der Steine und Blumen sammelt, sagte mir, früher hätten hier mehr Birken gestanden, wären hier mehr große Wandersteine gewesen; die Bauern hätten die Birken geschlagen und die Steine für die Wegebauten zerschossen.

Jetzt liege ich wieder auf dem Hügel und träume hinaus; Nordwestwind schleudert scharfe Tropfen über die Moorebene, graue Wolken drängen sich am Himmel und hängen tief hinab, kein blaues Fleckchen schaut aus ihnen hervor.

Unter mir schwenkt die alte Birke mit stummem Wehklagen die langen, dünnen Zweige, langt in herzzerreißend sehnsuchtsvollen Bewegungen damit nach den Wacholderbüschen, die in wildem Sturme zucken und zappeln, als wollten sie sich losreißen aus dem blaugrauen Grase.

Das langt und greift mit dürren Händen so jammervoll hoffnungslos hinab, das ringt und drängt mit grünen Leibern so willig folgsam hinauf.

Wütender wird der Sturm. Die Birkruten fahren hoch in die Luft und fallen auf die Spitze des Baumes nieder wie die Hände eines Menschen, der sich das Haar ausraufen will.

Und jetzt beugt sich der Baum, als wollte er hinab zu den Wacholdern; die Äste reiben sich, daß es gellend pfeift, so gellend, so grell wie der Pfiff des Heidschäfers durch zwei Finger.

Dieser gelle, grelle, schneidende Pfiff gibt mir Antwort auf meine stumme Frage.

Es war einmal ein reicher Schäfer, dem gehörte weit und breit hier alles Land.

Süßes Gras bedeckte statt der dürren Heide und des sauren Rischs das Gelände.

Tausende von Schafen waren sein, nicht magere, ärmliche Schnucken, nein, hohe, feinwollige, stolze Tiere, mit Vliesen wie von Seide.

Hier, wo der Hügel sich erhebt, stand sein Haus, aus behauenen Steinen festgefügt, nicht ärmlicher Art aus Ortstein und rohen Stämmen wie der übrigen Bauern Hütten. Darum hießen sie ihn den Schäferkönig.

Sein Reichtum aber tötete seine Seele und härtete sein Herz.

Wenn die anderen Bauern und Schäfer an den heiligen Tagen den Göttern im Schatten der Eichkämpe auf heiligem Stein Pferdeopfer brachten oder mit lodernden Holzstößen die Erhabenen priesen, dann lachte er und schalt sie Toren und Tröpfe.

Als seine Knechte von den Opferstätten die heiligen Mährenschädel heimtrugen und sie an die Giebel seines Hauses hingen, stieß er mit seinem silberbeschlagenen Opferstock die Opfergedenken herab und schleuderte sie in die Herdflamme.

Wenn Wode in stürmischen Herbstnächten in den Wolken weidwerkte mit Hussa und Horridoh und Hu und Hatz, dann schloß der Schäferkönig nicht Tor und Luke und legte sich zur Ruhe, sondern frech trat er in das Tor und lauschte dem Gejaid der Himmlischen.

Die klugen Männer, die weisen Frauen warnten ihn, doch er lachte über ihre Warnworte.

Einst stand er an einem heißen Sommertage vor seinem Steinhause; zu seinen Füßen lagen seine Lieblingshunde Donner und Blitz, weiß der eine, schwarz der andere. Da zog es schwarz herauf mit weißen Wetterköpfen in Ost und West, Süd und Nord.

Der Schäferkönig setzte seine silberne Pfeife an den Mund und pfiff in alle vier Winde, daß es gellend nach Ost und West, Süd und Nord hinausklang; da trieben seine Knechte die Herden von allen Richtungen heran, daß es krimmelte und wimmelte wie ein Meer.

Immer schwärzer wurden die Wolken, immer gelber die Flecken darin, immer lauter der Donner; die Knechte fielen ihrem Herrn zu Füßen und flehten ihn an: „Herr, opfere dem Thor, daß er seinen Steinhammer nicht nach uns werfe!"

Der Schäferkönig aber lachte und schalt.

Da knallte es, als wäre die Erde geborsten, da lohte es, als wäre das unterirdische Feuer hervorgebrochen, nach allen Richtungen hin stoben die Herden auseinander, stürzten in Gräben, sanken in die Tränken, stolperten über Heck und Steg.

Der Schäferkönig schrie nach seinen Knechten; die aber murrten, ließen die Herden im Stich und rannten zum heiligen Hain, dem zürnenden Gotte zu opfern.

Da winkte der Schäferkönig seinen Lieblingshunden Donner und Blitz, daß sie die Herden in die Ställe trieben; aber winselnd umkrochen sie seine Füße und rührten sich nicht vom Flecke.

Schwarz wie die Nacht ward es ringsumher, und hell wie der Tag dazwischen; Blitz um Blitz fuhr grell

von Ost und West, Süd und Nord herab, vier Donnerschläge zugleich ertönten jedesmal dabei.

Wie Spreu im Winde stoben die Herden auseinander.

Der Schäferkönig stieß einen schrecklichen Fluch aus; er drohte mit seinem silberbeschlagenen Hütestock zum Himmel hinauf und rief: „Thor, bist du kein Unhold, so banne mir die Schafe! Aber das vermagst du nicht, du Segenvernichter!"

Das Dunkel verschwand, licht wurde der Himmel, still der Donner; stolz wie ein Sieger schaute der Schäferkönig um sich, aber Grauen verzerrte sein hartes Gesicht: vor seinen Augen schlugen seine Schafe Wurzel, ihr seidenes Vlies wuchs aus zu struppigem Grün; Tausende von Wacholderbüschen, eine grüne Herde, bedeckten das Land.

Da schwand des harten Mannes Stolz; er brach in die Knie, raufte sein Haar, streckte seine Arme nach seinen Herden aus und schrie und weinte und lachte.

Und dann riß er vom Ledergurt das blanke Schlachtmesser und zückte es verzweifelt gegen seine Kehle.

Aber sein Arm blieb starr, wandelte sich um in einen krummen Ast, seine Finger in dünne Ruten, seine Füße schlugen Wurzeln; eine mächtige Birke erhob sich an Stelle des Schäferkönigs.

Donner und Blitz, seine Lieblingshunde, wurden verzaubert in zwei Riesensteine, hell der eine, düster der andere.

Das steinerne Haus polterte zusammen, ein Trümmerhaufen, den Heide überwuchs.

Zum Heidhügel ist des Schäferkönigs Heim geworden, zur Birke der stolze Mann, zu Steinblöcken seine Hunde, zu Wacholderbüschen seine Herde.

Wenn der Sturm über die Heide fährt, dann ringt die Birke die Zweige, rauft mit ihren Ruten ihr Haar, langt und greift verzweifelt um sich und pfeift gellend den Steinen, die an ihren Wurzeln liegen.

Und die grüne Herde hört den Pfiff und will ihm folgen und ruckt und zerrt an ihren Wurzeln.

Die Letzten

Es steht auf blankem Heidbrink
Am grauen Findelstein
Ein alter hoher Machangel
So hagstolz und allein.

Der Stein der wird zerschossen,
Der Strauch der Axt verfällt,
Der Brink wird abgefahren;
Sie passen nicht mehr in die Welt.

Das Könekenmeer

Wenn man von Lopau, das da hinten in der Heide zwischen Ülzen und Munster liegt, den Hützeler Weg entlang geht, so kommt man nach einer guten halben Stunde an eine Stelle, an der sich die Fahrwege von Munster und Bockum treffen; schlägt man dann den Weg zur linken Hand, der nach Munster führt, ein, so steht man bald vor dem Könekenmeer.

Das ist ein runder, schwarzer Moorpump, der zwischen den Heidbergen in einem weiten und tiefen Grund unterhalb jenes Forstortes der Raubkammer liegt, der den Namen der Fangbeutel führt, weil dort zu hannöverschen Zeiten stets die stärksten Hirsche standen. Auch heutigen Tages stehen zur Brunft dort immer noch gute Hirsche, denn das Könekenmeer dient ihnen als Suhle für ihr heißes Geblüt, und darum ist der Schlamm um den Pump im Vorherbst auch immer ganz zertreten, und schwarze Schleppen zeigen an, wo ein Hirsch gewechselt ist.

Bevor der Dampfpflug hier das Land um und um wühlte und den Boden für die Fuhren zurechtmachte, die dort jetzt so frisch wachsen, wie ringsumher nicht, war da alles weit und breit kahle Schnuckenheide, höchstens daß hier und da ein Horst krüppliger Eichen

stand, die sich mühselig durchgehungert hatten. Zu jener Zeit kamen die Schnuckenschäfer von allen Höfen in der Runde dort zusammen, weil das Könekenmeer das einzige größere Wasser war, in dem sich die Schnucken tränken konnten.

So ganz gern tränkten die Schäfer dort ihre Herden aber nicht, denn es ging von diesem Orte die Sage, daß es dort nicht geheuer sei. Der alte Gehegereuter, der einst in einer hellen Mondnacht im Herbstmond um Mitternacht dort vorbeiritt, und der gewiß kein Mann war, der leicht bange wurde, hatte unter dem Brinke zwischen dem Munsterschen Wege und dem Meere eine weißverschleierte Gestalt stehen sehen, die ganz vernehmlich seufzte und bitterlich die Hände rang, und als er am andern Morgen wieder dort vorbeiritt, stieg er ab und band seinen Rotschimmel an eine Eiche, um zu sehen, ob sich dort nicht vielleicht der Achtzehnenderhirsch vom Behrensloh spüre, und da verjagte er sich ganz gefährlich, denn in dem sandigen Ufer war deutlich die Spur von Mädchenfüßen zu sehen, das lange, spitze Schuhe angehabt hatte, wie man sie zu jener Zeit nicht trug, und an dem toten Machangelbusch, der nicht weit davon stand, hing ein Stück Schleiertuch feinster Art, und das war voller Blut.

Als er das in Wolfsrode erzählte, wurde er ausgelacht, denn es war bekannt, daß er die Bauern gern ein bißchen zum Narren hielt. Kurze Zeit darauf kam aber einmal eine Hochzeitsgesellschaft zwischen einem und dem anderen Tage zu Wagen dort vorbei, und da wollten die Pferde mit Gewalt nicht voran, denn vor ihnen auf dem Wege stand eine blaue Flamme, die

meist ganz so wie ein Mensch gebildet war, und die erst wich, als eins von den Mädchen von dem Kümmelbrot, das es mitgenommen hatte, den Kümmel abstreifte und nach dem toten Feuer hinwarf. Da wurde die Flamme ganz klein und sprang mit einem Satze über das Meer, und eine Stimme, von der keiner wußte, ob sie nun aus der Höhe oder aus der Tiefe kam, und die nicht laut und nicht leise war, schrie: „Fahr' hille, fahr' hille und kiek dich nicht um!" Da fuhr der junge Bauer, der das Sattelpferd ritt, unbesonnen los. Seine Schwester aber, darauf vertrauend, daß sie noch einige Kümmelkörner in der Hand behalten hatte, konnte ihren Fürwitz nicht bergen und mußte sich umsehen. Da sah sie eine weiße Jungfrau, die eine goldene Krone aufhatte, in dem Meere verschwinden, und in demselben Augenblicke bekam sie einen Stoß gegen die Brust, daß ihr die Luft wegblieb. Sie lag ein volles Jahr krank und starb in derselben Nacht um dieselbe Stunde, in der sie ein Jahr vorher von der unsichtbaren Faust unter das Herz gestoßen war.

Nun wußte man damals schon, daß dort, wo sich zwischen einem und dem anderen Tag eine Flamme zu zeigen pflegt, ein Schatz begraben liegt, und so versuchten mehrere Leute, die sich klug genug dünkten, ihn zu heben, unter anderen auch der Zigeuner Peterspaul, der mit seinen sieben Frauen damals viel in der Heide auf und ab zog. Er verstand sich auf allerlei geheime Künste, konnte das Vieh besprechen, Häuser blitzfest machen und Diebe bannen, und so dachte er, es würde ihm leicht sein, den Schatz zu bören. Deshalb ging er in einer Nacht los, nachdem er seine Frauen

und Kinder auf der Heide in einer Hütte gelassen hatte. Splitterfasernackigt ging er los, nur die Schuhe behielt er an, auf die er mit Kreide je ein Kreuz geschrieben hatte, und er nahm einen geweihten Spaten, ein gesegnetes Licht und einen Erbschlüssel mit einem Kreuzgriff mit. Was sich dort nun begeben hat, weiß man nicht. Aber gerade in der Mitte zwischen der zwölften und der ersten Stunde hörten seine Frauen, die in der Plaggenhütte knieten und die Gebete sprachen, die er ihnen anbefohlen hatte, ein schreckliches Lachen vom Könekenmeere herkommen und sie sahen etwas durch die Luft fliegen, das wie ein feuriger Schillebold aussah, aber so groß wie ein Langbaum war, und eine gräßliche Stimme schrie: „Bet' hin und bet' her, es hilft doch nichts mehr." Als es hellichter Tag war, gingen die sieben Weiber nach dem Könekenmeer, fanden aber bloß die Schuhe, den Spaten, die Kerze und den Erbschlüssel, und mitten auf dem Meere schwamm eine Ente, die war so rot wie Blut. Von Peterspaul wurde aber niemals wieder etwas gehört noch gesehen.

Viele Jahre nachdem sich dies begeben hatte, vertrieben sich die Hirten einmal auf Lopeßettel die Zeit mit Geschichtenerzählen, und der älteste von ihnen erzählte auch, wie es dem Zigeuner Peterspaul am Könekenmeer gegangen sei, und er fügte hinzu, daß der Schatz noch immer dort in der Erde schlafe, denn der Lopauer Förster habe mehr als einmal, wenn er vor dem Fangbeutel die Hirsche verhörte, die blaue Flamme zu Gesicht bekommen. Nun war der jüngste von den Schäfern ein hübscher, langer Mensch, den die anderen immer zum Narren hielten, weil er bei seinen fünfundzwanzig Jahren noch wie ein Kind war, alles glaubte, was man ihm erzählte und den Frauensleuten um so mehr aus dem Wege ging, je mehr sie hinter ihm her waren. Das kam aber daher, weil er zu einem Mädchen hielt, das gerade so hübsch, aber gerade so arm wie er war, und genau so einfältig von Herzen. Dem ging die Geschichte von dem Schatze mächtig im Kopfe herum, denn er dachte, daß es ihm vielleicht glücken könnte, ihn zu heben, und wenn es hundert Taler wären, die dort vergraben wären, und bekäme er die, so könnte er sein Mädchen freien. Wo er ging und stand, mußte er daran denken, und sogar nachts, wenn er schlief, sah er das Könekenmeer vor sich. Wenn es sich nur irgend machen ließ, hütete er nach dem Meere hin, und wenn er dort war, suchte er nach Anzeichen, wo der Schatz liege. Aber da war nichts als Heide und Krüppelfuhren und Sand und Steine. Da wurde er ganz schwermütig und so hintersinnig, daß er nicht aufpaßte, so daß ihm die Wölfe ein Schaf nach dem anderen rissen, bis das dem Bauern zu viel wurde und der ihm aufsagte.

Ganz betrübt schnürte er sein Bündel, nahm Abschied von seinem Mädchen und ging den Hützeler Weg entlang, denn er hatte gehört, daß in Bockum ein Schäfer nötig sei. Als er an dem Kreuzweg war, war ihm so, als müsse er das Meer noch einmal sehen, und so ging er darauf zu. Aber da sah es aus, wie allezeit, bloß daß ein starker Hirsch dort stand, der sich getränkt hatte, ihn groß ansah und nach dem Fangbeutel hinzog. Der Schäfer hatte vor Herzeleid und Kummer den ganzen Tag noch nicht ordentlich gegessen, und da es ihn hungerte, setzte er sich unter den Eichenbaum auf

den Brink, knotete sein Bündel auf und begann zu vespern. Als er gegessen hatte, war ihm ganz schläfrig zumute, und darum machte er sich lang, um ein Augenblickchen zu schlummern und dann den Weg wieder zwischen die Füße zu nehmen. Wie er nun so schlief, träumte ihm, daß dicht vor ihm eine weiße Jungfrau stände, sieben Schritte gerade aus und fünf zur Seite machte, auf den Erdboden wiese und spräche: „Siebene lang, fünfe breit, und des Nachts um dieselbige Zeit", und damit war sie verschwunden. „Das ist ja ein dummerhaftiger Traum", dachte er, als er aufwachte, nahm sein Bündel auf und ging fort. Als er aber wieder an dem Kreuzwege war und nach Bockum zu ging, war es ihm, als lege ihm jemand die Hand auf die Schulter und flüstere ihm zu: „Siebene hin, fünfe her, heute nacht oder nimmermehr." Er verjagte sich kein bißchen, als er das hörte, denn da er noch nie einem lebenden Wesen ein Leid angetan hatte, so hatte auch er vor nichts auf der Welt Angst. Er wußte aber nicht, was er anfangen sollte, und darum fing er an, an den Haken seines Kittels abzuzählen, und als er daraus entnahm, daß er nach Lopau zurückgehen und sich einen Spaten holen solle, tat er es.

Es war schon meist elf Uhr, als er wieder auf dem Brinke über dem Könekenmeere war. Es war eine helle Nacht und alle Sterne schienen; doch je mehr die Zeit voranging, um so dunkler wurde es, und als es hart auf Mitternacht ging, konnte er die Hand vor Augen nicht mehr sehen. Mit einem Male wurde es wieder ganz hell, und da sah er, daß aus dem Könekenmeer ein Fräulein herausstieg, das war wunderschön

anzusehen, aber es war nackigt, wie ein Fisch, jedoch hatte es eine silberne Krone auf und silberne Schuhe an. Es ging stracks auf ihn zu, stellte sich vor ihn hin, lächelte ihn an und hielt ihm ihre roten Lippen so dicht vor seinen Mund, daß es klar war, sie wollte von ihm geküßt sein. Aber er dachte an seine Liebste und schüttelte den Kopf, und das nackte Fräulein wurde zu Nebel und verschwand in der Luft. Nach einer Weile kam wieder ein nacktes Fräulein aus dem Wasser, das aber eine goldene Krone und goldene Schuhe hatte, und auch dieses bot sich ihm an; als er aber abermals abwehrte, verschwand es ebenso, wie das erste, und auch ein drittes, das eine Krone aus Rubin trug und ebensolche Schuhe anhatte, ließ er nicht an sich herankommen. Dann standen auf einmal drei große schwarze Hunde, die aber jeder nur ein Auge hatten, das so groß wie ein Teller war, vor ihm: die rasselten mit ihren Ketten, fletschten die Zähne und kamen ihm so nahe, daß ihre langen roten Zungen ihm fast in das Gesicht langten. Ihm kam das aber nur spaßig vor, denn er sah, daß jeder bloß drei Beine hatte und daß es gar keine rechten Hunde waren, denn die Zweige vor dem trockenen Machangelbusche, der vor ihm stand, ging mitten durch sie durch. Darum lachte er über sie und sofort wurden alle drei zu Nebel.

Als er noch über die weißen Fräulein und die schwarzen Kettenhunde nachdachte, fielen mit einem Male sieben Sterne vom Himmel und bildeten über dem Meere einen halben Kreis, ähnlich einem Regenbogen, und davon wurde das Wasser so hell und klar, daß er bis auf den Grund sehen konnte. Und da sah er, daß

auf dem Grunde eine eisenbeschlagene Haferkiste stand, und vor der führte eine gläserne Treppe durch den Erdboden bis in den Brink, auf dem er saß; und gerade auf der Stelle, wo die Treppe aufhörte, stand plötzlich eine blaue Flamme und ging langsam auf und ab, ohne zu zittern und zu flackern, und das auf derselben Stelle, wo die weiße Jungfrau verschwunden war, von der er geträumt hatte. Dreimal ging sie auf und ab und dann verschwand sie, ohne daß er sah, wo sie geblieben war. Da wußte er, was er zu tun hatte. Er nahm seinen Spaten und schlug da ein, wo die Flamme gestanden hatte, und als er die siebente Plagge zur Halbe warf, sah er einen eisernen Ring im Sande, und als er daran zog, war eine Kellerklappe daran, die ganz leicht aufging, und unter ihr war die gläserne Treppe zu sehen. Ganz getrost stieg er die siebenundsiebzig Stufen hinab und wunderte sich nur, daß er dabei nicht naß wurde, denn er hatte doch gesehen, daß die Treppe bis auf den Grund des Meeres reichte. Aber rings um ihn und über ihm trat das Wasser zurück, wie eine Kuppel aus Glas, und unter ihm war der Boden aus Marmelstein und mit allerlei Zierat ausgelegt, und mitten darauf stand die eisenbeschlagene Haferkiste. In gutem Vertrauen ging er darauf los, klappte sie auf und nahm sich von dem Gelde, mit dem sie bis an den Rand gefüllt war, hundert Taler, machte die Kiste zu und stieg die Treppe wieder in die Höhe, schloß die Kellerklappe, schüttete den ausgegrabenen Sand darauf, legte auch die Plaggen wieder an ihre Stelle, trat sie fest und verließ fröhlichen Herzens den Ort, nicht ohne daß er erst den Hut abgenommen und sich dreimal zum Dank verbeugt

hatte. Dann ging er nach einem leerstehenden Schafkoben und schlief dort, bis die Vögel ihn aufweckten. Als er sein Bündel aufnahm, kam es ihm schwerer vor, als in der Nacht, und da machte er es auf und sah, daß aus den Silberstücken lauter Gold und daß er nun ein reicher Mann geworden war.

Er blieb aber so einfach und schlicht, wie vordem, bloß daß er sich einen schönen Hof kaufte, den er wie ein rechter Bauer bewirtschaftete, wobei ihm seine Frau, ehedem eben jenes arme Mädchen, um dessenwillen er den Schatz gehoben hatte, fleißig half. Er sprach auch zu niemand darüber, wie er zu dem Gelde gekommen war, bis ihm nachgesagt wurde, er habe es irgendwie gestohlen, und da kam er mit der Wahrheit heraus. Nun lebte in jener Gegend ein Mann, der vor Geiz an zu stinken fing, und der quälte ihn so lange, bis er ihm haarklein alles erzählte. Da ging dann der Geizhals dieselbe Nacht hin und wollte die Truhe im Könekenmeer leer machen. Er nahm sich dazu einen Maltersack mit, und er kam auch eine Weile nach Mitternacht damit angefahren, prahlte gefährlich und als er auf den Sack schlug, klingelte und klapperte es, als wenn er bis oben hin voll Gold und Silber war. Als er ihn aber ausstürzte, kamen lauter Kieselsteine heraus, und in demselben Augenblicke flog ein brennender Langbaum, wie ein Schillebold anzusehen, durch die Luft und eine grobe Stimme schrie: „Kehr' her, kehr' hin; das ist dein Gewinn." Da wurde der Geizhals vor Schrecken krank und als er wieder hochkam, war er albern geworden und tat nichts mehr, als daß er am Könekenmeere Steine sammelte und sie auf seinen Hof schleppte und zählte.

Manches Jahr hat er das so getrieben, aber ehe er alle Steine dort aufgesammelt hatte, mußte er sterben, und wer jetzt um das Meer herumgeht, das aber längst nicht mehr so weit und so breit ist, wie zu jener Zeit, der kann noch eine Menge solcher bunten Steine dort liegen sehen, die der Geizhals da einst im Schweiße seines Angesichts gesammelt hat. Aber wenn er auch Nacht für Nacht auf der Mitte zweier Tage dort aushält, den Schatz wird er nicht heben, denn die blaue Flamme läßt sich dort schon lange nicht mehr sehen, weil die eisenbeschlagene Haferkiste siebentausendsiebenhundertsiebenzig Klafter tief in die Erde gerückt wurde, nachdem der Geizhals sie leer gemacht hatte.

Zu Geld und Gold bringt man es jetzt in dieser Gegend nur noch, wenn man den Acker baut.

Die Heidbrennerin

Die Heide röstet in der Mittagshitze; zundertrocken ist sie; kommt eine leichte Brise, dann mülmt der Sand auf dem Wege; wo die Schnucken hintreten, knastert alles; die Schlange, die auf der Eidechsenjagd ist, läßt das brechdürre Renntiermoos knistern.

Seit Wochen ist es schon so; alle Gräben stehen leer, die Torfstiche sind trocken, durch das Moor kann man in Schuhen gehen, der Bach kann nicht mehr weiter, das Torfmoos hat rote und blaue Hungerfarben, auf den Bruchwiesen kümmert das Gras, und die Heide kann nicht recht blühen.

Der alte Hinrich Uhlboom macht ein ernstes Gesicht; er kommt von seinem Immenzaun in der Brandheide. Da sieht es schlimm aus; viele tote Immen liegen vor den Stöcken, und er hatte doch immer gefüttert; aber die zu Stock flogen, hatten enge Hosen an; voriges Jahr kamen sie immer in Pumphosen. Das gibt schlechte Beute diesmal.

Der Alte seufzt; er bleibt stehen, wischt sich die Stirn mit der braunen rissigen Hand und sucht in der Seitentasche der weißlich schimmernden, oft geflickten Beiderwandjacke nach einem Schwefelholze, streicht es an der

Lende an, läßt es ausqualmen und versenkt es in den alten zerborstenen Pfeifenkopf, den Eidigs, des Wildschützen Bildnis schmückt; fünfmal zieht er kräftig an, dann raucht er sparsam, kleine blaue Wölkchen fortflattern lassend. Er ist nur ein kleiner Mann und raucht so; die großen Bauern können qualmen, daß der Dampf wie ein Pferdeschwanz dick ist.

Aber die Hitze! Er dreht sich um; er will sehen, ob nicht in der Wetterecke hinter dem Torfmoor Wettertürme stehen. Er prallt zurück; hinter ihm in die Machangeln sprang oder flog oder lief etwas hinein, lautlos wie ein Schatten; es sah aus wie eine junge Frau; er hat deutlich den blauen Rock und das blonde Haar unter dem geblümten Flutthut gesehen.

Er faßt seinen Schlehbuschstock fest und geht auf die Machangeln zu; aber da ist nichts. Auch im Sande ist keine Spur, und auf Abspüren versteht er sich; früher, als das Wietzebruch noch so voll von Hirschen steckte wie ein Taternhund voller Flöhe, da hat er manchen Happbock, dem alten Förster Lohmann zum Ärger, gewildert; aber auf der Sandblöße um die Machangeln spürt er nichts als eine Eidechse.

Er schüttelt den weißen Kopf; er wird alt, sieht Gespenster am hellichten Tage. Dummes Zeug. Aber die Hitze mag daran auch schuld sein; ihm ist ganz schlecht, und erschrocken hat er sich auch; sogar die Pfeife ist ihm ausgegangen; und das Streichholz, wo ist das? Das hatte er ja noch in der Hand, als er sich so verjagen mußte.

Er steckt seine Pfeife von neuem an und geht weiter durch die zunderdürre Heide, über deren magere Blüten

die blauen Falter tanzen und die blanken Wasserjungfern flirren, und rechnet nach, was ihm dieser schlechte Sommer wohl kostet. Die Erscheinung hat er beinah schon vergessen.

Hinrich Uhlbooms Augen sind aber noch nicht altersschwach. Es war wirklich etwas in die Machangeln gesprungen oder gelaufen oder geflogen, und es war auch eine junge Frau gewesen in einem blauen Rock und einem geblümten Flutthut; ehe er aber an die Machangeln kam, war sie schon über den Brink, und da saß sie und hatte etwas zwischen den hohlen Händen und blies es an.

Diese Hände waren groß und kräftig, aber sie hatten so gar nichts Festes, sie sahen aus, als wenn sie aus Luft beständen; die beiden Trauringe darauf schienen zwei helle Flecken zu sein, wie die Sonne sie auf die Fuhrenstämme malt; und das Gesicht war auch so, wenn man genau hinsah, und hatte keine Festigkeit in sich; und obzwar es sehr schön war, kein Junggeselle hätte es gern leiden mögen, und den Mund der Frau, der so rot war wie die Beeren am Hülsenbusch, den hätte keiner zu küssen gewünscht. Die Frau war so ganz anders wie alle andern.

Sie saß da und blies und blies; sie blies mit dicken Backen, aber keiner hätte etwas gehört; und als sie sich umdrehte und in die Runde sah und dabei an den trockenen Machangel stieß, da knisterte der nicht ein bißchen; und er knisterte doch, als sich die rote Wasserjungfer an ihn hing.

Die Frau blies und blies, daß ihr rotes Leibchen auf und ab ging vor der Brust; und je mehr sie blies, um so mehr knisterte es in ihrer Hand, und dann piepte es, und ein rotes Ding, wie ein Küken, sprang ihr in den Schoß, und dem streute sie Bilsensamen und Stechapfelkörner, und es wuchs und es wuchs und kriegte schwarze und goldene und gelbe und rote Federn und einen langen Kamm, und wenn es mit den Flügeln schlug, dann stieg blauer Rauch auf, und wo es scharrte, da wurde die Heide schwarz.

Dann reckte es den Hals, das bunte Ding, und krähte; als es zum erstenmal krähte, hörten die Bienen auf zu summen und die blauen Schmetterlinge versteckten sich in der Heide; als es zum zweitenmal krähte, brach die Baumlerche mitten im Singen ab und fiel wie ein Stein zu Boden; als es zum drittenmal krähte, stoben die Kuhtauben von dem halbtrockenen Bache hoch und flogen zum Walde, als zöge ein Wetter herauf, und Wasser, des Schäfers Hund, setzte sich und heulte so schrecklich, als ginge der Tod über das Land.

Da stand die Frau auf und ging rückwärts den Brink hinunter; mit der linken Hand hielt sie ihr Fürtuch zusammen, und mit der Rechten langte sie immer hinein und streute dem bunten Vogel sein Giftfutter vor, und der lief ihr nach und pickte und schluckte und schlug mit den Flügeln und krähte und wuchs bei jedem Tritt.

Wo die Frau ging, da knisterte nicht das graue Moos, da knackte kein Heidestengel, da brach kein Fuhrenbraken; da zeigte der Sand keine Spur; wo aber der rote Vogel lief, da knisterte das graue Moos und das blaue Schafgras, da knackten alle Stengel und sprangen alle Braken, gelbe Flämmchen züngelten hoch und weiße Wölkchen flogen auf.

Rückwärts ging die Frau dem Moore zu. Der Schäfer, der vor dem Moore hütete, lachte laut auf, als er die Frau sah, und rief ihr ein derbes Scherzwort zu. Auf einmal aber war das Lachen aus seinem verwetterten Gesicht fort, er warf das Knüttelzeug aus den Händen und lief, was er nur konnte, nach der Fuhrenbesamung; dort zog er den Rock aus und schlug damit auf die Erde, hierhin, dahin, und dann fluchte er, rannte zurück, trieb seine Schafe ein Ende abseits und raste nach Mahrdorf zu.

Die Frau aber war schon hinten im Moor, und der rote Hahn, der schon so groß war wie ein Storch, lief ihr immer nach; wo er hintrat, gab es eine schwarze Spur, und aus ihr stieg weißer Rauch auf; der schwarze Fleck wurde immer größer, und wenn er an die Heide kam oder an das trockene Ried, schlugen Flammen aus seinem schwarzen Rande und hellblauer Rauch stieg auf. Wenn der Hahn auf eine Krüppelfuhre flog und krähte, fing der Busch an zu knacken, seine Nadeln wurden gelb, seine Zweige wurden krumm, und auf einmal brannte er lichterloh.

Kreuz und quer ging die Frau durch das Moor und lockte den Hahn hinter sich her.

In Mahrdorf machten alle Leute runde Augen, als der Schäfer angelaufen kam; denn noch nie hatte ihn ein Mensch laufen sehen. Aber kaum hatte er drei Worte gesagt, da liefen sie alle, die Männer und die

Frauen, die Jungen und die Mädchen, und holten Schuten und Barten und spannten an, und dann ging es, was die Pferde laufen und die Räder rollen konnten, dem toten Moore zu.

Die von Mecklenhorst kamen auch und die von Thümanns Hof und die Rodekampschen und die Stadorfer; die Männer fluchten und die Frauen jammerten; denn weit und breit war alles ein Rauch und ein Qualm.

Erst ließen sie die Hände sinken; denn das Moor war verloren. Der Briefträger, der die Stadorfsche Straße herunterkam, sagte, es brenne auch im Königlichen; im Franzosenholz stehe schon das hohe Holz in Flammen. Da taten sie sich alle zusammen und warfen sich mit Äxten und Schuten an den Busch; denn der Wind drehte sich, und es konnte leicht sein, daß das Feuer nach Süden sprang und daß dann das ganze Dorf mit aufbrannte.

Um drei Uhr morgens hörten sie auf; keiner konnte mehr. Der Wind hatte sich gedreht, und mit knapper Not hatten die Leute das Dorf gerettet; wenn die Kanoniere aus der Stadt nicht gekommen wären, fünfzig Mann hoch, dann wäre es nicht gegangen. Jetzt lagen sie alle todmüde auf der Erde, schwarz von Qualm und Kohlenstaub, und verschliefen ihre Sorgen.

Eines ganzen Frühjahrs schwere Arbeit war dahin und langer Jahre Mühe; verkohlt war der fertige Torf, verbrannt die Anpflanzungen. Der Oberförster ließ auch den Kopf hängen; eine Geviertmeile Forst, Busch und Heide war verdorben, der Wildstand vernichtet; aber er mußte doch lächeln, so ernst ihm auch

zu Sinne war, als ihm die Leute erzählten, der Mahrdorfer Schäfer habe die Heidbrennersche gesehen.

In der weiten Heide aber geht so manches nicht mit rechten Dingen zu; in Thümanns Busch läuft in der Johannisnacht das feurige Rad über die Brücke und macht die Pferde scheu; in der Nordheide geht der Mann ohne Kopf um; am dicken Stein bei Stadorf sitzt die Zwergenfrau und wiegt ihr Kind in der goldenen Wiege; in der kalten Flage spukt der grüne Jäger und pürscht auf den weißen Hirsch mit dem goldenen Geweih, und zwischen Rodekamp und Diekhoff sieht man in den zwölf Nächten den sechsbeinigen Rappen, der mit Menschenstimme ruft; in der Brandheide aber wohnt die Heidbrennersche.

Des Wesselbauers Großvater, der hundert Jahre weniger einen Tag alt wurde, hat sie noch bei Lebzeiten gekannt, die schöne Detta, des Vollmeiers Butendorp einziges Kind und Hoferbin, das glattste Mädchen, soweit der Himmel blau und die Heide braun war. Da war kein Bauernsohn im ganzen Go, der nicht gern Butendorps Detta über die Schwelle getragen hätte; sie aber nahm den stillen Hennke Grönhagen, der nie einen Schnaps trank und keine Karte anrührte; denn damals war das Schnapsen und Kartjen in der Heide noch viel im Gange, und die Bauern kamen manchmal erst Donnerstags aus der Kirche.

Es war eine große Hochzeit. Daß es der schönen Detta in die Brautkrone hagelte, legten die alten Frauen aber böse aus und meinten, die Ehe würde

nicht glücklich werden. Sie wurde es aber doch, nur daß keine Kinder kamen, obgleich in der Brautkrone die Roggenähren nicht fehlten. Der Bauer und die Frau schafften vom Lerchenstieg bis zur Ulenflucht, Not und Sorge hatten sie nicht und Ärger mit dem Gesinde, und ohne viele Worte zu machen tat der eine, was dem andern lieb war.

Drei Jahre ging alles seinen guten Gang, bis der dritte Winter der jungen Ehe kam; da brachten die Knechte den Bauern im Schritt auf den Hof gefahren, blutig, bewußtlos, mit gebrochenem Kreuz; sie hatten eine Eiche gerodet, die war falsch gefallen und hatte dem Bauern den Rückenstrang zerschlagen.

Detta schrie nicht und weinte nicht; aber in den sieben Tagen, die der Bauer sich noch hinquälte, verlor sie alles Blut aus dem Gesicht, und in ihr kornblondes Haar kamen weiße Streifen. Sie schrie und weinte auch nicht, als der Tote vom Hofe gefahren wurde, sie war ganz still; aber wenn sie allein war, dann lachte sie bitter und redete vor sich hin; und ging sie durch den Hausbusch, dann trat sie nach den Eichen mit dem Fuß und verschwor sich, sie wolle nicht still im Grabe liegen, ehe nicht die Heide weit und breit so blank und glatt sei wie ihre Hand. Die Leute schüttelten mitleidig den Kopf über sie und sagten, sie wäre hintersinnig, aber es war ihr ernst bei ihrer Rede.

Erst kam der Hausbusch an die Reihe; seine hundertundzwölf Eichen bekam der Sägemüller von Stadorf; die großen Fuhren verkaufte sie in die Stadt, die kleinen folgten hinterher als Grubenholz. Als vom Butendorpshofe alles Holz abgetrieben war, kam der Grün-

hagensche Hof an die Reihe, der in Pacht gegeben war; und als sich ein Käufer fand, schlug sie ihn los und kaufte durch Kiepenhinrich den Bahrbusch, der ihr nach Norden die Aussicht nahm, und schickte ihn in die Kohlengruben; und dann verkaufte sie ihres Vaters Hof und kaufte für das Geld hier einen Busch und da einen Wald und ließ alles kahl machen. Die Bauern runzelten die Stirne über dies Treiben; sie kamen überein, daß keiner an Detta mehr Holz verkaufen sollte. Da wurde sie ganz hintersinnig und sprach mit keinem Menschen mehr; Geld hatte sie genug zum Leben, und so saß sie still vor der Tür des Backhauses, das sie sich als Wohnung ausbedungen hatte, aß oft drei Tage nichts und sprach vor sich hin oder ging tagelang über die Heide.

Um die Zeit fing es an, in der Heide viel zu brennen; bald hier, bald da ging Feuer an, im Busch, im Moor, an Stellen, wo kaum ein Mensch hinkam; es war ganz schlimm damit, so schlimm, daß die Gegend bald die Brandheide hieß. Die Bauern wußten sich bald keinen Rat mehr.

In einer Julinacht kam der Wesselbauer durch die Heide; er wollte die Hirsche schießen, die auf seinem Lande Nacht für Nacht zu Schaden gingen. Leise ging der Bauer durch die Feldmark; als er hinter dem Machangelhagen her zusehen wollte, ob kein Wild auf dem Felde stehe, hörte er plötzlich die Hirsche schrecken und wegpoltern. Das kam ihm sonderbar vor; denn er war auf Strümpfen gegangen und unter dem Winde gekommen. Er steckte den Zeigefinger in den Mund und prüfte den Wind; der Wind kam ihm entgegen.

Gerade wollte er umkehren, da sah er eine Gestalt den Weg entlang kommen; es war Detta Grönhagen.

Das war um zwei Uhr; um drei Uhr kam den Leuten, die zum Mähen wollten, Brandluft entgegen; der Hohmannsche Busch brannte. Wessel, der mit zum Löschen ging, spürte den Busch rundherum ab und fand eine Frauenspur, die vom Dorfe kam; die Rückspur führte wieder zum Dorfe.

Er sprach mit dem Vorsteher, und das Backhaus wurde Nacht für Nacht bewacht; jede Nacht verließ Detta das Haus und kam vor Tau und Tag wieder zurück, und jedesmal danach kam in der Heide Feuer aus. Beim drittenmal schlich Wessel ihr barfüßig nach bis zum Dannholz und traf sie dabei an, wie sie Feuer anlegte; da faßte er sie und nahm sie mit. Sie ging gutwillig und antwortete kein Wort auf seine Fragen; man schloß sie ein und hielt sie unter Aufsicht, weil man den Drosten fragen wollte, was zu tun sei. In der Nacht aber war sie fort, und kein Mensch hat sie wiedergesehen. Nach Jahren fand man im Holze ein Gerippe und Kleiderreste und glaubte, das wäre Detta gewesen.

Viele Jahre gingen in das Land, da wollte sie der Besenbinder aus Stadorf im Franzosenholz gesehen haben; sie habe ausgesehen wie vor zwanzig Jahren; als er sie anrief, verschwand sie, und wo sie gestanden hatte, war das Gras nicht fortgetreten. Man lachte über den Alten, denn er trank gern, aber am Abend kam im Franzosenholz Feuer aus.

Auch Speckhahns Junge, der am Schwedenbrink das Vieh hütete, sah sie, und wieder kam danach Feuer aus, und so ging es immer, wenn sie sich sehen ließ. Die Klugen lachten über den Jungensschnack, aber es war doch etwas daran; wo in der Heide ein Feuer angemacht wurde, da schlich sie heran; die Forstarbeiter im Königlichen sahen sie, den Köhlern war sie begegnet, alle paar Jahre tauchte sie bei der Brandheide auf, die Heidbrennersche vom Butendorpshof, und immer brannte es hinterher.

Bis auf den heutigen Tag ist das so geblieben, und wer durch die Heide zwischen Mahrdorf und Stadorf geht, der kann noch sehen, wo im letzten Sommer die Heidbrennerin den roten Hahn gelockt hat, bis alles ein Rauch und eine Asche war.

Der silberne Baum

Die Sonne brannte auf das hohle Moor; duster lag es da, ein unabsehbarer brauner Plan; keine Birke, keine Fuhre stand darin, keine Blume wuchs daraus hervor. Wenn es da und dort und hier blau schimmerte, weiß leuchtete, rot hervortauchte und silbern blitzte, dann waren es nur die blauen Beiderwandsröcke und weißen Hemden der Bauern, nur ihre braunen Arme und blanken Schuten; denn es war die Zeit der Torfernte, und alles, was in Ulenhagen noch kräftig war in den Knochen, war im hohlen Moor.

Vom Kiwittruf bis zur Ulenflucht traten Birkrindenschuhe die Schuten in die Torflager, hoben braune Hände die Soden heraus; und wenn auch die Dullerche noch so schön vom Blauhimmel dudelte und der Pieper noch so lustig sein Lied schmetterte, keiner hörte auf sie, keiner stützte sich auf den Schutenstiel und ruhte aus einen Krähenschrei lang; in sengender Sonnenglut gruben sich die Ulenhägener ihren Winterbrand.

Bis einer von ihnen nach dem Pumpe ging, in dem versenkt die Birkholzflasche lag mit dem kühlenden Moosbeermost; als er getrunken hatte, reckte er sich und wollte wieder zur Schute greifen, da bekam sein Kopf einen Ruck; weit offen wurden seine Augen, die dahin sahen, wo weit hinter dem hohlen Moor, wie

eine blaue Mauer, die hohen Fuhren bollwerkten; noch einmal sah er hin, dann nach rechts und nach links, und wieder nach den Fuhren, und dann rief er seinen Nachbar an und zeigte nach der Fuhrenmauer, und der starrte mit offenen Augen ungläubig dahin, und einer sagte es dem andern, und alle Schuten blieben im Torfe stecken, alle Männer und Jungens und Frauen und Mädchen liefen auf einen Haufen zusammen; und die Leute aus Ulenhagen, die stillen und wortarmen, sprachen und schrien durcheinander und wiesen nach den hohen Fuhren, hinter denen ein dünner schwarzer Rauchfaden in die blaue Luft zog, ein Rauchfaden, wie ein Stiel, an dem oben ein langes schwarzes Rauchbanner wehte.

Noch hatte die Sumpfeule sich nicht gemeldet, noch die Schnepfe nicht gemeckert, noch keine Dommel gebrüllt, noch war kein Frosch laut, und doch zogen sie schon alle zum Dorfe, immer stehenbleibend und nach den Fuhren sehend, hinter denen auf schwarzem Rauchstiel das schwarze Rauchbanner wehte, auf derselben Stelle, wo sonst des silbernen Baumes lange, weiße Zauberblüte geflattert hatte.

In das bunte Haus auf den schwarzen Bergen hinter den hohen Fuhren war ein Gast gekommen, ungebeten, ungemeldet; die großen Kettenhunde hatten aufgeheult, dumpf und häßlich, als er lautlos über den Hof ging, und winselnd waren sie in ihre Hütten gekrochen; die Hühner hatten aufgeschrien und waren in ihre Häuser gelaufen, und die hundert weißen Tauben flat-

terten wild hoch und stoben in ihre Luken; und der Fremde kam doch so leise.

Vor der Deelentür, der grünen, weißgezierten, stand der Silberbaum; wie grünes Glas, so klar und so hart, strebte der Schaft empor, dicker als die dickste der hundert Eichen, unter denen des Schwarzberghofes Häuser und Speicher und Ställe standen, und dreimal so hoch als die höchste von ihnen; oben an dem langen Schaft wehte und wogte in lauer Luft, wie aus Greisenhaar gewebt, so silberweiß und so lang wie drei Gespanne, und so weich und so zart wie Kinderhaar, des Silberbaumes Wunderblume.

Der Fremde sah den Baum von der Wurzel bis zur Blüte an, und es war, als ob er höhnisch lächelte; dann trat er unter den rot und weiß bemalten Mährenköpfen am Giebel auf die Deele; da fielen die Sensen von der Wand; er trat mitten unter die Knechte und Mägde, bis hinter den Hausvater, der da, drei Köpfe höher wie seine Insten, vor der funkenspritzenden Glut der Eichenstucken stand und finster in das Feuer sah. Eine junge Magd, ein Kind fast noch, aber mit sündigen Augen, trat zu dem Mürrischen und bot ihm den bunten Krug mit Honigbier, aber der Fremde schlug sie auf den runden braunen Arm, daß der Krug auf der Deele zerbrach; dann ging er dicht an den Zweihundertjährigen heran und schlug ihn in die Kniekehlen; da knickte der Alte zusammen. Seine Insten sprangen zu und führten ihn zu dem großen Ledersessel mit den Wolfskopfbacken; und mit geängstigten Augen sahen sie auf ihren Herrn, den bis zu dem Tage noch nie Siechtum, noch nie Leid getroffen hatte.

Am andern Abend kam der Gast wieder; es heulten die Kettenhunde, die Hühner schrien und die Tauben flogen fort. Als der Fremde den Silberbaum sah, da lachte er, denn dessen sturer Schaft war leicht gekrümmt. Ein Krachen ging durch alle Balken, als er über die Deele ging mit leisem Fuß, der stille Gast, und alles Eisen klirrte im Hause. Im Lehnstuhl saß der Alte, vornherüber gebückt und sah den jungen Wolfshunden zu, die um seine Füße spielten; wieder trat der stille Mann neben ihn und schlug ihn mit der Faust in den Rücken, daß er auf die Deele stürzte.

Am nächsten Abend kam der stille Mann zum dritten Male über den Hof; lauter noch heulten die Kettenhunde, schriller schrien die Hühner auf, wilder flatterten die Tauben; tiefer, fast bis auf das Strohdach, hing des Silberbaumes weiße Wunderblume. In der Dönze auf weichem Bärenfell lag der Zweihundertjährige; das steinerne Gesicht hatte Falten bekommen, die kalten Augen waren matt, die eisernen Hände zitterten; mit den welken Fingern hatte er nach Norden, nach Ulenhagen, gewiesen, mit stammelnden Worten seinem Vertrauten, dem greisen Schäfer, sein Vermächtnis gesagt: „Alles sei Euer, doch die Frucht sei der Ulenhägener Erbtum!" Haßerfüllt glommen die halbtoten Augen dabei auf. Der Schäfer wollte ihm den Krug an die trockenen Lippen setzen, doch der Fremde schlug ihm den aus der Hand; dann holte er noch einmal aus und schlug den Alten in den vorgebogenen Nacken; da fielen die Augen zu, der Kopf sank schwer wie ein Stein in das braune Fell, und krachend zersplitterte auf dem Dachfirst der Stamm des Silberbaumes.

Leichenbrandrauch war es gewesen, die Rauchsäule mit der Rauchfahne, was die Ulenhägener gesehen hatten; unter dem Geheul und Geschrei seiner Insten war des Alten Leib zerflogen in der züngelnden Glut harziger Stämme, und mit ihm dampften zum Himmel seine treuesten Hunde, seine besten Hengste, seine liebsten Falken, die der Steinhammer ihm mitgegeben hatte als Begleiter auf dem schwarzen Damme, der in das dunkle Land führt; drei Tage lang heulten die Weiber, schlugen die Knechte das Vieh, und dann rissen sie an sich, was das Haus barg an Leinen und Fellen, Waffen und Putz, und zogen fort aus der Wildnis; nur der greise Schäfer, der hundetreue, blieb, seines Herrn Vermächtnis zu erfüllen an den Bauern von Ulenhagen.

Vor zweihundert Jahren lag dort, wo sich des Schwarzberghofs Dächer unter den Eichen erhoben, ein Dorf mit stillen, fleißigen Heidjern, die ihren Hafer und ihre Rüben auf den Abhängen der Hügel bauten, die ihre Schnucken grasen ließen auf den dürren Triften und ihr Vieh auf der Wittbeck fetten Wiesen; in Arbeit und Zucht lebten sie ihr stilles Leben, fern von der Welt, die blauäugigen Blondköpfe; die braunen Händler vom Süden mieden das Dorf, denn seine Bauern sahen nicht auf Tand und Schmuck; die roten Backen der klare Blick waren ihrer Mädchen schönster Schmuck; und wenn sie ein Irrweg hierhin verschlug, so zogen die Fremden bald weiter, denn Gold und Silber gab es hier nicht, und den Bauern blieb keine Zeit, die Perlmuscheln aus der Wittbeck zu fischen.

Mißtrauisch waren die Augen der Mädchen, als eine von ihnen über der Brust blanken Schmuck trug; sie sagte, die fremden Händler hätten ihr das blanke Ding gegeben, weil sie ihnen den Weg gezeigt hätte durch das hohle Moor; doch keine glaubte es, und bei der Aust tanzte keiner mit ihr außer dem, mit dem sie immer ging; lange hatte sie sich gesträubt, die Lustige, dem Stillen in sein Haus aus Eichenbalken und Ortstein zu folgen, aber als die andern Mädchen sie mieden, nahm sie seine Hand. Sie gab ihrem Mann einen Sohn und starb.

Braunhaarig und schwarzäugig war der Junge, ein Sonderling in Haar und Gesicht zwischen den blonden Blauaugen, und sonderlich war auch seine Art, als er anwuchs; er kannte keine Scheu vor dem Alter, kein Mitleid mit dem Vieh, wußte nichts von Treu und Glauben schon als Junge; schnell war er mit der Zunge und flink mit der Faust, rachsüchtig im Herzen. So stand er bald ganz allein; da er sie alle von sich stieß in seiner Bosheit und Gier, so sprachen die Frauen, seiner Mutter Spielgefährtinnen, wieder von dem blanken Ding, das die Tote am Halse getragen hatte, als die braunen Männer das Dorf verlassen hatten, und deuteten auf sein braunes Haar und seine schwarzen Augen, so schwarz und tückisch wie die Pümpe im hohlen Moor. Da wurde das Gatter zwischen den andern und ihm noch höher. Als dann sein Vater starb und er so allein war im Dorfe wie der Wolf auf der Heide, da suchte er sich ein Mädchen unter den blonden Blauaugen; er arbeitete mehr als die Blonden, er tanzte besser als die Blauäugigen, seine Worte klangen

schöner als der weißstirnigen Jungkerle Rede, aber alle Mädchen gingen vor ihm zurück.

Da kamen wieder einmal braune Männer vom Süden, und er zog mit ihnen; aber draußen, vor dem Dorfe, nahm er einen Stein auf und warf ihn in die grüne Saat und drohte nach den Häusern hin.

Nach langen Jahren kam er wieder mit fremdem Volk; die rissen seiner Eltern alte Hütte nieder und bauten ein hohes, buntes Haus; in der Nacht nach dem Richtefest ging er blank und bloß durch die Feldmark des Dorfes, in der Hand ein blutrotes Tuch; da sprangen alle Grenzsteine hundert Fuß zurück. Er klopfte an alle Ställe mit rotumbänderter, dreifach gegabelter Eibenrute; da trug andern Tages jedes dritte Stück Vieh, jedes dritte Pferd, jedes dritte Schaf sein Brandmal, das doppelte Dreieck. Er warf einen glimmenden Machangelspan in das Gemeindeholz, und jeder dritte Baum trug sein Zeichen. Drei Dinge nahm er und warf sie in ein Loch, das er vor der Deelentür seines bunten Hauses grub: den Schmuck seiner Mutter, den Stein, den er beim Fortgehen nach dem Dorfe geworfen, und ein Stück Brot, das er von einem Kinde gebettelt hatte; darauf legte er den Samen des Silberbaumes. Knallend platzte die Frucht, und in die Höhe strebte der Baum mit dem Schaft wie grünes Glas, mit der Blume, weiß wie Greisenhaar und weich wie Kinderlocken.

Überall, wohin der weißen Blume Flocken flogen, dorrte Wiese und Feld; Heide, Moor und Sand wuchsen herauf, aber nur anderer Leute Land befiel des Zauberbaumes Fluch. Seine Nachbarn gruben und pflügten

von früh bis spät, aber sie hatten keine Ernte; sie säeten Korn und ernteten Heide, sie streuten Hafer und heimsten Binsen, sie pflanzten Rüben und sahen Risch wachsen aus ihrem Schweiß. Einer nach dem andern ging fort aus dem Dorf und weit, weit von dem Berge, hinten im Moor, quälten sie in Last und Mühe dem Sumpf und dem Sand eine neue Feldmark, ein neues Dorf ab, das Dorf Ulenhagen.

Sie rangen mit dem Moorfieber und kämpften mit den Mücken, die im Juni über den Sümpfen standen wie Moorrauchwolken so dicht, und Jahr für Jahr drängten sie den Treibsand weiter zurück und setzten jedes Jahr mehr grüne Flicken auf das braune Kleid des Moores.

Oben auf seinem Berge stand der Ausgestoßene und sah das Dorf da unten auf der Kante von Moor und Geest herauswachsen, aber weiter als eine Stunde reichte sein Zauber nicht; wer aber aus dem Dorfe über seine Grenze kam, wer irre ging im Moor, der war gebannt beim ersten Schritt über die Grenze; dann kam der Schwarzäugige und band ihn los, und als Leibeigener mußte er ihm folgen, ihm untertan sein mit Leib und Seele.

Oft lagen die Ulenhägener an der Grenze und lauerten ihn ab, um dem Unhold den Pfeil in den Leib zu jagen; aber er hatte sich fest gemacht, und kraftlos fielen die Pfeile an seinem Kittel nieder. Da gruben sie an der Grenze entlang eine doppelte Landwehr, leiteten die Moorwasser in die Gräben, daß keiner der Ihren mehr irre gehen konnte und dem Verderben anheimfiel.

Denn auf dem Berge war ein wildes Leben bei Trunk und Knöcheln und frechen Weibern; der Böse säete nicht und erntete reich, der silberne Baum machte ihm eine Stunde in die Runde untertan alle Kräfte von Erde, Wasser und Wind und gab ihm stete Gesundheit und dreifaches Menschenalter. So lebte er, dunkelhaarig und nachtäugig, zweihundert Jahre in Lust und Leichtsinn, bis der Zauberbaum seine Kraft verlor und der ungebetene Gast kam und ihn dreimal schlug: in die Kniekehlen, in das Kreuz und in das Genick.

Mitten in Ulenhagen stand die alte Linde, mit breiten Zweigen weit den runden Platz beschattend; hundert große Steine lagen unter ihr; Sitze für die Bauern, wenn sie der Gemeinde Wohl berieten; an Lederriemen hing ein Brett an dem tiefsten Aste der Linde, und zwei Steinhämmer hingen daneben.

Siebenmal und dreimal rief der helle Ton des Hillebille über das Dorf; da kamen sie aus den Türen, die Hausväter, die Männer mit den ernsten, stillen Gesichtern, und jeder nahm den Steinsitz ein, der seinem Hofe erbtümlich war; der Bauermeister saß auf dem Doppelstein an dem Lindenstamme, vor ihm stand der Schäfer vom Berge; zwischen ihnen lag auf der Erde ein Fellsack.

Der Bauermeister blickte in die Runde, und als er sah, daß kein Sitz frei war, sprach er langsam und laut: „Ich habe euch geladen unter die Linde, damit ihr mir saget euren Willen, daß ich ihn erfülle. Der Schäfer des Mannes vom Berge, der Knecht unseres Feindes, bringt uns seines Herrn Vermächtnis; des

Zauberbaumes Samen ist es; pflanzen sollen wir ihn in unsere Feldmark, daß uns untertan sind rundherum alle Kräfte in Erde und Wasser und Wind. Der Jüngste von uns soll seinen Spruch tun und der Älteste, und dann bleibet oder gehet, um euren Willen zu zeigen."

Der Bauermeister winkte dem Schäfer; der knüpfte die Riemen des Fellsackes auf und nahm ein Ding heraus, groß wie ein Kindskopf, glatt wie ein Ei, schillernd in allen Farben. Mit Staunen sahen die Bauern das seltsame Samenkorn. Der Jüngste von ihnen aber tat seinen Spruch: „Zwei Jahrhunderte hat uns der Mann vom Berge Böses getan, doch hat es den Einsamen gereut; Macht und Kraft und Herrlichkeit gibt der Zaubersamen. Wir wollen das Erbe antreten."

Der Blondkopf endete. Sein Nachbar, silberhaarig und blind, der älteste Bauer im Dorf, erhob sich an seinem Schlehbuschstocke. „Böse ist alles, was vom Berge kommt; nichts Gutes kann des schlechten Mannes Erbe sein. Was brauchen wir Kraft und Macht und Herrlichkeit? Wir haben alles, was uns zukommt, und was uns ohne Arbeit zufällt, kann kein Segen sein. War auf dem Berge Frieden und Segen? Arbeitslos und liebelos sind des Schlechten Tage zerflossen, und alle Lust und Wonne hat ihm nicht die bösen Falten von der Stirn wischen können. Der Zauberbaum bringt Fluch; wo kein Schaffen ist um das Brot, da ist kein Frieden, und wo treue Liebe nicht waltet, da fehlt das Heil."

Der Bauermeister schlug mit dem Hammer an das Eichbrett. Da traten alle Männer von ihren Sitzen

fort und drehten der Linde den Rücken zum Zeichen, daß sie die Gabe nicht wollten. Der Schäfer aber rief: „Ich habe hier zu tun, was mein Herr mir gebot; tuet, was ihr wollt." Er wandte sich vom Dorfe.

Lange berieten die Männer; dann nahm der Bauermeister das glitzernde Ding und ging dem Moore zu, mit ihm die Männer, und die Frauen und Jungens und Mädchen und Kinder folgten; über die Landwehr ging es bis in das hohle Moor; auf den großen Wanderstein legten sie den Zaubersamen; der Bäuermeister schlug mit dem Erbbeil aus Feuerstein darauf, doch das Beil zersprang und der Samen blieb heil; zehn Männer faßten einen großen Stein und warfen ihn auf das bunte Ding, aber der Stein zerbarst und der Samen blieb unversehrt; sie häuften trockenes Holz darum und machten ein großes Feuer, aber als es erlosch, da strahlte der Zaubersamen glitzernd wie zuvor; sie warfen ihn in den tiefsten Moorpump, aber er ging nicht zugrunde. Ratlos standen die Männer da. Da drängte sich ein Kind vor, ein blondes Mädchen; in der Hand hatte es einen Zweig der heiligen Mistel, den der letzte Sturm aus dem Wipfel der Eiche geworfen hatte; damit schlug es lachend nach dem glitzernden Ding. Da gab es einen Knall, ein Sprühen und Zischen, Sausen und Funkeln, ein Wind brauste über das Moor, und wie glitzernde Perlen flog es dahin. Die Stelle aber, wo der Zaubersamen lag, war leer. Mit unruhigen Herzen gingen die Leute zum Dorfe zurück.

Als der Kiwitt rief am anderen Morgen, gingen die Männer wieder zum Torfstich in das hohle Moor.

Schon von weitem sahen sie das braune Moor in weißem Schimmer; wie frischgefallener Schnee lag es auf dem Moore. Es waren seltsame, zarte Flocken, die auf schwanken dünnen Stielen hingen, silbern wie Greisenhaar, weich wie Kinderlocken, Millionen und Millionen Blütenhalme, winzige Abbilder des Zauberbaumes vom Berge. Erst scheuten die Leute das fremde Kraut, aber weil es so schön war, brachten sie es ihren Kindern mit zum Spielen. Und wenn der Sommerwind über das Moor blies, dann jagten die Samen des Silberkrautes jedes Jahr weiter und schmückten alle Moore damit, damit überall die fleißigen Menschen im braunen Moor eine Augenweide haben, wenn sie in sengender Sonnenglut den Torf stechen.

Das stumme Dorf

Abseits der Landstraße, in Holz und Heide verborgen, liegt ein Dorf.

Keine feste Straße verbindet es mit der lauten, lustigen Welt; ein breiter Dietweg führt darauf zu, von Birken besäumt, um deren Wurzeln sich Machangelbüsche ducken, als fürchteten sie, daß der Weg sie zum Dorfe mitnähme.

Denn es ist so still in dem Dorfe, so unheimlich still. Wohl hallt einmal ein helles Kinderlachen, eines Pflügers rauher Ruf, aber dann ist es auch gleich wieder, als stände irgendwo jemand da, höbe die Hand auf und geböte Schweigen.

Mag rund umher die Welt lachen und weinen, das Dorf bleibt stumm. Wenn die Finken schlagen und die Drosseln pfeifen, es nimmt an dem Jubel nicht teil, und wenn der Herbststurm heult und die Hofeichen kreischen, das Dorf verharrt in seinem Schweigen.

Es weiß zuviel; zuviel hat es erlebt, denn es ist das älteste Dorf ringsumher. Es hat so viel Blut und Brand gesehen, so viel Ach und Weh vernommen, daß es zu schweigen lernte. Auch das Lachen hat es verlernt; in jedem Nachbardorfe wird an einem Tage mehr gelacht als hier in Jahresfrist.

Schweigend liegen die Höfe da; stumm gehen die

Leute ihrem Tagewerke nach. Selbst der flachsköpfige Junge, der das Vieh von der Weide treibt, pfeift nicht laut; er flötet flüsternd vor sich hin, ängstlich nach rechts und links sehend, wo alte Wallhecken mit verkrüppelten Eichen und verrenkten Hagebuchen seine Blicke abfangen. Denn die Krähen fliegen schon nach ihren Schlafplätzen, der Nebel steigt aus der Wiese und über dem Walde stehen schwarze Männer im Abendfeuer.

Ungeheuer ist es hier um die Ulenflucht. Ungern fährt der Bauer um diese Zeit durch den Busch, und nicht um alles Gold der Welt ginge eine Magd abends an der Burg vorbei.

Das ist ein uralter Ringwall im Walde mit steilen Wänden und tief ausgehöhlter Mitte, von einem breiten tiefen Wassergraben eingehegt. Schon am hellen Tage ist es nicht heimlich dort; allein wagt sich kein Mensch aus dem Dorf in die Burg; selbst die Rehe meiden die Stätte, und wenn der Markwart dort vorbeifliegt, dann kreischt er auf, als wäre der Habicht über ihm.

Einer aber ist es, der grüßt die Burg mit hellem Rufe, wenn er alle Jahr einmal über sie hinwegfliegt. Wodes geliebtes Geflügel, der edle Rauk, ist es, der weise Vogel, den eine unfromme Zeit in Acht und Aberacht tat und mit Kraut und Lot verfolgt, des Junghasen wegen, den er für seinen Hunger fing. Freudig klingt sein runder Ruf hernieder, und doch wieder voller Trauer, wenn er sieht, wie die Menschen verstohlen zur Seite blicken, führt sie der Weg an der heiligen Statt vorbei.

Dem starken Gott und seiner holden Frau war sie geweiht, bis fremde Männer in das Land kamen und alles ins Böse verkehrten, was dem Volke lieb und heimlich war; die freundlichen Waldfräulein, die dem Jäger durch das hohe Irrkraut halfen, hießen sie häßliche Hexen, Wode, den hehren, nannten sie zum unholden Helljäger um, den Freitag, Friggas Tag, brachten sie in Verruf und aus der heiligen Dreizehn machten sie ein Unglückszahl.

Nirgendswo in der Runde steht Friggas liebste Blume, das Maienkraut; hier in der Burg ist es zu finden. In Maientagen, längst verwelkt und vermodert, zog einst das junge Volk aus, Friggas weiße Blumen zu brechen und rote Küsse zu pflücken und den Waldfräulein zuzuwinken, die im Irrkraute kicherten. Hier allein steht die Hasel, der edle Strauch, und nur hier verschränken Liebholz und Küssebusch ihre Zweige zu schattigen Lauben.

Wo die Menschen schweigen, reden die Sträucher und Kräuter, und was das Volk vergaß, die Erlkönigmeise im Saalweidenbaume behielt es; in ihrem klagenden Rufe liegt die Trauer über die gestorbenen Tage, da hier im Bruche das Elch durch die Erlen brach, den Wurfspeer hinter dem Blatte und hinter ihm her das herzhafte Anjuchen des blondbärtigen Mannes erscholl, der mit dem Hunde am Riemen die Rotfährte des Urhirsches arbeitete. Heute schleicht das Volk scheu an der Burg vorüber.

Denn da geht vor Tau und Tag die goldene Wiege, in der die Elbenkönigin ihr Kind schaukelt; wer ihr Singen hört, sieht seinen Sarg. Da kräht um die Unter-

stunde der goldene Hahn, und wer ihn vernimmt, dem klingen die Totenglocken bald. Im Burggraben liegt das Gespensterroß, der schreckliche schwarze Pagen; sein Wiehern macht die Gespanne verrückt. Der Mann mit der feurigen Hand geht hier um, wenn die Eule zum ersten Male schreit; und schreit sie um Mitternacht, dann kommt Einauge, der Schimmelreiter, durch die Luft geflogen, und wer ihn sieht, der muß sterben.

So lehrte der Mann in der weißen Kutte, der die Barte an die Wurzel der heiligen Linde legte, die inmitten der Burg stand. Verwundert hörte ihn das Volk an. Denn Feuerhand war ihm Tor, der Saatensegner, und der goldene Hahn war des Gottes flammenfroher Vogel; von dem schwarzen Pagen hatte man noch nie vernommen und der Schimmelreiter, Wode war es, der gute Gott. Die goldene Wiege wurde von Friggas Hand gerührt, wenn eine Frau in Nöten war, damit kein Zauberwort Mutter und Kind schädige.

Heute noch geht abends, wenn das Rotkehlchen sich in den Schlaf singt, die weiße Frau den Wall entlang, Liebespaare zu suchen, um sie zu segnen. Aber kein liebendes Paar wagt sich hierher, denn es heißt von diesem Orte: so zwei Menschen, die sich von Herzen gut sind, den Burgwall überschreiten, sei es bei helllichtem Tag oder um die Ulenflucht, dann welkt die Liebe in ihnen ab. Im Dorfe ist ein Liebespaar, dem so geschah, und das nun mit stummen Augen aneinander vorübergeht und kein Wort zum Gruße finden kann, seit sieben Jahren und mehr.

Aber kein böser Zauber war schuld daran, daß Herz von Herzen ließ; Neid und Habsucht warf Giftsaat

zwischen die Nachbarkinder. Wer hellen Auges und arglosen Herzens, törichten Geredes nicht achtend, den Ringwall betritt, dem hilft die weiße Frau in seiner Not; wer sich aber vor ihr graut, von dem wendet sie sich ab, denn er ist ihrer Blumen unwert.

Darum ist das Dorf eine Stätte des Schweigens. Den heiligen Ort nannten die Leute eine Greuelsstatt, zum Nutzlande machten sie die Liebesburg, pflanzten Kiefern dort, wo einst die Linde vieltausend grüne Herzen schwenkte, und zu unholden Wesen wurden ihnen die Schatten der alten Götter.

Darum verlernten sie das laute Wort und das lustige Lachen.

Die Wallhecke

Vor Zeiten, als noch Ur und Wisent bei uns hausten, der Grauhund das Elchkalb hetzte und der Adler den Wildschwan dort schlug, wo heute keine Spur mehr von ihnen allen zu finden ist, ließen sich blonde Männer, die von Norden kamen, hier in dem bruchigen Gelände nieder.

Gerade hier, an der besten Stelle weit und breit, wo sich sowohl fruchtbares feuchtes Marschland wie auch sandiger Esch fand, setzte sich ein Bauer fest und baute sich ein festes Haus, dessen Rohrdach auf beiden Seiten bis auf den Boden reichte, und das auf einem starken Unterbau von großen Findelsteinen ruhte. Hoch ragte es mit seinem spitzen Giebel, aus dem der weiße Herdrauch herausfloß, über das Buschwerk des Eschs hervor, das erste feste Haus hier in der Gegend, und wenn abends der rote Feuerschein aus seiner Einfahrt leuchtete, heulten ihn die Wölfe an, wie sonst das Mondlicht.

An diesem Unzeug fehlte es in der Gegend nicht und auch nicht an Bären und Luchsen, und derentwegen und damit ihm sein Weidevieh nicht von den Wildochsen verführt werde, zog der Bauer einen Wall und einen Graben um den Hof. Den First des Walles bepflanzte er mit Eichen und Hagebuchen, Weißdorn und Schwarzdorn, und da der Wind und die Vögel allerlei

Samen von Bäumen und Büschen herbeiführten, so wuchs auf dem Wall schließlich eine dichte Hecke, zumal da der Bauer, um sie gegen Mensch und Tier noch undurchdringlicher zu machen, die jungen Bäume niederbog und mit den Köpfen eingrub, so daß sie sich auch am Kopfende bewurzelten.

So wie dieser Bauer, so machten es alle, die sich, jeder für sich, in dieser Gegend niederließen und den Busch rodeten. Sie umgaben aber nicht nur ihre Hausstätte mit Wallhecken und Gräben, sondern auch die Weidekämpe und die Ackerstücke, die sie nach und nach dem Urlande abgewannen, einmal der Raubtiere wegen und dann auch des Wildes halber, das ihnen sonst zu viel Schaden an der Feldfrucht tat, denn dem Rotwild gelüstete es nach dem milchenden Hafer, und die Sauen waren sehr erpicht auf die Rüben. Da es nun von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr Bauern in dem Lande wurden, denn der Boden war fruchtbar, und viele Kinder galten als schönstes Gottesgeschenk, so überzog sich das ganze Land bald mit einem Gewirre von Wallhecken, die alle undurchdringlich waren, und deren Zugänge durch Schlagbäume, die mit Schlehdornzweigen umwickelt waren, versperrt werden konnten.

Die wenigen Straßen, die sich der Verkehr allmählich bahnte, waren zumeist Hohlwege, die zwischen hohen Wallhecken dahinliefen und ebenfalls mit Schlagbäumen gesperrt werden konnten, denn die Zeiten waren oft nicht friedlicher Art; fremde Scharen erschienen, Sommerfahrer von den Inseln im Nordmeere, die plündernd, sengend und mordend durch das Land zogen, oder Weidebauern, die, von den Steppenvölkern

verdrängt, neue Wohnsitze suchten, auch wohl ganze Haufen wilder Reiter aus dem Osten, deren Spuren durch niedergebrannte Weiler und Schädelmäler bezeichnet waren. Sie richteten aber in diesem Lande nicht allzuviel aus. Es war ihnen unheimlich mit seinem Gewirre von Verhauen und Schlagbäumen, hinter denen, von unsichtbaren Händen geschnellt, Pfeile und Speere hervorgeschossen kamen, und sogar die römischen Truppen waren froh, wenn sie das ungemütliche Land mit seinen nassen Gründen und dürren Heiden, seinen Gräben und Hecken, Hohlwegen und Landwehren hinter sich hatten; als schließlich Varus samt seinen Legionen von den wütenden Bauern unter die Füße getreten war, ließen sie sich nicht wieder blicken.

Was sollten sie schließlich auch mit einem Stückchen Land anfangen, in dem es weiter nichts zu holen gab als nasse Füße und Schrammen? Sobald die römische Vorhut in Sicht kam, ging an allen Ecken das Tuten und Blasen los, und Hillebillen und Hörner brachten die üble Kunde von Gau zu Gau. Dann fielen alle Schlagbäume wie von selber herunter, die Gräben und Hohlwege füllten sich mit Wasser, die Engpässe wurden mit Bündeln und Dornzweigen ungangbar gemacht, und wenn dann die Legionäre fluchend und schimpfend bis über die Enkel durch den zähen Kleiboden wateten und endlich zu einem Gehöfte kamen, dann fanden sie nicht Kuh und Kalb, nicht Huhn noch Ei mehr vor; alles, was irgendwie Wert hatte, hatten die Bauern in die entlegene Wasserburg im unwirtlichen Moore geflüchtet, und da saßen sie, aßen zu ihrem schwarzen

Brote ihren guten Schinken mit Behagen und machten sich über das hergelaufene Volk lustig, das sich beim Herumkriechen zwischen den Wallhecken die Gesichter schund. Wenn es sich dann verkrümelt hatte, so kamen sie aus ihren Verstecken heraus und lebten wieder wie zuvor.

Späterhin aber brach der Franke in das Land ein, und mit dem wurden die Bauern nicht so gut fertig wie mit den Römern, denn er war zähe, wie Aalleder. Über das ganze Land warf er seine Besatzungen, und schlug ihm Herzog Weking auch noch so oft auf die Finger, kaum waren sie heil, so war er wieder da. Da half auch die Wallhecke nichts mehr, und knurrend und brummend mußten die Bauern klein beigeben, dem Wode und der Frigga entsagen und ihre blonden Köpfe dem Taufwasser hinhalten, und wenn auch manch einer von ihnen noch ab und zu nach dem Wodeberge hinpilgerte, um nach der Väter Weise dem Altvater der Götter ein weißes Roß unter dem heiligen Baume auf dem großen Steine zu opfern, mit der Zeit ließen sie das sein, denn zu gefährlich war ein solches Werk, dieweil der Frankenkaiser Todesstrafe darauf gesetzt hatte. So zahlten sie Zins und leisteten Frone und beugten sich dem Christengotte.

Die Zeiten kamen, die Zeiten gingen; Gutes und Böses brachten und nahmen sie; die Wallhecken aber blieben. Es wurden ihrer sogar immer mehr, obschon sie Bär und Wolf, Ur und Elch nicht mehr abzuhalten brauchten, denn die waren schon lange ausgerottet, wie denn auch Hirsch und Sau das dicht besiedelte Land mieden. Aber immer noch umgab der Bauer seine Hofstatt, seine Weidekämpe und Ackerstücke mit Wall und Graben, denn er war sie einmal gewöhnt, diese dichten Verhaue aus Eiche, Hagebuche, Birke und Espe, Weißdorn und Schlehe über den moosigen, dicht mit den Wedeln des Eichenfarn bekleideten Wällen, die im Frühling silbern von Schlehenblüten sind, und von denen im Sommer das Jelängerjelieber seinen schweren Duft in die Abendluft sendet, in deren krausem Astwerk die Nachtigall schlägt, Rotkehlchen und Mönch brüten, wo die Elster und der Markwart baut, und vom knorrigen Eichenstumpfe um die Schummerstunde das Käuzchen ruft. Ein Land ohne Wallhecken konnte sich der Bauer in dieser Gegend gar nicht vorstellen, und nichts dünkte ihm schöner, als am Sonntagnachmittag nach der Kirche, seine Eheliebste hinter sich, die kurze Pfeife im Munde, zwischen Feld und Wallhecke dahinzuschlendern und seinen Roggen anzutreiben. In der Wallhecke hat er als kleiner Junge gespielt, hat Sappholz zum Flötenmachen geschnitten, Vogelnester und Himbeeren gesucht, auch wohl, als er zum Hütejungen heranwuchs, Hasen und Kaninchen geströppt und die ersten Rauchversuche gemacht; und so liebte er sie von Herzen.

Hatte sie doch auch in wirtschaftlicher Hinsicht keine geringe Bedeutung für ihn. Je stärker das Land bebaut wurde, um so mehr verschwanden die Wälder und Haine, und so mußte die Wallhecke schließlich zum Teil den Bauern das Feuerholz liefern. Je nach Bedarf holte er sich eine der alten knorrigen, krumm und schief gewachsenen Eichen oder Hagebuchen von ihr und pflanzte junge Heister an ihre Stelle, und auch die

Stecken für die Flachtenzäune, die Peitſchen-, Harken-, Beil- und Spatenſtiele und Holz zu allerhand anderen Gerät mußten ſie ihm liefern, desgleichen Maibüſche, um das Haus zu Pfingſten zu ſchmücken, und Efeu und Immergrün, um die Gräber zu bepflanzen. So war ſie ihm in vieler Weiſe nützlich. Außerdem hatte er eingeſehen, daß ſie vielen Vögeln Unterſchlupf bot, die das Ungeziefer kurz halten, und von dem Ilk, dem Igel und dem Wieſel, die dort hauſen, wußte er, daß ſie dem Mauſevolke nachſtellen, ſo ſehr, daß ſeit Menſchengedenken das Land hier keinen Mauſefraß ausgeſtanden hat. Sollte er darum alſo die Wallhecke nicht ehren und achten, auch wenn überkluge Leute ihm vorredeten, ſie nähme zu viel Platz ein, beſchatte das Ackerland zu ſehr und hagere mit ihrem Wurzelwerke den Boden aus? Steht anderswo der Roggen ſo, daß ein großer Mann ſamt dem Hute auf dem Kopfe darin verſchwindet? Und wo gibt es Weizen, der ſolche Ähren hatte, ſo dick wie ein Finger? Und was ſieht wohl beſſer aus, ſo eine ſchöne grüne, lebendige Wallhecke, bunt von Blumen und laut von Vogelgeſang, oder ein Zaun aus totem Holz und kaltem Draht?

So dachte er einſt; heute denkt er nicht mehr ſo. Der neue Wind, der von Oſt nach Weſt weht, und der das hohe Lied von der alleinſeligmachenden, baum- und buſchloſen Getreideſteppe nach einer Weiſe ſingt, die nicht nach deutſcher Art klingt, hat ihm ſo lange in die Ohren getuſchelt, bis er ſich altväterſch und rückſtändig vorkam, die Axt von der Wand und die Hacke aus der Ecke langte und ſich daran machte, das Wahrzeichen ſeines Landes, ſeiner Väter Erbe, mit Stumpf und

Stiel auszuroden. Wo noch vor zehn Jahren Mönch und Nachtigall ſangen, Elſter und Käuzchen brüteten in den grünen Wallhecken, da reiht ſich Feld an Feld, und vom dürren Zaunpfahle oder vom häßlichen Stacheldrahte ſchallt das blecherne Geplärre der Grauammer, des Vogels aus Oſtland, des Sängers der langweiligen Getreideſteppe, ein abſtoßender Klang den Ohren der Einheimiſchen, aber angenehm den Leuten klingend, die, aus Oſten kommend, bei dem Bauern, dem die Städte das Geſinde nahmen, ſchanzen, und deren Sprache und Art ihm ebenſo fremd und unſchön dünkt wie das Lied des grauen Vogels, den ſein Vater noch nicht kannte, und der ſich unter der Erde umdrehen würde, könnte er ſehen, was aus den Wallhecken wurde, die ihm ſo lieb und teuer waren.

Es iſt nicht nur das Geſicht der Landſchaft, das durch das Ausroden der Wallhecken ſeine ſchönſten Züge verliert, es iſt nicht nur die Tierwelt, die dadurch Einbuße erleidet, auch des Bauern innere Art wird ſich, und wohl kaum zum Beſſeren, verändern, geht das ureigenſte Weſen ſeines Landes zum Teufel. Die ſchöne, hier und da wohl einmal ſchädlich wirkende, im großen und ganzen aber zur Vertiefung und Verinnerlichung führende Abgeſchloſſenheit, die den Bauern auszeichnete, wird ihm verloren gehen. Kahl wird er in ſeinem Gemüte werden, kahl und arm, wie alles Volk, dem ſein Land nicht mehr bietet als Brot und Geld. Verſchwinden werden die wundervollen Sagen und Märchen, an denen das Land ſo reich iſt, verklingen werden die ſchönen, alten Lieder, die die Mädchen ſingen, wenn ſie am offenen Feuer das Spinnrad treten, zu herkömm-

lichem Brauche wird die tiefgründige Frömmigkeit verflachen, die des Bauern ganzes Leben nährte.

Dann, wenn es zu spät ist, wird das Volk einsehen, was es tat, als es ein Ende machte mit der Wallhecke.

Der Kreuzstein

Es steht ein Stein am Wege,
Ein alter, grauer Stein;
Es grub in ihn der Steinmetz
Kreuz und Beil hinein.

Als Untatsangedenken
Er dort am Wege steht;
So meldet die Bauernkunde,
Die von dem Steine geht.

Keiner wurde vergessen,
Jedem ward sein Teil;
Ein Kreuz bekam der eine,
Der andere das Beil.

Der Wahrbaum

Fast genau auf der Mitte zwischen den beiden Dörfern, die zwischen der Heide und dem Bruche liegen, steht an der Stelle, wo der Dietweg von dem Kirchwege geschnitten wird, eine alte Eiche, die von einem Kranze von Machangelbüschen umgeben ist.

Da sie auf offener Heide steht und weithin sichtbar ist, so ist sie ein Wahrbaum für die Gegend geworden, nach dem die Leute sich richten, wenn sie quer über die Heide gehen. Die Bauern nennen sie die Taterneiche, denn es zieht keine Zigeunerbande durch diese Gegend, ohne daß sie nicht unter dem Wahrbaum lagert. Das ist von jeher so gewesen. Alle Zigeuner, die hier vorbeikommen, sehen nach, ob die Banden, die zuletzt durchzogen, hier keine Wahrzeichen, durch die sie ihre Fahrrichtung oder andere Dinge von Wichtigkeit kundgaben, hinterließen, und sie selber lassen hinwiederum Zinken zurück, zwischen Steinen, die den Fuß des Baumes umgeben, unauffällig angebrachte Kreuzchen aus Zweigen, Grasbüschen oder Federn, mit einem farbigen Zwirnsfaden zusammengebunden, auch wohl gewisse mit Kreide gezogene Zeichen.

Es sind immer dieselben Bäume, die sie zu solchen Kundgebungen benutzen, und es sind immer Bäume, die auch für die ganze Gegend durch ihr Alter, durch

ihre Größe oder durch die Stelle, an der sie stehen, von Bedeutung sind. Letzteres ist bei der Taterneiche der Fall, denn sicherlich ist die Stelle, auf der sie steht, wichtig, und darum blieb sie, als die anderen alten Eichen gehauen wurden, stehen, damit die Wanderer, die den Dietweg entlang zogen oder den Kirchweg fuhren, Schatten vor der Sonnenglut oder Schutz vor einem Regenschauer finden konnten.

Die Stelle ist aber auch wie geschaffen zum Ausrasten. Man sieht von da weit ins Land hinein, über das Bruch mit seinen beiden Einzelhöfen hinweg, über das Moor und bis zu den Heidbergen mit ihren blauen Wäldern, aus denen hier und da ein Hof sichtbar wird, und läßt man die Augen nach rechts und links gehen, so überschaut man die heidwüchsigen, mit vielen Hunderten von Machangelbüschen bestockten Abhänge, einen Teil der Feldmark und der Wiesen, die die Bauern der Heide und dem Bruch abgewonnen haben, das Mühlenholz, aus dessen Eiche das moosige Strohdach der Mühle mit den Pferdeköpfen an den Windbrettern des Giebels hervorsteigt, den Bruchweg, zwei breite, sandige, von Birkenbäumen eingefaßte Triften und allerlei Büsche und Wäldchen, die sich hier ansiedelten, und zwischen denen dort und da ein Stück des lustigen Mühlbaches hervorblitzt.

So wunderschön ist die Aussicht, und so gemütlich sitzt es sich auf der Moosbank, die die Jungen zwischen den knorrigen Tagwurzeln des alten Baumes gebaut haben, daß ich, mag ich nun müden Schrittes von der Balz kommen oder straffen Ganges zur Pürsch wallen, jedesmal erst hier ein Weilchen rasten muß; denn es

gibt hier immer allerlei zu sehen, das des Sehens wert ist, entweder den Schnuckenschäfer an der Spitze seiner zweihundertköpfigen, grauen Herde, an deren Flanken seine beiden Hunde, der eine fahl, der andere grau, einherjagen, oder die Hütejungen, die mit hellem Peitschenklappen und lautem Prahlen das schwarzbunte Vieh die Trift entlang treiben, Bauern in blauem, verschossenen Beiderwand, neben dem Wagen einherschreitend, oder ein braunarmiges Mädchen, das, den hellen Fluckerhut um das frische Gesicht, die Brust von dem roten Leibchen umschlossen, vor dem blauen Linnenrock die weiße Schürze, mit der Harke auf der Schulter zum Heumachen geht.

Auch dann, wenn sich kein Mensch blicken läßt, ist genug zu sehen und zu hören. In der Rieselwiese neben dem Mühlbache stelzt der Storch umher, und kaum ist er abgestrichen, da tritt eine Ricke mit ihrem Kitzchen aus dem Busch, oder ein paar Hasen laufen sich in dem weißen Sande trocken. Auf der Schirmkiefer, die bei dem großen, grauen Steine steht und wie segnend ihre Zweige über ihn breitet, läßt sich die Elster nieder, die in der Pappel bei der Mühle ihr Nest hat und auf dem hohen trockenen Machangelbusche bei der Sandkuhle, dessen gespensterhaftes Gezweig in der Sonne wie altes Silber aussieht, fußt der Raubwürger und lauert auf eine Maus oder eine Eidechse; seine weiße Brust blendet weithin. Über den Wiesen taumeln die Kiebitze; es sieht aus, als wirbele der Wind ein paar Lappen umher, die zur Hälfte weiß, zur anderen Hälfte schwarz sind, und über der dunklen Wohld kreist ein heller Bussard, während ein Brachvogel, der

sich laut flötend in die Höhe schraubt, einen goldenen Halbmond vor dem lichten Himmel bildet. Dann flirren überall rote und gelbe Libellen, grüne und graue Sandkäfer blitzen auf, himmelblaue, graue und bräunliche Falter flattern über dem borstigen Gras, zwischen dem eine Heidlerche umhertrippelt, während eine andere unter den Wolken hängt und ihr süßes Liedchen herunterrieseln läßt. Überall aber in der Runde schlagen die Finken, schmettern die Baumpieper, locken die Meisen und zwitschern die Hänflinge und die Schwalben.

Aber das sind alles nur Kleinigkeiten, sind nur Nebensachen den großen Eindrücken gegenüber, die sich meinen Sinnen aufdrängen. Die Heide blüht; die ganzen Hänge sind rosenrot in allen Abstufungen, verstärkt durch die silbernen Stämme der Birken und die von der Sonne in zwei Farben, leuchtendes Goldgrün und stumpfes Schwarz, gekleideten Machangelbüsche, durch die starren, straffen Ruten des Ginsters und die wirren Klumpen der verkrüppelten Kiefern. Hier und da hebt sich ein grauer Irrstein aus dem rosenroten Untergrund ab, ein schmaler, weißer Weg, gefällig gekrümmt, zeigt sich teilweise, eines Stechpalmenhorstes blankes Blattwerk wirft gleißende Lichter um sich, und überall sprühen die Kiesel, die im Sande liegen, in der Sonne, die den Boden so stark erwärmt, daß ich sehen kann, wie die Luft über dem Heidekraut emert. Ein schwerer Honiggeruch wogt über das ganze Land hin, und das Summen der Bienen klingt wie das Brausen unsichtbarer Wellen.

Die hohe Zeit der Heide ist gekommen, ihre höchste Zeit. Aber auch dann, wenn der Honigbaum nicht blüht, wenn die Heide braun ist, ist es wunderbar schön hier, im Ostermond zumal, wenn das Bruch vom blühenden Porst rot ist, die Birkenbäume über und über mit Smaragden behängt und die Wiesen weiß gestickt und mit goldenen Säumen besetzt sind, oder späterhin, wenn jedes Stück Moorland vom Wollgrase mit Sommerschnee bedeckt ist, oder im Herbste, wenn aus den rosigen Blüten Silberperlen wurden und die Birken sich wie goldene Springbrunnen von der Heide abheben, lustig anzusehen. Aber auch dann, wenn Frostwinde wehen, kalte Nebel vom Moore heraufsteigen und jeden Zweig, jeden Stengel einspinnen, daß am andern Morgen Heide und Bruch ganz und gar versilbert sind, ist es herrlich hier unter dem Wahrbaum, wenn die Moosbank auch nicht mehr zur Rast einladet.

Wenn dann, Unwetter verkündend, die Sonne zwischen schwarzem und blutrotem Gewölk hinter den Heidbergen über dem Moore zu Bette geht, der Sturm die Kiefern antreibt, ihre dunkelsten Lieder zu singen, und die Machangeln so zaust, daß sie sich unwillig schütteln, wenn dann die Nebelhexen über das Bruch jagen, daß die Fetzen ihrer schlampigen Röcke über das fahle Gras hinschludern, die Winterkrähen mit rauhem Rufe dahintaumeln, dann lohnt es sich wohl, einige Zeit unter dem Wahrbaum zu weilen und den seltsamen Runen zu lauschen, die sein krauses Astwerk singt. Weisen aus uralter Zeit sind es, die sie kundgeben, aus den Tagen, da noch der wilde Wisent durch das Bruch

zog und der grimme Grauhund seine Fährte in den Sand drückte, da an den Giebeln der Strohdachhäuser die Schädel der Mähren bleichten, die Wodan und Thor zu Ehren in dem heiligen Kreise auf dem Hingstberge, der dort über den anderen Hügeln sein braunes Haupt erhebt, unter dem Steinmesser zusammenbrachen, oder von den fröhlichen Abenden, wenn festumschlungene Paare nach dem Friehdloh, dem Walde der Frigga, zogen und der guten Göttin weiße Blumen streuten, damit sie ihren Bund segne.

Solcherlei Weisen vermag der alte Baum zu singen und auch andere, aus denen es wie Hörnerklang und Kampfruf klingt, wie Siegesjauchzen und Sterbegestöhne. Das Volk, das heute noch hier in der Heide den Acker baut, ist dasselbe, das einst die wilden, gelbgesichtigen Fischer und Jäger vertrieb, das die römischen Kohorten im Moore abwürgte, sich drei Jahrzehnte lang der welschen Völker, die Karl der Franke in das Land einführte, erwehrte, und das sich in Jahrhunderte währenden Kämpfen mit den Wenden katzbalgte. Sie haben viel Böses erlebt, die Heidjer, von der Zeit her, da sie mit Rossen und Wagen und Vieh von Nordland hier eindrangen, den Wald rodeten und die Heide brachen, bis zu der Zeit, da kaiserliche und schwedische Soldknechte hier schlimmer als die Teufel hausten, und so ist es kein Wunder, daß ihre Augen kalt und ihre Lippen schmal wurden.

Wer aber einen Scheffel Salz mit ihnen gegessen hat, der weiß, welche goldenen Herzen sie haben, wieviel Güte und Treue und wieviel Fähigkeit und Kraft aber auch hinter den stillen Gesichtern verborgen liegt. Nur

schwer tauen sie auf, nur langsam gehen sie aus sich heraus. Sie sind geartet wie die Eichen, unter denen ihre einsamen Höfe liegen; die lassen ihre Knospen erst aufbrechen, wenn die Birken sich schon längst begrünt haben und die Buchenbäume das volle Laub tragen, aber dann strahlt das junge Blattwerk an den grauen Ästen über dem knorrigen Stamm auch wie lauter Gold.

Deshalb wohl, weil es ihrem ureigenen Wesen so ähnlich ist, lieben sie die Eiche auch vor allen Bäumen, und darum gilt als Wahrzeichen für den Wanderer fast immer eine Eiche als Wahrbaum.

Das rosenrote Land

Vom Lindenbaume fiel das erste gelbe Blatt, Herbstseide zieht über die Stoppel, die Wiesen blühen nicht mehr, Georginen und Totenblumen prahlen in den Gärten; die schönste Zeit ist vorbei. Für die Heide aber kommt sie erst. Dreimal hatte sie sich schon fein gemacht, im Frühjahr mit silbernem Wollgras ihre Moore geschmückt, im Vorsommer mit goldenen Ginsterblüten die Hügel ausgeputzt und späterhin einen herrlichen Teppich neben den andern gebreitet, blumenbunte Wiesen, schneeweiße Buchweizenbreiten und Lupinenfelder, gelb wie Honig und duftend wie dieser.

Nun aber legt sie ihr Staatskleid an, das rosaseidene, heftet flimmernde Pailletten auf ihre Schleppe, himmelblaue, kleine Falter, tränkt ihr Mieder mit einem feinen Duft von Honig, heftet einen Strauß azurner Enzianen daran und schlingt den Erbschmuck aus purpurnen Korallen in ihr roggenblondes Haar. „Die Oerika blüht!" hallt es durch die Städte, und die Stadtmenschen, heidhungrig und heißhungrig nach Blumen und Sonne, kommen angezogen, erfüllen die Stille mit Liedertafelgesang, raufen bündelweise das blühende Heidekraut aus, hinterlassen Papierfetzen und Flaschenscherben bei den Denkmälern der Vorzeit, schmachten und schwärmen von Heidfrieden und Heidpoesie und kehren wieder heim und denken, daß sie die Heide nun kennen.

Die aber erschließt sich ihnen nicht so leicht. So wenig kennen sie sie, daß sie von der blühenden Erika mit dem Ton auf dem E schwärmen, aber der Ton muß auf dem I liegen, und nicht die Erika, die Glockenheide, ist es, die dem Lande den Rosenschimmer gibt, denn deren Blumen sind schon längst vertrockner, und nur hier und da ist noch ein blühender Busch zu finden, sondern die Calluna ist es, die Sandheide, das bescheidene Sträuchlein hier auf den dürren Flächen, wo die Schnucken weiden, hoch und stark aber dort in den moorigen Gründen, in die nur der Jäger sich hineintraut.

Wer bloß auf den sandigen Höhen bleibt, wo der Erdboden fest und trocken ist, der lernt die Heide nicht kennen, wie der ihr Volk nicht erkennt, der nicht sieben Scheffel Salz mit ihm teilte. Wer die stillen Gesichter mit den kühlen Augen und den verschlossenen Lippen betrachtet, der denkt vielleicht, dahinter sei nicht Feuer noch Flamme, nicht Wunsch noch Wille. Aber es hat seine Geheimnisse, die es in festverwahrten, eisenbeschlagenen Truhen verbirgt, Erbtümer aus den Zeiten, da es sich mit Römern und Franken, Nordmännern und Wendenvolk herumschlagen mußte, und die gespenstigen Mährenhäupter über den Strohdächern und den Rauchfängen der Herde erzählen, daß der Glaube an Wode und Tor heute noch nicht ganz erloschen ist.

Auch das Land selber birgt Erinnerungen mannigfacher Art. Gewaltige Bauwerke, aus ungefügen Granitblöcken aufgeschichtet, umgeben von vielen Hunderten von Hügelgräbern, Steinbeile, Bronzekelte, Eisenschwerter und allerlei Schmuck aus Edelmetall

geben Kunde von den Völkerwellen, die hier hin und her fluteten, von den unbekannten Menschen der Steinzeit, die vor den Kelten flohen, bis diese den Langobarden weichen mußten; die aber schlugen sich mit den Sachsen herum, bis sie sich schiedlich vertrugen, um gemeinsam den Anprall der slawischen Sturmflut abzuwehren, die weit in das Land zwischen Elbe und Weser hineinspülte, bis ihre Macht sich brach und Slawen und Germanen neben- und durcheinander sich zu gemeinsamer, friedlicher Arbeit zusammentaten, nachdem jahrhundertelang die Weiler in Rauch aufgingen und hüben und drüben das Blut reichlich floß.

Noch andere Andenken an die Vorzeit hält das Land eingeschlossen. Beim Torfmachen, bei Entwässerungen und Erdarbeiten werden gewaltige Eichenstümpfe bloßgelegt, werden mächtige Eibenstämme aufgedeckt, die Früchte von Hasel- und Hainbuche an Orten gefunden, wo heute Torf ansteht und Heide wächst und außer Birke und Eller kein Laubholz gedeiht, feste Beweise dafür, daß bis auf die nassen Gründe und die dürren Höhen ein lockerer Eichenhain das Land bedeckte, in dem ein fleißiges Volk wohnte, das sein Vieh weidete und seine Äcker bestellte, das nach der Nordsee hin und bis Byzanz Pferde, Wolle, Felle, Wachs und Honig handelte, bis der Franke einbrach, mit Gewalt und List das Land an sich brachte, das Volk umbrachte oder verschleppte und den Rest unter das Kreuz zwang. Weite Strecken wurden damals wüst und vermoorten oder verheideten; weitere Wüstungen brachte dann die Feudalzeit mit ihren ewigen Kriegen mit sich, die Saline zu Lüneburg und die Hafenbauten Hollands fraßen die

Eichenwälder auf, und so entstand das, was man da nennt: die Lüneburger Heide.

Bis auf die letzte Zeit war sie ein unbekanntes Land, so unbekannt, daß sie als eine trostlose Wüste galt, so daß ein französischer Schriftsteller von ihr schrieb, sie werde bewohnt von un peuple sauvage, nommé Aidschnukes. Noch heute trifft man in Büchern allerlei falsche Beschreibungen von ihr an, als gäbe es dort nichts als platte, dürre, heidwüchsige Flächen, und es ist doch ein Land, reich an lachenden Flußtälern, bewachsen mit meilenweiten Wäldern, besät mit stattlichen Weilern, Dörfern, Flecken und kleinen und größeren Städten, ein Land, das eine fleißige, wohlhabende Bevölkerung beherbergt, seitdem es sich nach dem Dreißigjährigen Kriege von dem grauenhaften Elend, das Dänen und Schweden, Wallonen und Kroaten und nicht zum mindesten deutschblütige Kriegsvölker ihm brachten, und von dem in den Kirchenbüchern und Schatzregistern mancher Name ausgegangener Höfe und Dörfer meldet, von denen es dort heißt: „Ligget wüste".

Freilich umfaßt es auch weite Strecken Ödland, meilenlange Heiden, so leer wie eine Bettlerhand, nur hier und da mit krüppligen Wacholdern und krausen Kiefern bestockt, unübersehbare Moore, deren Eintönigkeit kaum ein Baum unterbricht, breite Brüche mit undurchdringlichen Dickichten, unheimliche Wildwälder, von selber angeflogen, in denen es nicht Weg noch Steg gibt. Doch das gereicht der Bevölkerung eher zum Nutzen als zum Schaden, denn es bietet auf lange Zeit Tausenden von Menschen Gelegenheit, sich ein eigen Stück Land zu erwerben. Von Jahr zu Jahr

nehmen die Einöden mehr ab. Die kahlen Heiden werden aufgeforstet, die Brüche zu Wiesen und Ackerland gemacht; wo einst Hirsch und Sau, Schreiadler und Waldstorch hausten, wo Heide und Wollgras wucherte, stehen Häuser, weidet Vieh, rauschen goldene Ähren das Hohelied vom Bauernfleiß. Kreuz und quer zerschneiden Eisenbahnen und Straßen das Land, und an ihnen entlang rückt die Bebauung. Heute schon ist die Heide das nicht mehr, was sie vor fünfzig Jahren war; und in abermals fünfzig Jahren wird niemand mehr das Recht haben, ihr den alten Namen zu geben.

Weichlich wäre es, darüber Wehklage zu erheben. Das Christentum hat nichts nach dem künstlerischen Gehalt des Urglaubens gefragt, als es ihn bis auf den Wurzelstumpf mit Feuer und Schwert vernichtete; so kümmert sich auch die Kultur nicht darum, schreitet sie voran und nimmt sie dem Lande ihr altes Gewand. Es ist auch sehr die Frage, was in Wirklichkeit schöner ist, eine rosenrote Einöde, die auf einer Geviertmeile keinen zehn Menschen Nahrung bietet, oder die fruchtbar gemachte Scholle, die Hunderte nährt. Unsere überfüllten Städte haben uns sentimental gemacht, so daß wir das wilde Hochgebirge und die wüste Heide schön finden mußten, die den schönheitsfrohen Griechen nichts bot als Schrecknisse und Langeweile. Und, Hand aufs Herz, wo ist die Heide am schönsten, wo wirkt das Hochgebirge am tiefsten auf uns? Da, wo nichts und weiter nichts vor uns liegt als das wüste Land oder Klippen und ewiger Schnee, oder dort, wo ein weißer Weg auf dem rosigen Hügel, eine graue Windmühle vor dem blauen Himmel, oder eine Sennhütte oder

eine Brücke, Menschheitsspuren, uns mit der Natur verbinden?

Wo das nicht der Fall ist, zerdrückt das Gebirge den Menschen, zerquetscht die Heide ihn. Mit den gebahnten Wegen hört alle Heidschwärmerei auf. Da zieht sich ein Moor hin, meilenweit, meilenbreit. Kein Weg führt da durch, selbst die Jäger wissen nicht, wie die Jagdgrenzen laufen. Daumendick sind am Grunde die Heidbüsche, und ihre Spitzen reichen dem Wanderer bis an die Brust. Kein Haus, kein Kirchturm, keine Windmühle überschneidet den Himmelsrand. Heide, Heide, nichts als Heide, so weit man sieht, die allerschönste, rosenroteste, honigduftende Heide, laut vom Gesumme der Bienen, bunt von dem Geflatter blauer Schmetterlinge, überflittert von zahllosen Libellen, flimmernd und glimmernd in der Sonne, überspannt von einem lichten, von weißen Wolken gemusterten Himmel, aller Schönheit voll, und doch unheimlich, tot und schrecklich für den einsamen Wanderer, der da auszog, um Heidfrieden und Heidschönheit zu finden, und nun dasteht, ein Häufchen Unglück, ein Nichts in dieser unwegsamen, unwirtlichen, unendlichen, rosenroten Wüstenei und in sich nach einem einzigen Menschen schreit, und wenn es auch ein landfahrender Stromer wäre.

Oder kommt er von der Straße ab und verläuft sich in der kahlen Schnuckenheide, auf deren hungriges Blühen die Sonne herniederprallt, oder gerät vom Wege und irrt im Bruchwalde umher, in dem eng verfilzten, dumpfen, schwülen, wo die Otter am Boden kriecht und die Luft von stechendem Geschmeiße lebt, oder steigt im Torfmoore umher, bis er nicht aus und

ein weiß, weil überall der Boden nachgibt, oder er geht in später Dämmerung einen schmalen Weg, der ihn über eine Wacholderheide führt, und rechts und links und fern und nah stehen gespensterhafte Gestalten, die ihn drohend anstarren, dann weiß er, daß das Land, über dessen rosenrote Pracht er in Entzücken geriet, als er am herrlichen Mittage auf der Kuppe des Hügels unter der Schirmkiefer rastete und es unter sich liegen sah, lachend und lieblich, ein einziges großes, schön bewegtes Blumengefilde, daß es seine Tücken und Gefahren hat, und seine Geheimnisse, wie die ernsten, aber freundlichen Leute in dem großen, strohgedeckten Hause, wo er um einen Trunk Wasser bat und Kaffee und Honigbrot bekam, ohne daß er dafür zahlen durfte.

Aber davon weiß das fröhliche Völkchen nichts, das zu der Zeit, wenn der Honigbaum, wie der Heidjer das Heidland nennt, am Blühen ist, Sonntags zu Hunderten aus den Eisenbahnwagen quillt, mit Hurra und Juchhe die Sandwege entlang wandert, von der blühenden Erika schwärmt, den Schnuckenschäfer dumm fragt und nach bequemer Fahrt Erkleckliches im Vertilgen von Schinkenbutterbroten und Dickmilch leistet.

Ein angenehmer Ausflugsort ist es ihm, ein bequemer Spielplatz für große Kinder, eine billige Erholungsstatt, und so krimmelt und wimmelt es denn um diese Zeit da überall von Menschen, bauen sich von Jahr zu Jahr mehr Stadtleute dort an, schnurren die Räder, donnern die Autos auf allen Straßen, wachsen Hotels und Restaurants, wo einfache Dorfkrüge standen, verliert es immer mehr an eigener Art, das einst so mißachtete, rosenrote Land.

Die Gefolgschaft der Menschen

Es ist ein Heidmoor, eins der vielen Norddeutschlands, unberührt, urwüchsig, wild und weit. Heidkraut, Torfmoos, Wollblumen und Riedgras bilden den Untergrund der Pflanzenwelt; einzelne Birken, Kiefern und Wacholder überschneiden die braune Fläche. Ganz fern bollwerkt ein Wald wie ein schwarzer Strich.

So sah es vor hundert Jahren hier aus, und vor tausend und vor zehntausend. Alle dreißig Jahre änderte hier und da der Torfstich ein wenig das Bild, bis das alles gleichmachende Torfmoos und nach ihm Ried, Wollblume und Heide die Spuren menschlicher Arbeit hier verwischten. Selbst große Moorbrände änderten wenig an dem alten Bilde. Auch die Tierwelt blieb, wie sie war, nachdem Mammut und Riesenhirsch, Moschusochs und Renntier und noch viel später Wisent und Elch und wieder einige Zeit nachher Bär und Luchs und noch später Biber und Wolf verschwunden waren. Das Rotwild und die Sauen wechseln nach wie vor über das Moor, wenig Rehe, noch weniger Hasen leben in ihm und Fuchs und Otter, Dachs und Iltis. Heute noch, wie zu Urzeiten, jagen dort Schwarzstorch und Schreiadler die Kreuzotter, trompetet der Kranich bei Sonnenaufgang, klagt die Mooreule in der Dämme-

rung, ruft der Regenpfeifer, spinnt die Nachtschwalbe, meckert die Heerschnepfe. Sausenden Fluges streicht der Birkhahn dahin, über die Sinken schwebt die Wiesenweihe, aus den Wolken dudelt die Heidlerche, Pieper und Rohrammer trillern und zwitschern.

Ein Menschenpaar zieht in das Moor, ein Knecht und eine Magd. Sie haben lange genug gedient; nun wollen sie frei sein auf eigener Scholle im weiten Moore. Ein Haus entsteht, ein Gärtchen wächst, eine Wiese grünt auf, Ackerland drängt die Heide fort, Zaunwerk ragt auf, Obstbäume kämpfen sich hoch, Stauwerke und Stege bringen neue Farben in die Wildnis. Ein Jahr geht hin. Es ist ein Sommertag, warm und still, Mann und Frau sitzen auf der Knüppelbank vor der Türe und sehen in das Abendrot. Aus dem Hause schallt das frohe Gekrähe des Erben, den die Großmutter hütet. Da zickzackt ein schwarzes Ding um den halbkranken Pflaumenbaum. Der Mann zeigt mit der Pfeifenspitze danach: „Eine Fledermaus!" sagt er und lächelt.

Herbst wird es. Die Ernte ist geborgen. Sie fiel mager aus, aber es langt für drei Menschen. Der Bauer pflügt die Stoppel um. Da kommt zwitschernd ein Flug kleiner Vögel heran und fällt auf der Stoppel ein. Der Mann lächelt wieder. Die ersten Spatzen sind es, die sich hier sehen lassen. Vorläufig sind es erst Feldspatzen.

Der Wind stößt den Schnee gegen die Scheiben. Bei der Tranlampe flickt die Frau des Mannes Zeug; er flicht Bienenkörbe. Im Ofen glühen Heidschollen und verbreiten einen strengen Geruch. Hinter dem Schranke raschelt es. Mann und Frau sehen sich an. Es piept,

ein schwarzes Ding huscht scheu durch die Stube. „Wahrhaftig eine Maus! Wo kommt die wohl her?"

Die Jahre gehen. Die Bäume halten schon ihre Zweige über das Haus, die Stachelbeerbüsche hängen über den grauen Zaun. Im Garten blühen bunte Blumen. Rund um die Anbauernstube mußte jedes Jahr ein Stück Heide vor Wiese und Acker zurückgehen. Und jedes Jahr brachte neue Gäste. Zuerst brütete ein Paar Feldspatzen unter dem Dache. Dann siedelte sich die weiße Bachstelze an. Als sechs Kühe auf der Weide waren, kam die gelbe Bachstelze hinzu, und nach ihr ein Paar Elstern. Auch die Wanderratte stellte sich ein, wurde aber vertilgt. Den Hausmäusen folgte das kleine Wiesel. Zwischen den Heidlerchen singen Feldlerchen. Hausspatzen kamen vom fernen Dorf zu Besuch; schließlich baute ein Paar. In einem alten Kasten, den der Bauer an den Stall hing, brütet der Star. Die Hasen werden häufiger; um die jungen Kohlpflanzen müssen schon Scheuchen gestellt werden. Auf einmal war auch ein Rebhuhnpaar da und brachte die Brut hoch; der Hahn lockt jeden Abend und alle Morgen in den Kartoffeln. Am Backhause hat der Fliegenschnäpper sein Nest, im Stall die Rauchschwalbe.

Weiter oben im Moore steht noch ein Haus, ein neues, es trägt ein Ziegeldach. Von dessen First singt der Hausrotschwanz. Im Schafstall brütet das Steinkäuzchen. Holunder und Flieder blühen dort; in ihnen klettert singend der Gartenspottvogel umher. Jeder der sechs Starkästen ist besetzt. Das Rad auf dem Dache stand drei Jahre leer; jetzt klappert der Storch darauf. Eine neue, dem Moore fremde Tierwelt ergriff Besitz

von den beiden Flecken Baulandes, zu dem die Ansiedler das Urland umwandelten. In der Fährte des Menschen rückte seine Gefolgschaft an.

Dieser Vorgang, der sich heute überall wiederholt, wo der Mensch das Urland zur Kulturschicht macht, ist so alt wie alle menschliche Kultur. Schon der Wanderhirt griff in die Zusammensetzung der Tierwelt ein. Der Jäger und Fischer der Urzeit tat das noch nicht. Er stand nicht über der Tierwelt, er lebte in ihr; er war nicht ihr Herr, er war nur der verschlagenste, gefährlichste Räuber. Mit seiner geringen, durch ewige Stammeskriege, Hunger und Seuchen zurückgehaltenen Vermehrung brachte er es zu keinem festen Gesellschaftsgefüge, so daß sein Einfluß auf die Tierwelt gering war. Er hatte keinen festen Wohnsitz; seine Horden zogen den Beuteltieren nach, wanderten ihnen entgegen. Er wehrte die Raubtiere ab, so gut er es konnte, und tötete von den Nutztieren so viele, als er frisch aufbrauchen oder durch Eis, Rauch und Sonne aufbewahren konnte. Er jagte nie zum Vergnügen, immer nur zum Bedarf, und so vertrieb er kein Tier, rottete er keine Art aus und lockte auch keine fremden Arten an.

Das wurde anders, als der Wanderhirte auftrat. Der mußte sein Vieh gegen die Raubtiere schützen; er war auch gezwungen, die Wildpferde und Wildrinder zu vertreiben oder auszurotten. Er befehdete sie, so gut wie er konnte, schreckte sie mit Klappern und Feuer fort, holzte ihre Verstecke ab, brannte ihre Schlupfwinkel aus, rottete manche Art ganz aus, rieb andere bis auf kleine Bestände, die in unwirtlichen Gegenden

übrigblieben, auf. Aber so wie er mit Axt und Feuerbrand das Land kahl machte, schuf er solchen Tieren, die die Steppe lieben, Daseinsbedingungen, und manche Art, die vor jener Zeit selten gewesen sein mag, wie Reh, Hase, Feldhuhn und Wachtel, wird seitdem zugenommen haben.

Andere Tiere dagegen, die in dem Lande bisher wenig Nahrung und Brutgelegenheit fanden, wie die Schwalben, merkten, daß sich ihre Nester an seiner Rindenhütte, an seiner Fellkibitke ebenso gut bauen ließen wie an den Klippen des Mittelmeeres, und da die Fliegenschwärme, die sein Vieh umsummten, ihnen reichliche Nahrung boten, so siedelten sie sich bei ihm an, wie sie heute noch bei den Wanderhirten Nordasiens leben.

Als der Mensch aus dem Wanderhirten Weidebauer wurde, sich ein festes Haus baute, sich umzäunte Viehweiden schuf, auch ein wenig Acker- und Wildwiesenbau trieb, da bot er wieder einer ganzen Anzahl von Tieren südlicher und östlicher Herkunft bequeme Daseinsbedingungen. Südliche Fledermäuse, die im Norden bisher keine warmen Schlafräume fanden, stellten sich in seinen Gebäuden ein; die Hausmaus folgte dem Getreidebau, das kleine Wiesel und der Steinmarder der Hausmaus, und eine Vogelart nach der anderen rückte vom Süden und Osten vor und nahm von dem Lande Besitz. Damals werden sich der Storch und der Kiebitz, die weiße und die gelbe Bachstelze, die Elster und die Dohle, die vier Würgerarten, der Wiedehopf, die Blauracke und das Steinkäuzchen bei uns niedergelassen haben, alles Vögel, die freies, steppenähnliches

Gelände, Wiesen oder die Nähe von Weidevieh gebrauchen, um bei uns bequem leben zu können.

Je mehr der Mensch zum Ackerbau überging, je mehr fremde Getreidearten er anbaute, je enger sich die Weiler zu dörflichen Verbänden aneinander drängten, sich mit Straßen verbanden, je mehr Urland zu Weide, Acker und Wiese umgewandelt wurde, um so mehr nahm dort die ursprüngliche Tierwelt ab, um so stärker war die Einwanderung und Vermehrung fremder Arten.

Immer mehr breitete sich die Kultur aus, immer mehr schrumpfte das Urland zusammen. Aus Dörfern wurden Flecken, aus Flecken Städte. Um jede Niederlassung bildete sich ein neues Stück der Kulturschicht, das durch Wege und Straßen mit den älteren Kulturflächen verbunden war; immer mehr wurde die alte Tierwelt zurückgedrängt, immer mehr breiteten sich die neuen Tierarten aus und erhielten neuen Zuzug.

Die großen Umwälzungen, die die Völkerwanderungen und die Feldzüge der Römer in politischer Beziehung brachten, hatten auch in naturgeschichtlicher Hinsicht bedeutenden Einfluß. Die wandernden Volksmassen schleppten neue Fruchtarten mit, mit denen neue Schädlinge folgten, wie die alte Hausratte, die dann am Ausgange des Mittelalters wieder von der Wanderratte verdrängt wurde. Auch die Eroberung Nordwestdeutschlands durch die Franken wird neben vielen Nutz- und Zierpflanzen manche wilde Tierart des Südens zu uns gebracht haben, und da die Kreuzfahrer eine ganze Anzahl südlicher Nutz- und Ziergewächse, so auch den spanischen Flieder einführten, ist

anzunehmen, daß um diese Zeit die spanische Fliege, die an Syringen frißt, und einer unserer besten Singvögel, der Gartenlaubvogel, bei uns eingewandert sind, denn er findet sich fast nur in solchen Gärten und Anlagen, in denen viele Syringen stehen.

Diese Zuwanderung südlicher und östlicher Formen findet fortwährend statt. Je mehr Deutschland durch die Zunahme der Bebauung zu einer Kultursteppe wird, je mehr sein Straßen- und Schienennetz es mit dem Süden und Osten verbindet, um so mehr drängt die Tierwelt des Südens und Ostens nach uns hin.

Vögel, nach ihrer ganzen Lebensweise, nach Färbung und Stimme, ausgesprochene Steppentiere, wie Haubenlerche und Grauammer, sind erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit bei uns heimisch. Der Hausrotschwanz, ursprünglich ein Klippenvogel der Mittelmeerländer, findet, daß es sich auf unseren künstlichen Klippen, den Dächern, ebensogut leben läßt wie im Süden, und so bürgerte er sich vor hundert Jahren bei uns ein; der Girlitz, ein hübscher kleiner Fink Südeuropas, Vorderasiens und Nordafrikas, ist seit ungefähr fünfzig Jahren bei uns heimisch geworden und nimmt mit der Zunahme des Obstbaues ständig zu, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich auch die Zwergtrappe, ja vielleicht sogar das Steppenhuhn auf die Dauer bei uns seßhaft machen.

Bei vielen Tieren, von denen man annehmen kann, daß sie zu der eingewanderten Tierwelt Deutschlands gehören, läßt sich der Nachweis nicht führen, daß sie einst zugereist sind. Wenn aber ein Vogel, wie unsere Turmschwalbe, jetzt einer unserer gemeinsten Stadt-

vögel, seine ganze nächste Verwandtschaft im Süden hat, außerdem nach Färbung und Stimme uns sehr fremd anmutet, so kann man ruhig annehmen, daß er aus dem Süden stammt und erst bei uns einwanderte, als höhere Steinbauten, zuerst wahrscheinlich die Kirchen und Burgen, ihm das boten, was er bei uns früher nicht überall fand, die Klippen.

Wenn andererseits ein Vogel, wie die Gartenammer, in Norddeutschland verhältnismäßig selten ist und nur an Landstraßen auf bebautem Sandlande vorkommt, während er im Süden häufiger und nicht so wählerisch in seinem Aufenthalte ist, oder wenn die hübsche Brandmaus auf Sandboden und Urland niemals bei uns vorkommt, sondern nur auf schwerem, bebautem Boden lebt, so ist auch von diesen anzunehmen, daß es Einwanderer sind, wenn auch ihre Einwanderung schon sehr lange zurückliegt.

Die Fledermäuse, die nur in Ortschaften bei uns leben, wie die kleine Hufeisennase, die langohrige, die Mops-, die rauhhäutige, die Zwerg-, die spätfliegende und die gemeine Fledermaus, und die Spitzmäuse, die, wie die Haus- und die Feldspitzmaus, nur in und bei Gebäuden, in Gärten und dicht bei den Ortschaften liegenden Feldern bei uns vorkommen, Mauswiesel und Steinmarder, die immer in der Nähe der Menschen leben, ein Vogel, dessen Stimme, wie die der Nachtigall, gar nicht in die deutsche Landschaft hineinpaßt, oder die, wie Haus- und Feldsperling, Feldlerche, weiße und gelbe Bachstelze, Elster, Storch und Kiebitz ohne die Nähe menschlicher Gebäude oder von Ackerland und Wiese nicht zu denken sind, können mit gutem Gewissen als Einwanderer betrachtet werden, denen der Mensch erst Vorarbeiten leisten mußte, ehe sie sich hier heimisch machen konnten.

So haben wir zwei getrennte Tierwelten bei uns, eine ursprüngliche, an urwüchsiges Land, und eine hinzugekommene, an die jüngste Erdschicht, nämlich an die Kulturschicht gebundene. Der ursprüngliche Wald, die Heide, das Moor, das unbewohnte Gebirge haben eine ganz andere Tierwelt als die auf ihnen zerstreuten menschlichen Siedlungen mit ihren künstlichen Steppen, den Äckern, Wiesen und Weiden, ihren künstlichen Gebüschen und Wäldchen, den Gärten, Friedhöfen und Anlagen, mit ihren künstlichen Felsklippen, den Häusern, ihren künstlichen Dolomiten, den Dörfern, ihren künstlichen Gebirgszügen, den Städten. Jedes Stück Bauland im Urland ist ein abgesondertes Gebiet, dessen Tierwelt größere Verschiedenheiten aufweist als die von Ebene und Bergland, Wald und Heide.

Erdkräfte schufen früher allein an dem Aufbau der Tierwelt; dann half der Mensch dabei mit. Der jüngsten geologischen Schicht, dem Quartär, zwang er eine noch jüngere auf, das Quintär; er schuf ihr ein eigenes Pflanzenbild, die Kultur- und Advenaflora, und eine eigene Tierwelt, die Quintärfauna, zu der sowohl die weite Ferne wie die Nähe beisteuern mußte; er drückte der Natur seinen Stempel auf, schuf sie um.

Der echten Quintärfauna, seiner alten Gefolgschaft, schuf der Mensch von Tag zu Tag bessere Lebensbedingungen; je mehr Häuser, je mehr Gärten, Felder und Wiesen es gibt, um so besser geht es Maus und Ratte, Spatz und Lerche. Die übrige Tierwelt stellt er

aber fortwährend vor eine neue Form des Kampfes um das Dasein. Jahrhundertelang behielt die Kulturschicht Deutschlands im großen und ganzen die alte Form; da änderte der Mensch sie völlig durch die Verkoppelung, die die Einzelbäume und Wäldchen, Hecken und Feldbüsche beseitigte. Nun hieß es für viele Tierarten: „Biegen oder brechen; paß dich an oder stirb!“

Und so wie bei uns, ist es auch in anderen Ländern, anderen Erdteilen; hinter dem Kulturmenschen her zog von alters her eine Gefolgschaft von Säugetieren, Vögeln, Kerbtieren und Schnecken, gar nicht zu gedenken der Schmarotzer an Mensch und Vieh, und wo heute die neue, europäische Kultur die alten Kulturformen umformt oder ausbaut, da bringt sie, soweit es das Klima zuläßt, der alten Gefolgschaft der Menschen eine neue, führt den Spatz in Amerika ein, schleppt die Wanderratte über alle Erdteile, die Kellerschnecke durch alle Breiten, und international, wie er selber, wird auch die Gefolgschaft des Menschen.

Der letzte Hansbur

Das Hausbuch

Johannes Gotthard Georgius soll er heißen,“ sagte der Hansbur.

Den ganzen Sonntag Nachmittag hatte er in der Dönze gesessen und in dem Hausbuche gelesen.

Das war ein altes Buch in Schweinsleder gebunden und mit einem Schlosse aus Messing. Auf der ersten Seite war dieser Spruch zu lesen „De Mensche van ejner Frouwen geboren leuet ejne Korte tidt unde is vull vnrowe“.

Allerlei war darin zu lesen, von Kriegsnöten und Pest, Mord und Brand, von hungrigen Zeiten und fetten Jahren.

Fromme Sprüche waren darin aufgezeichnet und alte Mittel, dem Vieh zu helfen mit Kräutern und Besprechung.

Unterschiedlich war die Handschrift, bald kraus und bunt, bald steif und steil; hier wie gestochen, und da krumm und schief, wie Fuhrentelgen.

Absonderliche Belebnisse standen darin: „Die Wölfe haben so gehecket, dieweil keiner ist, der ihnen zu Leibe gehen kann, daß wir uns deren nicht erwehren können. Gestern sind wieder drei Schafe weniger in den Raben

zurückgekommen, als morgens herausgelassen waren. Das sind siebzehn Stück in diesem Frühjahre."

Hehlmann blätterte um, denn das war es nicht, was er suchte. Aber dieses hier mußte er doch lesen: „Der englische Schweiß geht wieder im Lande um. In Ohldörpe sind letzte Woche bei zwanzig Leute abgestorben, die mehrsten vor dem dritten Tage. In Lichtelohe sind sieben neue Gräber bei der Kirche. Herr, halte deine Hand über uns!"

Hehlmann blätterte zurück; da stand zu lesen: „Des Herrn Wege sind wunderlich. Johann Detel Georg Hehlmann hat uns ein Schreiben zukommen lassen. Zweimal zehn Jahre ist er verschollen gewesen für uns. Er hat mit Bravour gegen die Türken gefochten und ist immer mehr geworden, zuletzt ein hoher General und Anführer über viele Kriegsvölker. Der Kaiser hat ihm große Güter gegeben und einen Grafen aus ihm gemacht, so daß er jetzt Graf Hehlmann von Gollenstedt geheißen wird. Hier hatte er nicht taugen wollen."

Darunter stand: „Ohm Hein sagt, er hat sechs Finger an jeder Hand gehabt und sein Haar ist in zwei Wirbeln gelegen."

Hehlmann sah auf: das war der erste mit Beifingern und mehr als einem Haarwirbel. Der hatte es zu etwas gebracht, aber sein Geschlecht war bald ausgestorben und die Güter waren wieder dem Kaiser zugefallen. Ein Hehlmann hatte darum geklagt; die Herren vom Gericht hatten aber herausgefunden, daß die Verwandtschaft zu weitläufig war.

Der Bauer dachte nach. „Detel soll er nicht heißen," beschloß er bei sich. „Drei Namen haben wir alle. Der

erste ist immer der alte Name, wonach die Bauern solange Hansbur hießen, bis die Regierung befahl, daß sie sich nach einem Beinamen umsehen mußten. Auf den dritten Namen kommt es nicht an, aber auf den zweiten, denn mit dem wurden sie gerufen. Und Detel war kein guter Name."

Er las weiter. „Johann Hinrich Detel" stand da und ein Kreuz dahinter und die Worte: „Der Herr erbarme sich seiner armen Seele."

Weiter stand nichts da, aber mit anderer Schrift war an den Rand geschrieben: „Er hat im Kruge zu Esched im Mai 1711 einen Handelsmann mit dem Messer beim Kartjen erstochen. Am 8. Juni mit dem Schwerte zu Zelle vom Leben zum Tode gebracht. In den Gerichtsakten steht als absonderliches Merkzeichen: Er hatte elifen Finger."

Hehlmann machte die Stirne kraus. Also Hinrich, das ging auch nicht. Und einen neuen Namen wollte er nicht haben für den Jungen.

Er schlug weiter um. Über die Frauennamen las er weg. Aber bei dem einen blieb er doch hängen. „Dorothea Hille Sophia Hehlmann, geb. 13. Mai 1773. Gest. 13. Mai 1813. Sie hat sich weggeschmissen."

Mit roter Tinte stand in zierlicher Schrift am Rande: „Wir wollen keinen Stein auf ihr werfen. Sie soll ausnehmend schön gewesen sein und ist nach vielfachen Fahrten eines achtbaren Mannes ehelich Weib geworden. Gotth. H. Hehlmann, P."

Der Wigelwagel pfiff in den Hofeichen und schrie hinterher ganz unmäßig. Hehlmann war es so, als ob er Detel oder Hinrich schrie.

„Nein, Detel und Hinrich sind keine Namen für meinen Jungen," dachte er, „so scharf und spitz, das hat keine Art. So ein Name, der muß sein, daß er in sich selbst Bestand hat."

Er blätterte wieder weiter. „Johannes Gotthard Hinrich Hehlmann, Pastor zu Lichtelohe. Sein Andenken bleibt ewiglich in Ehren. Er war ein frommer Knecht des Herrn."

Hehlmann nickte. „Gotthard hört sich vortrefflich an, ruhig und sinnig. Das ist ein Name, der einem Manne zu Gesicht steht, wie ein ehrbarer Rock."

Er schlug weiter um: „Johannes Gotthard Antonius. Er war ein Mehrer des Hofes und hat ihn aus den Schulden herausgebracht."

Hehlmanns Augen wurden hell. Es kamen zwei leere Seiten, dann vier Seiten mit frommen Sprüchen und Heilmitteln für das Vieh, und dann stand wieder da: „Johann Gotthard Hermen; ist über achtzig geworden und hatte noch alle Zähne und solche Kraft, daß er das junge Volk bei der Arbeit hinter sich ließ. Er hatte für jedermann einen Rat und ein trostreiches Wort und wurde in allen Nöten des Leibes und der Seele um Hülfe angegangen. Wenn einer, so ruhet er in Abrahams Schoß."

Der Bauer tauchte die Feder ein und schrieb: „Johannes Gotthard", dann besann er sich eine Weile nach einem dritten Namen und schrieb „Georgius", denn so hieß der nächstverwandte Hehlmann, Ohm Jürn, der die Schnucken unter sich hatte.

Hehlmann scharrte Sand von den Dielen, streute ihn auf die Schrift, las noch einmal, was er geschrieben hatte

und sprach vor sich hin: „Johannes Gotthard Georgius", und nach einer Weile: „Gotthard Hehlmann".

Dann schlug er das Buch zu und legte es in die Beilade.

Das Osterfeuer

Göde riefen sie den Jungen, denn Gotthard nahm ihnen zuviel Zeit.

Der Junge wuchs, daß es ein Staat war. Er hatte einen ansehnlichen Vater und seine Mutter war das glattste Mädchen weit und breit gewesen. So war es kein Wunder, daß der Junge rundumher als das schönste Kind galt.

Und gesund war er und kernfest, wie die Eichen auf dem Hofe. Er hatte Licht und Luft und gute Hut, und als seine Mutter mit ihm ging, hatte sie ihre Augen hell und ihr Herz rein gehalten.

Keinmal hatte sie beim Nähen schwarzen Zwirn über den Hals gehängt, nie einen Faden abgebissen, niemals die Leinwand gerissen.

Eins nur machte ihr Sorge: Als sie fühlte, daß sie guter Hoffnung war, war der Viehhändler Seligmann auf den Hof gekommen. Sie hatte ihn nie so recht leiden können. Als er ihr auf so wunderliche Art die Hand gab, sie mit Augen ansah, als hätten sie zusammen Holz gestohlen, und sie schmusternd fragte: „Nun, schöne, junge Frau, hat der Adebar schon geklappert?" da hatte sie den Kopf geschüttelt. Wenn aber eine

Mutter ihr Kind ableugnet, dann bleibt es nicht bei der Wahrheit.

Aber das mochte nur wieder so ein Schnack sein von Mutter Griebsch, die der jungen Frau sagte, was sie tun dürfe und was nicht.

Detta gab auf alle diese Dinge nicht so ganz viel, denn zu oft hatte der Pastor dagegen von der Kanzel geredet; deswegen stellte sie die Wiege aber doch immer fest, wenn das Kind nicht darin lag, damit sie nicht taub hin und her ging und der Junge Kopfweh bekam. Sie sorgte dafür, daß keine jungen Hunde auf dem Hofe waren, und nahm nicht die Schere, wuchsen dem Kinde die Nägel über.

Weil der Junge elf Finger hatte, zog sie ihn durch die Zwille einer jungen Eiche, und als der Finger trotzdem nicht zurückging, band sie ihn mit einem weißen Faden ab und tat den Saft von Jesuwundenkraut darauf, und es blieb nichts zurück, als eine kleine rote Stelle.

Die große bunte Wiege von Eichenholz, die seit 1564 auf dem Hofe war, wurde zu kurz, als Göde ein knappes Jahr alt war, so wuchs der Junge.

Durchschnittlich war er ein freundliches Kind, aber einmal, als seine Mutter sich verjagt hatte, als das Wetter in eine von den großen Eichen schlug und die ganze Deele voll von blauem Feuer war, mußte ihr wohl die Milch hart geworden sein, denn als der Junge trinken wollte, hatte er schnell losgelassen und ganz falsch mit der Hand nach der Brust geschlagen. „Du Untier," hatte die Mutter gesagt, „noch nicht ein Jahr und schon schlägt er zu, wie ein Alter."

Sonst war er aber gutartig, lachte immer und wenn man ihn mitten aus dem Schlafe aufnahm. Er konnte drei Stunden allein liegen und mit seinen Füßen spielen oder lauthals über den Schatten juchen, den seine Hände gegen die Wand warfen. Wenn er einmal ein bißchen weinte, so wie einer mit ihm sprach, gleich lachte er wieder.

Bloß wenn der Bauer vorbeiging, ohne mit ihm zu sprechen oder ihn auf den Am zu nehmen, dann fing er ganz gefährlich an zu schreien, und Hehlmann lachte und sagte: „Eine Stimme hat er, wie ein Bullenkalb."

So blieb er auch; immer war er lustig und nie verzagt. Als er vier Jahre alt war, schnitt er sich zwei Finger bis auf den Knochen durch und kam mit Tränen in den Augen ganz still an und sagte: „Mutter, Lappen ummachen." Mit sieben Jahren griff er den Marder, der in das Tellereisen getreten war, und brachte Marder und Eisen lachend in das Haus, und dabei hatte ihn das Tier durch den Daumennagel gebissen.

Er hatte eine Art mit dem Vieh umzugehen, als wenn er schon ein Kerl von zwanzig Jahren wäre; alles, was auf dem Hofe an Getier war, mußte ihm untertänig sein, aber nie ging er hart damit um, außer, wenn eins nicht so wollte, wie er.

Dann aber wurden seine Augen blank und seine Stimme war wie ein Peitschenklappen, und der Bauer und die Bäuerin sahen sich an, machten enge Lippen und die Mutter rief über den Hof: „Göde, prahl nicht so!"

Ein einziges Mal war der Vater böse zu ihm geworden. Die Kinder hatten sich ein Osterfeuer gemacht

und waren über die Flammen gesprungen, Göde immer vornweg.

Bloß Ludjen Wehmeyer, ein Häuslingsjunge, wollte nicht, denn er war bange. Da war Göde an ihm vorbeigelaufen, hatte ihn an den Ärmel gefaßt und war mit ihm über das Feuer gesprungen, das heißt, nur halb, denn weil Ludjen sich sträubte, fiel Göde, und nun lagen sie alle beide in dem Feuer.

Göde hatte nicht viel abgekriegt, aber Ludjen um so mehr, und als Mutter Wehmeyer auf den Hof kam und dem Bauern die Ohren vollheulte, da hatte Göde abgestritten, daß er schuld sei.

Aber die Lüttjemagd hatte über die Halbetüre gerufen: „Doch hat er schuld, ich hab' es gesehen!"

Der Vater hatte ihn mit in die Dönze genommen und gesagt: „Warum bleibst du mit der Wahrheit hinter dem Busche? Gehört sich das für einen Bauernsohn? Wie kann ich dir glauben, wenn du einmal gelogen hast? Und damit du dir das merkst, gehst du die erste Woche nicht mit in das Bruch."

Im Ruhhorn

Das war ein harter Spruch.

Schön war es auf dem Hofe unter den tausendjährigen Eichen; da flogen die Hirschkäfer um die olmige Eiche, und es sah putzwunderlich aus, wenn sie die kleinen Wagen zogen, die Göde ihnen machte.

In dem alten Burgfried, der im Giebel noch drei Kugellöcher aus der Schwedenzeit aufwies, hatte die

Hauseule ihren Unterstand, und es war rein zum lachen, wenn Göde kam; denn dann machte sie sich ganz lang und wackelte just so wie Zitterfried, der Lumpensammler, wenn er einen Schnaps zuviel hatte.

Unter dem Brennholze wohnten die Heermännken und wenn man sich still verhielt, liefen sie hin und her und brachten ihren Jungen Mäuse.

Im Heidschauer hatte der Zaunkönig sein Nest und machte eine furchtbare Schande, wenn ein Mensch in die Nähe kam.

Dann war da Matz, die Elster, die Göde aufgezogen hatte, die lauter Dummerhaftigkeiten im Kopfe hatte, indem sie bald wie eine Katze machte oder wie ein Habicht schrie, daß die Hunde wie verrückt in ihre Ketten gingen und die Hühner für unklug unter das Holz liefen.

Ein Hauptspaß war es auch, wenn Glocke oder Kiekebusch, die beiden jungen Bracken, die der Bauer für den Förster aufzog, sich mit einem Zaunigel befaßten und sich heiser bellten und so lange in das Untier hineinbissen, daß ihnen der blanke Schaum vor den Schnauzen stand.

Außerdem gab es Ratten und Erdmäuse zu jagen, und das brachte etwas ein, denn für jede gab es vom Vater einen Pfennig. Und hatte Göde zum Rattenpassen keine Lust, dann nahm er das Pusterohr und wartete in der Laube, bis es im Kirschbaume knackte, und es war selten, daß die Tonkugel den Kirschfink nicht zwischen die Zwiebeln warf.

Auch die Katteeker, die aus dem Holze kamen und an die Birnen gingen, hielt Göde mächtig im Schach, und manch einen holte er mit der Pistole herunter.

Aber das alles war doch nichts dagegen, wenn es in die Wildnis ging. Was gab das für ein Peitschenklappen und Prahlen: „Willst du hier, Buntscheck! Zurück, Blöming! Geh zu, Wittkopp! Heraus, Kreih!"

Wenn dann die Kühe vom Wege wollten, so wurden Strom und Pollis und Widu hinterhergeschickt. Dann war Göde auf der Höhe, wenn er drei, vier Jungens, die Hunde und das Vieh unter sich hatte, und alle ihm gehorchen mußten, selbst Hannes, der Bulle, denn wo Gödes lange Peitsche hinkam, da zog es Blasen.

„Wie der Junge das Regieren los hat!" meinte der Bauer, „ich habe das mit vierzehn Jahren noch nicht so gekonnt."

Am liebsten trieb Göde das Vieh in die Ecke des Hehlenbruches, wo die schnelle Bullerbeeke mit der langsamen Wittbeeke zusammenkam, denn da brauchte er nicht so viel aufzupassen, weil das Vieh nicht durch das Wasser ging.

Das Kuhhorn hieß die Gegend und war das schönste Teil von dem ganzen Bruche.

Viel altes Holz stand da auf den hohen Sandbrinken, die vor der Beeke lagen, Eichen und Fuhren und auch etliche Buchenbäume, und Fichten und Birken in Masse, und darunter wuchsen Machangeln, Hülsen und Haseln und wer weiß was alles. Erdbeeren gab es da die schwere Menge und später Bickbeeren, Brombeeren und Kronsbeeren.

Vielerlei Getier lebte da, Hirschböcke, Rehböcke und manchmal auch ein wildes Schwein. Der Habicht baute da und der Rabe und der schwarze Storch, und fast jeden Tag standen Reiher an der Beeke und im großen

Moore gingen die Kraniche auf und ab, klappten mit den Flügeln und bliesen wie Janpeter Luhmann, der Schweinehirt.

Immer war es im Kuhhorn schön, trotz der Mücken und Gnitten und blinden Fliegen und der giftigen Addern. In der Bullerbeeke saßen Forellen, und wer sich darauf verstand, konnte sie leicht kriegen; in der Wittbeeke standen Hechte und wühlten Aale. Göde stellte Setzangeln, wie es ihm Tönnes Tielemann und Hein Gird Grönhagen, die Kleinknechte, beigebracht hatten.

Er ging nicht gern mit den Knechten, denn dann mußte er tun, was die wollten, und das war ihm nicht nach der Mütze; lieber ging er hinter den Kühen, weil er dann allein das Wort hatte.

Aber ab und an, wenn einer von den Kleinknechten eine andere Arbeit hatte, mußte er mit den Pferden zu Bruche, und dann lernte er jedes einzige Mal etwas Neues.

Tönnes war faul und saß schmökend bei seinen Setzangeln, Hein Gird aber stokelte überall herum und bald kam er mit einer Mütze voll Enteneiern an, bald mit einem jungen Reh, und in der Schummerstunde brachte er das dann nach seiner Mutter.

Das dauerte so lange, bis daß der alte Hagelberg, der Förster, sie dabei packte. Da mußten sie alle drei zum Vorsteher, und es gab einen heidenmäßigen Krach, als Göde mit der Sprache herauskam und sagte, daß Tönnes und Hein Gird ganze Mützen voll Enten- und Birkhuhneier und viele Aale und Hechte und Hasen und auch ein junges Reh nach Hause geschleppt hatten.

Kein eines Mal hatte Göde seinen Vater so wild gesehen: „Junge," hatte er gerufen und war ganz rot unter den Augen geworden, „machst du mir solche Schande! Vor dem Vorsteher stehen, wie ein Vagabunde, der an fremder Leute Eigentum gegangen ist! Die Fischerei in den beiden Beeken ist dem Müller und die Jagd ist herrschaftlich. Du kannst heilsfroh sein, daß ich mit dem Droste gut stehe, sonst geht es dir, wie den beiden Unduchten, dem Tönnes und dem Hein Gird: die sind jeder zu zehn Peitschenhieben verdonnert! Wenn sie heute Abend zurückkommen, sag' ihnen, sie sollen dir ihr Achterviertel weisen; da kannst du deine Freude an haben. Und das mit dem Bruche ist nun aus. Vom Montag ab gehst du zum Pastor in die Vormittagsschule. Und die Pistole gib auch her. Das Ding bringt dich bloß auf Dummerhaftigkeiten."

Der Junge war weiß wie eine Wand geworden. Daß er nicht mehr in das Bruch durfte, das war schon schlimm, die Pistole mißte er auch nicht gern, und die Vormittagsschule, davon hielt er erst recht nichts; aber wenn er daran dachte, daß jetzt beim Vorsteher Tönnes und Hein Gird auf der langen Bank lagen und Humpelhinnerk weifte sie mit dem Haselstocke, daß es nur so brummte, da wußte er: wäre es ihm so gegangen, er hätte sich einen Strick gesucht und es gemacht wie Töde Döbke, der Schneider, als er unter das Schnapsverbot kam.

Ganz begossen stahl er sich ab und ging zu Ohm Jürn, der auf der Heide bei den Schnucken stand und an einem Strumpfe knüttete. Der freute sich, als er den Jungen kommen sah, über sein ganzes altes faltiges

Gesicht, das so braun wie Ellernholz war, und hielt ihm eine Rede, eine große Rede für seine Verhältnisse, denn meist sprach er überhaupt nicht, höchstens brummt er so vor sich hin.

„Ja, ja, Junge; laß' den Kopp nicht hängen, Kind, sagte die Kuh, als sie mit dem Kalb durch die Beeke mußte. Ist man alles halb so schlimm. Und die Häuslingsjungen sind schon gar kein Umgang für einen Hoferben."

Das sah Göde denn auch ein, und das Herz tat ihm gar nicht weh, als abends die Jungens mit dem Vieh vom Bruche zurückkamen und lauthals sangen.

Die Grenze

Die Vormittagsschule war lange nicht so schlimm, wie Göde sich das gedacht hatte.

Der alte Pastor Rotermund sah nur von weitem so gefährlich aus, weil er so lang war und so dünn und weil ihm das weiße Haar über den Rockkragen hing.

So ging denn Göde in das Pastorenhaus, obzwar er sich da nicht so fühlte, als wie in der Schule. Einmal wehte da eine andere Luft; auf dem Hansburhofe ging es ja auch sinnig und anständig zu, aber bei dem Pastor war es, als wenn jeden Tag Sonntag war.

Obzwar daß die Frau Pastor eine Bauerntochter war und Schultern hatte, wie ein Mannsbild und meist Beiderwand oder Blauleinen trug und vor keiner Ar-

beit bange war, sie hatte etwas an sich, daß Göde jedesmal rot wurde, wenn er sie sah und den Hut noch einmal so tief abnahm.

Aber die Hauptsache war, daß er hier nicht die erste Violine spielte, wie in der Übermittagsschule bei Lehrer Mackentun. Walter Vodegel, der Sohn vom Doktor aus Ohldorp, nahm es zwar an Kräften mit ihm auf, aber er hatte eine Art, an ihm hinunterzusehen, die Göde für den Tod nicht ausstehen konnte.

Es hatte keine acht Tage gedauert, da waren die beiden aneinandergekommen.

Walter hatte Göde damit aufgezogen, daß er noch nicht einmal wußte, wer Pipin war, denn wenn der alte Mackentun den Jungens Lesen, Schreiben, etwas Rechnen und eine Menge Bibelsprüche und Gesangbuchverse beigebracht hatte, das schien ihm schon reichlich für einen Bauern- oder Häuslingsjungen.

Aus Niedertracht hatte Göde Walter gefragt, wieviel Vieh sein Vater habe, und ihn ausgelacht, als der ärgerlich sagte: „Wir brauchen keins; wir sind keine Mistbauern.“

Da hatte Göde gesagt: „Und wenn der Mistbauer schickt, muß dein Vater ihm für einen Gulden in den Hals kucken oder Mutter Griebsch beim Kinderholen helfen“, und das hatte den Doktorsjungen so falsch gemacht, daß er Göde eins hinter die Ohren schlug.

Göde wurde es heiß und kalt; es war der erste Schlag seit seinem fünften Jahre; es wurde ihm rot vor den Augen und es war, als hielte ihm jemand den Hals zu. So schrecklich sah er aus, daß Walter die Bank zwischen sich und ihn brachte.

Es war aber auch die höchste Zeit, denn Göde, der an einem Stocke geschnippelt hatte, zischte wie eine Adder und stürzte mit dem blanken Messer auf Walter los.

Zum Glück schrie Wolf von Hohenholte, der auch beim Pastor in die Schule ging, laut auf und streckte die Hand vor, sonst hätte es ein Unglück gegeben, denn Göde zitterte an allen Gliedern und der Schweiß stand ihm auf der Stirn.

In diesem Augenblicke stand die Pastorsfrau bei ihnen und sagte: „Kommt mal alle mit!“ Und als sie in der Waschküche standen, fragte sie: „Was war das mit euch? Erzähle mal, Wolf!“ Das war ihr Liebling, weil er immer gelassen blieb.

Da verwies sie Walter und Göde mit ruhigen Worten ihr Benehmen und ließ sich von allen Dreien in die Hand versprechen, daß keiner darüber reden solle. „Mein Pastor regt sich sonst zu sehr darüber auf und bekommt am Ende sein Lungenbluten wieder“, setzte sie hinzu.

Nach der Schule rief sie über den Hausflur: „Komm' mal her, Göde, du kannst deiner lieben Mutter das Nähgarn mitnehmen,“ und als der Junge in der Wohnstube stand, machte sie die Türe zu, legte ihm beide Hände auf die Schulter, sah ihm freundlich in die Augen und sagte:

„Junge, ich glaube, du bist von Herzen gut, aber einen lütjen Satan hast du in dir. Denke bloß, was du hättest anrichten können. Es war sehr häßlich, daß Walter dich schlug, aber das Messer nehmen, mein Kind, das ist denn doch nicht Landesbrauch. Ein tüch-

tiger Junge wehrt sich mit der Faust, wenn es nicht anders geht; besser ist es aber, er läßt den Zorn nicht über sich Herr werden. Hüte dich vor dem Jähzorn, er hat schon einen Hehlmann in das Unglück gestürzt und Schande auf euren Namen gebracht."

Dann legte sie ihm ihren Arm um die Schulter, streichelte ihm die Backen und erzählte ihm die schreckliche Geschichte von Hinrich Hehlmann, der im Jahre 1711 zu der Zeit, als das junge Birkenlaub über die Heide roch, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht wurde, wie es in der Pfarrchronik und in dem Hausbuche vom Hansburhof aufgezeichnet war. Und sie redete so gut mit ihm, daß Göde die Augen überliefen.

Draußen wartete Wolf auf ihn und sagte: „Unter uns bleibt die Sache; ob Walter schweigt, soll mich wundern. Übrigens hätte ich es gerade so gemacht, wie du. Schlagen? Pfui Deubel!"

Dieses eine Wort brachte ihn Göde sehr nahe, dem er bisher etwas albern vorgekommen war, weil Wolf so achtsam auf seine Nägel war und immer einen Abstand zwischen sich und den andern hielt, obzwar jeder wußte, daß der alte Freiherr seine liebe Not und Mühe hatte, sich und seine sieben Kinder mit seiner geringen Pension auf dem kleinen Gute, von dem in schlechten Zeiten die besten Stücke verkauft waren, durchzuschlagen.

Als Müller Prasuhns Christian Wolf mit seiner Armut geneckt hatte, da hatte dieser ruhig gesagt: „Geld ist Dreck. Ich will lieber deutsch hungern als wendisch prahlen," und dann hatte er sich umgedreht und Christian stehen lassen, der ihm mit tückischen

Augen nachsah, denn wenn auch sein Vater stinkereich war, daß er aus dem Wendischen war, hing ihm überall nach, und der ärmste Häusling dünkte sich mehr zu sein, als der reiche Müller.

Da nun Wolf mit Christian seit diesem Tage nie mehr sprach und Walter ihm auch nicht gefiel, so schloß er sich an Göde an, zumal sie beide denselben Weg hatten, denn Hohenholte lag hinter dem Hehlenhof nach Ohlendorp zu.

Und da Wolf immer am Hansburhofe vorbeimußte, so machte es sich von selber, daß er Göde abholte, und als eines Tages ein mächtiges Wetter niederging, nahm er die Einladung der Bäuerin an und blieb zum Mittag da.

Am andern Morgen kam Herr von Hohenholte auf den Hof geritten. Die Bäuerin fütterte gerade das Federvieh, als er aus dem Sattel sprang.

„Guten Morgen, Frau Hehlmann," rief er über den Hof, „Sie sollen auch vielmals bedankt sein, daß Sie gestern meinen Bengel beherbergt und verpflegt haben."

Die Bäuerin schlug errötend in die Hand ein: „O, da nicht für, Herr Rittmeister! Es war uns eine Freude."

Da kam Hehlmann aus dem Stalle, ein Wort gab das andere und der Bauer lud den Freiherrn ein, sich das Vieh anzusehen.

Das Gesicht des Rittmeisters wurde immer länger, als er die Pferde, das Vieh und die Schweine sah. Er sah sich auf dem Hofe um und fragte:

„Wieviel Gebäude stehen hier eigentlich?" denn überall zwischen den Eichen sah man einen Stall, einen Speicher oder Schuppen.

„So alles in allem an fünfundzwanzig", meinte Hehlmann.

„Donnerstag und Freitag", rief der Rittmeister, „und alles wie aus dem Ei gepellt! Und das nennt sich Bauer! Ach ja, wer es auch so hätte. Aber mein seliger Großvater konnte die Finger nicht zusammenhalten, dem gingen die Füchse immer durch."

Hehlmann sah ihn groß an: „Der Besitz allein macht es nicht, Herr Rittmeister, der Name ist auch etwas wert. Wenn die Hohenhölter Herren und andere vom Adel immer alle gute Wirtschafter gewesen wären, dann wären nicht so tüchtige Offiziere daraus geworden und sie hätten nicht dafür sorgen können, daß der Bonaparte zum Teufel gejagt wurde. Das soll ihnen unvergessen sein. Und Hohenholte kann noch einmal wieder werden, was es war."

Da bekam der Rittmeister blanke Augen, und, als der Bauer ihm sagte: „Ja, Herr Rittmeister, ein bißchen frühstücken müssen wir nun wohl; ungebörnt kommt hier keiner vom Hofe", lachte er und nahm an.

Als Göde dem Rittmeister nachher die jungen Besamungen zeigte, sagte dieser: „Junge, du kannst lachen, einen Hof, wie du bekommst, zwölfhundert Morgen und schuldenfrei, das ist ein kleines Königreich. Und kein Deubel hat dir was zu sagen, Herr Freiherr von und zu."

Diese Worte gingen dem Jungen mächtig im Kopfe herum, denn wenn er auch schon seinen Bauernstolz hatte, wie er später einmal dastand, das wurde ihm jetzt erst klar und er sah den Hof und sich nun mit ganz anderen Augen an.

Deshalb hielt er sich von den Lichteloher Jungens immer mehr zurück, denn das ging wie Kraut und Rüben durcheinander, Bauernsohn und Häuslingssohn und ewig gab es Widerworte und Prügeleien, weil einer sich immer besser dünkte als der andere.

Auch mit den Häuslingsjungen gab er sich nicht mehr ab, denn wenn er sie mit Wolf verglich und mit seinen Eltern, dann kamen sie ihm zu minne vor.

Auch als Göde schon aus der Schule war und als Kleinknecht auf dem Hehlenhofe arbeitete und Wolf auf der Militärschule war, blieben die Jungens gute Freunde, und Wolf, der immer so still und so sinnig war, hatte bei dem Bauern einen dicken Stein im Brette.

„Du kannst wohl für Wolf einen Bock ausmachen, er kommt morgen wieder," sagte Hehlmann zu Göde, „aber einen anständigen," setzte er hinzu, als er sah, daß der Junge dunkele Augen bekam. „Weißt du einen?"

„Gewiß," sagte Göde und überlegte schnell. Der beste Bock ging am Totenort, aber den wollte er selber schießen. „Im Brammelkampe geht ein guter Sechser; er steht bei westlichem Winde schon bei hellichtem Tage draußen," sagte er.

„Na, dann kannst du Wolf führen," befahl der Bauer.

Drei Tage später gingen Wolf und Göde mit Tange, der hirschroten Teckelhündin, los.

Als sie bei den alten Heidenbrinken waren, die rund um den Brammelkamp lagen, und sich bei einem breiten Machangelbusche angesetzt hatten, dauerte es

nicht lange, und das Schmalreh trat aus der Fuhrendickung und gleich darauf der Bock.

Der gelbe Neid stieg Göde in den Hals, als er sah, wie Wolf den Hahn überzog und das Zündhütchen aufsetzte, und es kam ihm in den Sinn, den Bock fortzuwinken.

Aber da krachte es schon, der Bock machte kehrt und floh in die Dickung zurück.

Den Hohenhölter schüttelte nachträglich das Jagdfieber, zumal er meinte, daß er daneben gehauen hätte. Aber Göde tröstete ihn: „Er hat die Kugel Blatt; er hat gut gezeichnet. Wir wollen ihn erst krank werden lassen und dann soll Tange ihn arbeiten."

So vesperten die Jungens denn über den Daumen und als eine Stunde um war, wurde Tange zur Fährte gelegt. Sie führte die Jungens durch die Dickung, über die hohe Heide bis an die Ohlendorper Grenze.

Am Grenzgraben machte Göde einen langen Hals und dann rief er: „Da liegt er!"

So war es; zehn Schritt über den Graben lag der Bock vor einer rauhen Fuhre.

„Halt den Hund," rief Göde, „ich will ihn holen."

Doch Wolf wehrte ab: „Mensch, doch nicht über den Grenzgraben!"

Der andere sah ihn verwundert an: „Die paar Schritt? Und es ist doch unser Bock! Und dann ist ja auch kein Mensch hier, der uns sieht, und überhaupt, die Ohlendörper, die nehmen es schon gar nicht so genau mit der Grenze."

Aber Wolf wollte mit Gewalt nicht, sondern ging nach Ohlendorp und kam mit dem Vollmeier Hohls

zurück, der sich erst einen Augenblick besann, dann aber Wolf das Gehörn gab.

Als Göde dem Vater die Sache erzählte und meinte, Wolf sei ein bißchen dumm gewesen, sah ihn Hehlmann ernst an und sagte: „Er hat getan, was recht und billig ist. Grenze ist Grenze. Wie sollte es wohl auf der Welt werden, wenn einer des anderen Eigentum nicht achtet!"

Und dabei dachte er an seinen Vater, den es das Leben gekostet hatte, weil er das Grenzrecht nicht gewahrt hatte.

Es lag ihm auf der Zunge, Göde die Geschichte zu erzählen, aber er konnte es nicht, da es sich um seinen eigenen Vater handelte.

Unter dem Schornsteinkleid

Der Nordwest trieb den Schnee in ganzen Wolken über das Ammerland, deckte die Wintersaat zu, versteckte die alten, bemoosten Strohdächer und strich die Wallhecken aus der Landschaft fort.

Als der Wind einmal etwas verschnaufte, wagte sich die Sonne heraus. Die dicke diesige Schneeluft machte es ihr schwer, aber schließlich gelang es ihr doch, und eine Viertelstunde lang strahlte das ganze Land in goldrotem Lichte, bis der Sturm von neuem Schneemassen vor sich hertrieb und die Sonne zu Bett brachte.

Ich war rund um das Zwischenahner Meer gegangen und fühlte, daß ich hungrig und müde war. So war ich froh, als ein Wirtshausschild unter einem spitzen Giebel zur Einkehr einlud. Der Sturm riß mir die Türe aus der Hand und warf sie so hinter mir zu, daß das ganze Haus donnerte, aber zuvor gab er mir noch eine Ladung Schnee mit auf den Weg, die bis in das Herdfeuer hineinflog.

Ich bot die Tageszeit, klopfte mir den Schnee ab und ging an den Herd, um den die Bauern, die da saßen und sich die Füße an der Torfglut wärmten, ihre Binsenstühle zusammenrückten, um mir Platz zu machen. „Binnen is't beeter as buten", sagte ich. Sie nickten alle. Der nächste Gast, ein baumlanger Schlachter, sagte

dasselbe, und der folgende, ein Fischhändler, auch, und der alte Bauer mit dem verhutzelten Gesicht, der darauf eintrat, nicht minder. Jeder ließ sich zuerst einen Klaren geben, kippte ihn hinab und goß die Neige in das Feuer, das sich mit einer langen, himmelblauen Stichflamme dafür bedankte.

Ich hatte mir Heet und Söt bestellt. Die Haustochter langte einen Zinnkrug von der Wand, zapfte ihn voll Dünnbier und stellte ihn an die glimmenden Törfe zu meinen Füßen. Nach einer Weile, als das Bier fast heiß war, warf sie eine Handvoll Stückzucker in ein Glas, goß aus meinem Kruge heißes Bier darüber und wieder zurück, und tat das so lange, bis der Zucker aufgelöst war. Dann kredenzte sie mir mit einem freundlichen Worte das Glas und stellte den Krug wieder neben das Feuer.

Ich sah den roten Funken zu, die alle zuerst um den schwarzen Kesselhaken herumsprangen, bis sie unter dem roten Schornsteinkleide verschwanden, unter dem einige Dutzend angeräucherte Heringe in Reih und Glied hingen. Ich riß zwei davon, die sich schon trocken genug anfühlten, ab, langte mir die Heringspfanne von der Feuerwand, legte die Fische darauf und hielt sie so dicht über den brennenden Torf, daß die Flammen um sie herumschlugen. Sie knisterten erst, dann prasselten sie, und fortwährend tropfte ihr Fett in das Feuer, das dann jedesmal mit roten Zungen an dem Kesselhaken entlang leckte. Als die Bäuche der Heringe auseinanderklafften, sagte ich: „Es wird ihnen zu heiß; sie knöpfen all den Rock auf." Die Bauern lachten und sahen zu, wie ich nach der Väter Weise die Heringe aus

der Hand aß und die fettigen Finger an den Schneestrümpfen abwischte.

Nach acht Tagen kam ich wieder, und nach einer Woche noch einmal, und von da ab einen um den andern Tag. Mir fehlte etwas, wenn ich nicht dreimal in der Woche unter dem Schornsteinkleide saß, mein Warmbier trank und meine Heringe aß. Aber nicht das Bier und die Fische waren es, die mich dahin zogen, das Feuer war es und die Menschen, deren Gesichter es beschien. Sie waren nicht sehr mitteilsam, weder die Wirtsleute noch die Bauern, und was da gesprochen wurde, das war immer dasselbe: die Schweinepreise, Nachbars kranke Kuh, der hohe Grundwasserstand, der durchgebrannte Müller, der Verlauf des letzten Danzefestes, die Konfirmation, und oft saß man eine geschlagene Stunde da und keiner tat den Mund auf. Aber das hatte man auch nicht nötig, sitzt man am offenen Feuer. Eines Spätnachmittags, als ich als einziger Gast so dasaß, die Schmierstiefel auf den eisernen Herdreifen stützte und den bleichen Flammen und den roten Funken zusah, während mir gegenüber, von der Abendsonne beschienen, die Haustochter saß und strickte, sagte ich: „Wenn man hier so sitzt, Annie, kommt man sich vor, als wenn man weiter nichts zu tun braucht." Das junge Mädchen nickte, sah in die Glut und erwiderte: „Ja, Feuer ist Gesellschaft."

Sie hatte den Nagel auf den Kopf getroffen; Feuer ist Gesellschaft, wie rinnendes Wasser und wogendes Korn. Die drei wissen so viel, können so viel erzählen, aber das meiste weiß doch das offene Feuer, trotzdem daß es die leiseste Sprache redet. Uralte Geschichten

weiß es, die die Menschen längst vergaßen. Geschichten aus den Zeiten, da Wode noch geehrt wurde und Frigga, da noch der Grauhund im Moore das Elchkalb riß und der Adler in der Seebucht die Wildgans schlug. Die meisten Leute überhörten das leise Flüstern des Feuers, aber dann und wann war doch ein Mädchen da, eine von den stillen mit den verträumten Augen, die dem Flüstern des Feuers zuhörte; sie verstand nicht alles, was es erzählte, und manches deutete sie falsch, und das meiste vergaß sie hinterher, als sie Frau und Mutter wurde, über der unablässigen Arbeit, aber späterhin, als sie graue Haare hatte und Enkelkinder auf dem Schoße schaukelte, da fiel ihr ein Teil von dem ein, was ihr das Torffeuer einst zugeflüstert hatte, und sie erzählte den Kindeskindern, die ihre Knie umstanden, von dem Hellwegreiter und seinem Grauschimmel, von der weißen Frau und der goldenen Wiege, von dem Manne mit der roten Feuerhand, dem ewigen Fuhrmann, der auf der Heide geht, und der toten Spinnerin, die im Bruche die Hütejungen erschreckt.

Eines Abends ging es lustig vor der Feuerwand her. Es war am Samstag; die Schlachtergesellen von der Wurstfabrik hatten dicke Taschen und gaben eine Runde Grog nach der andern aus, und wenn Tjade Henke Grog trank, dann mußte er singen. Er war schon dicht an die Siebzig heran und man sah es seiner schlottrigen Gestalt und seinem aus lauter großen und kleinen Falten zusammengesetzten Gesichte nicht an, daß er in seinen jungen Jahren ein Dollhund und Tausenddeuwel gewesen war: auf allen Meeren der Erde hatte ihm der Wind um die Ohren gepfiffen, und es war kein

Erdteil, den er nicht kannte. Nun war er alt und grau, hatte einen krummen Rücken und Finger, die die Gicht verbogen hatte, aber in seinen abgebleichten Augen war noch viel Jugend, sein Herz war ebenso frisch wie zu der Zeit, da er noch den Südwester auf dem blonden Haare trug und seine Stimme nahm es mit denen aller Jungkerle auf. Erst zierte er sich, als es hieß: „To, Tjade, sing eins!“ Aber als er auftaute, ging es los und klar schallte seine helle Stimme durch das Fleet. Er sang: „Zu Charlottenburg im Schlosse, in dem düstern Fichtenhain“, und alle sangen den Endreim des Liedes mit. Und dann kam das Brummelbeerlied, und „Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt, worinnen ein Soldat“, der verliebte Jägersmann und die Räuberbraut, „Köln am Rhein, du schönes Städtchen“, „Die Reise nach Jütland“, „An der Weichsel gegen Osten“, die lustigen Braunschweiger und des Königs deutsche Legion.

Es war stockfinster als ich nach Hause ging. Der Wind schlug mir den Jagdmantel um die Beine, der Regen stob mir nur so in das Gesicht, und wo ich hintrat, trat ich weich und naß. Aber trotz alledem war ich frohgemut; ich hatte einen schönen Abend verlebt bei Warmbier und Bratheringen, einen schöneren, als hätte es französischen Schaumwein und sieben Gänge gegeben und als hätte statt Henkes Tjade irgendeine Sängerin für die Unterhaltung nach Tische gesorgt. Ich dachte an so manchen ähnlichen Abend, den ich auf solche Art verlebt hatte, wenn ich Büchse und Rucksack an die Wand gehängt hatte und mir am offenen Feuer die Füße wärmte. An die alte Wirtschaft am sandigen

Ufer der Ems dachte ich, wo die beiden Töchter, rosenrot und weiß im Gesicht und mit Haaren, so gelb wie Haferstroh, mit ihren hellen Stimmen so wunderschöne alte Lieder sangen, und wie das saure Altbier gezischt hatte, wenn ich den glühenden Schürhaken hineinstieß, um es anzuwärmen, während aus der Ecke neben der hohen Kastenuhr das rauhe Schnarchen des Altvaters kam, der im Backenstuhle eingenickt war. Dann wieder fiel mir das Fleet in dem Einzelhofe in der Lüneburger Heide ein, in dem ich so oft am offenen Feuer gesessen und die unheimlichen Schatten betrachtet hatte, die die gewaltigen Pferdeköpfe des Herdrahmens gegen die Wand warfen, während die goldenen Funken gegen den silbern glänzenden Rußbelag des Rauchfanges sprangen. Dann klang draußen ein helles Lachen, der Schnee brauste, die Halbetür ging auf, und ein Mädchen, das Tuch fest um Kopf und Brust gewickelt, das Spinnrad in den verfrorenen Händen, kam herein, hinter ihr, etwas verlegen lächelnd, ihr Schatz, und wieder ein Paar und noch eins, bis das Fleet voll war.

Der Mond riß ein Loch in die schwarzen Wolken und machte aus der aufgeweichten Landstraße einen silbern schimmernden Märchenweg, zu dessen beiden Seiten die Kiefern standen, unwillig die Köpfe schüttelten, weil der Wind ihnen ihre schwarzen Locken etwas zu grob kämmte, und ab und zu „Au!“ und „Uih!“ schrien, machte er es gar zu arg. An der Straße starrte gespenstig der hohe Giebel eines Bauernhauses aus seinem Hausbusche. Die große Türe stand offen; rot funkelte das Feuer, in dessen Mitte gespenstig der Kesselhaken mit dem Kessel hing, während vor ihm

eine dunkle Frauengestalt sich hin und her bewegte, die bei ihrer Arbeit ein Lied sang, das der Wind stückweise zu mir hertrug. Wie ein leibhaftiges Märchen war das, das alte Haus, das breite Tor, das rote Feuer, die dunkle Gestalt und das helle Lied. Ich ging weiter und dachte, wie arm wohl wir wären an Liedern und Märchen, hätten wir das offene Feuer nicht gehabt, sondern von jeher Öfen, geschlossene Feuerstätten, die das Herz nicht erwärmen und die Seele frieren lassen, die keinen warmen Schein auf stille Gesichter werfen, nicht mit roten Funken die Augen himmelan führen, neben denen kein Spinnrad schnurrt und vor denen keine schwarze Katze mit grünen Augen liegt und in die Glut blinzelt. Und weil wir kein offenes Herdfeuer mehr haben, dessen lebendige Glut eine bessere Wärme gibt, denn die eingesperrten Flammen der eisernen Öfen, darum verlernten wir es, Lieder herauszuhören aus dem Flüstern der Flammen und den Funken die Märchen abzuhorchen.

Am nächsten Tage hatte das Wetter sich gewendet. Die Sonne schien hell und warm, der Wind ging sachte und der erste Fink schlug. Als die Sonne schon tiefer stand, stemmte ich wieder die Stiefelsohlen gegen den Herdreifen. Der rote Schein der Abendsonne fiel rechts von mir durch das Fenster, von links kam das kalte Licht des Tages, und von der Diele her die graue Dämmerung. So saß ich zwischen dreierlei Licht und freute mich, was sie aus dem Fleet machten, aus den blauweißen, mit gelben Messingknöpfen gezierten Fliesen der Feuerwand, aus den Zinnkannen und Kupferkesseln in dem Wandbörd, aus den Gläsern und

Flaschen auf der Tonbank, und ich fand, daß draußen das Land, die grüne Saat mit den letzten Schneestreifen, überschnitten von den Baumkronen des Grasgartens, von hier aus viel feiner aussah und mehr zum Herzen sprach, als von der Landstraße aus. Als dann die Amsel ihr Abendlied sang, als der hohe Machangelbusch vor dem Fenster im Scheidelicht der Sonne aufglühte und die Kätzchen des Haselstrauches zu reinem Golde wurden, da wußte ich mit einem Male, warum die Lieder, die Henkes Tjade gesungen hatte, so süße Weisen hatten, weshalb darin so viel Licht und so viel Schatten war: bei dreierlei Licht waren sie entstanden, und um die Ulenflucht, wenn Sonnenlicht und Herdglut sich darum streiten, wer das meiste zu sagen hat.

Krähen flogen laut quarrend über das Haus fort, ihrem Schlafwald zustrebend. Die Schneestreifen draußen verloren ihren Rosenschimmer, die junge Saat büßte ihren warmen Ton ein, schwarzes Gewölk schob sich am Himmel entlang. Das Käuzchen rief vom Stallgiebel, eine Katze quarrte sehnsüchtig. Der Torfhaufen fiel zusammen; weiße Ascheflocken stoben umher. Annie holte frischen Torf, scharrte mit der Feuerzange die glimmenden Brocken beiseite, baute Torf um Torf zum Ringe, tat die Glut darauf und fegte den Herd blank. Die drei Bauern, die mit mir um das Feuer saßen, sahen ihr so genau zu, als hätten sie noch nie gesehen, wie Feuer angelegt wird, und ich auch. Es gibt Verrichtungen, die wir jeden Tag sehen können, ohne daß sie uns gleichgültig werden. Der Mann, der da gräbt oder sät oder pflügt oder mäht oder den Baum fällt, das Mädchen, das das Vieh füttert, die Kuh

melkt, spinnt oder webt, der Schmied an seiner Esse, der Zimmermann mit der Axt und der Maurer mit der Kelle, und haben wir es tausendmal gesehen, wir sehen es zum tausendundeinten Male und es fesselt uns im Grunde mehr als die ausgeklügeltste Schauspielkunst und der gerissenste Kniff des Jongleurs im Varietätentheater. Denn das Notwendige, das Nützliche, das Alltägliche, das ist und bleibt doch immer dasjenige, was am meisten zu uns redet, und das, was am meisten zu uns spricht, das rührt auch am stärksten unser Herz, bis es singt und klingt. Deshalb wissen unsere schönsten Volkslieder auch nichts Außergewöhnliches zu berichten; von Dingen, die sich jeden Tag begeben, singen sie, von Jedermannslust und Alltagsleid, und gerade darum finden sie so zarte Worte und so weiche Weisen.

Eine ganze Weile hatte das Feuer verstohlen geglommen; mit einem Ruck schlugen die Flammen durch, und jäh wirbelte der graue Rauch empor. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte hinter ihm hersehen, wie er sich zwischen den silbern glänzenden Heringen durchdrängte und an den schwarzen Schornsteinwänden sich entlang kräuselnd verschwand und dahin stieg, wo auf dunkelblauem Grunde die goldenen Sterne standen. Nur wenige waren es, die ich von meinem Platze aus sah, aber viel mehr wirkten sie, als die unzähligen Gestirne, die ich zu sehen bekam, als ich die Landstraße entlang ging. Aber da war auch kein rotes Herdfeuer, dessen grauer Rauch meine Blicke zu ihnen führte; da unten auf der Straße war ich, und da oben, in unausdenkbarer Ferne, blinzelten die Sterne, und nichts verband mich mit ihnen als ein kärgliches Stück dürren

Wissens, aus kalten Zahlen mühsam hergestellt. Und da ging mir alles Glaubens Urgrund auf. Nicht im dunkelen Walde oder auf der weiten Heide, nicht auf der lauten See und in der stummen Steppe blühte er auf, er keimte an der roten Glut des Herdfeuers, wo goldene Funken und bleicher Rauch die Augen aufwärts leiteten und ihnen ein kleines, begrenztes Stückchen Himmel wiesen, der den Menschen nicht blendete und schreckte, sondern ihm als sein Eigentum dünkte, erreichbar durch den Glauben an einen Gott, der jenseits der Wolken thront. Gespensterglauben und Dämonenfurcht lehrten Urwald und Steppe den Jäger und Wanderhirten; Gottesglauben aber entstand in dem Menschen erst, als er als Bauer vor dem Herdfeuer saß.

Ein glühender Funken stahl sich zwischen den schwarzen Torfstücken hervor, fuhr empor, besann sich, bog seitwärts ab, und ehe er in der Esse verschwand, kreuzte seine Bahn ein anderer. Ihnen machten es immer mehr nach, seltsame rote Runen durch die Dunkelheit ziehend. Kreuze bildeten sie in ihrem hastigen Fluge, goldene Kreuze, deren Enden zu Haken gebogen waren, jene Zeichen, die der Bauer einst so gern, kunstvoll verziert und auf mannigfache Art geformt, rechts und links von dem Hausspruche in den Balken über der Missentür einmeißelte. So wies ihm nicht nur das Herdfeuer den Weg zum Jenseits, es half ihm auch dazu, sein Leben zu verschönern, indem er den Geräten, die um ihn waren, einen Schmuck gab, der eine verborgene Bedeutung hatte und einen geheimen Sinn. Die überklugen Leute, die mit dem Gehirn denken und

nicht mit der Seele fühlen gelernt haben, ergehen sich in gelehrten Tüfteleien über die Zierformen des bäuerlichen Urväterhausrates; klappten sie ihre Bücher zu und setzten sich an das Herdfeuer, um aus Funkenflug und Rauchringeln zu lernen, sie täten besser. Aber sie wohnen in den großen Städten, und wenn sie auf das Land gehen, vergessen sie die Brillen abzusetzen.

Auch ich bin jetzt wieder in der großen Stadt zwischen steinernen Mauern, Geleisen und Drähten. Sie schreit mir die Ohren voll von früh bis spät, hält mir auf Schritt und Tritt Tand über Tand vor die Augen, aber sie sagt mir nichts und schenkt mir erst recht nichts. Schöne Gesichter sehe ich, bedeutenden Menschen begegne ich; aber sobald sie vorüber sind, vergesse ich sie. Die Anlagen prangen mit Blumen, aber ihre Pracht läßt mein Herz kalt. Ich sehe lustige und ernste Dinge, aber ich achte nicht darauf. Wenn ich aber der Stunden gedenke, die ich unter dem Schornsteinkleide des Dorfkruges im Ammerlande verbrachte, und die vergangen sind wie die Funken, die aus der Glut sprangen, und zerflogen, wie der Rauch, der in die Esse stieg, dann wundere ich mich, wie lebendig alles das, was ich dort erlebte, in mir geblieben ist. Da sitzt der alte Fischhändler, hält die gichtigen Hände über die Glut und lacht hell auf, wie die Katze einen Funken am Balge fühlt und schleunigst Reißaus nimmt. Da steht ein Blondzöpfchen mit blau gefrorenen Fingern vor der Tonbank, läßt sich von Annie die Tüte mit Reis in den Korb legen und lacht glücklich über das Zuckerwerk, das es als Zugabe bekommt. Ich höre, wie die Magd, die draußen das Butterfaß scheuert, singt:

„Wenn grün die Eichen stehn auf ihren Fluren, wenn alles sich der schönen Schöpfung freut“, klingt es her zu mir.

Alles sehe ich; den Kugelfußtisch hinter mir, die Schinken und Speckseiten und Würste über mir, die Netze mit Zwiebeln daneben und die Beutel aus buntem Kattun, mit Bohnen und Erbsen gefüllt, neben ihnen hängend, sogar die Zigarrenkisten über dem Schornsteinkleide und die Schwänze der Heringe, die darunter sichtbar werden, den Machangelbusch vor der Tür und daneben den Haselstrauch, über und über mit Gold behangen, und zwischen seinen Zweigen wechseln sich hinter dem alten Lattenzaun die grüne Saat mit dem braunen Acker ab, durch schmale Schneestreifen geschieden.

Und ich höre den Torf knistern und sehe die Funken springen und die Asche stieben, und mir ist zumute, als säße ich da, vornübergebückt, und sähe zwischen den Spitzen meiner Stiefel durch auf das alte, ewig neue Spiel, das die Flammen mit den Törfen treiben, und lauschte ihrem leisen Geflüster und horche auf die heimliche Kunde, die ich zwischen Winter und Frühling vernahm an den Abenden, die ich verbrachte unter dem Schornsteinkleid.

Die Furt

Die Hitze ist heute überall; die Luft flackert sichtbarlich über den Heidbergen.

Ich bin der Pürsche müde. Hier ist Schatten und weiches Moos, aber zuviel Geschmeiß singt und summt um mich her. Bei der Furt wird es kühler sein; ich wollte, ich wäre dort.

Wo bin ich gewesen? In einer weiten, hohen Kirche; rote Pfeiler trugen ein grün dämmerndes Gewölbe; Kerzenlicht flimmerte, Weihrauchduft wogte, dumpf klang eine Litanei. Aus dem Altarschreine lächelte die Madonna. Sie trug ein weißes Kopftuch, ein rotes Leibchen und einen blauen Rock. Ihr Gesicht war jung und lieblich, ihre Augen waren groß und gut. Sie lächelte und stieg aus dem Schreine heraus und wandelte leichtfüßig durch die Kirche.

Ich sehe den gelben Sandweg entlang, zu dessen Seiten sich die roten Fuhrenstämme erheben und in ein grün dämmerndes Gewölbe verlaufen. Helle Lichter spielen zwischen den Stämmen, schwerer Kienduft wogt, wie Priestergemurmel tönt es in der Runde. Dort, wo der Weg zwischen den schwarzen Machangeln bei dem Anberge verschwindet, kommt ein Mädchen her; sie trägt den weißen Flutthut, das rote Leibchen

und den blauen Rock, wie alle Mädchen hierzulande. Leicht geht sie dahin; ihre nackten Füße wirbeln goldenen Staub auf. Ihr Gesicht ist jung und lieblich und ihre Augen sind groß und gut. Ihre Wangen blühen wie Rosen und ihre Arme sind reizend anzusehen. Ein Hauch von Frische weht hinter ihr her, wie er an der Furt geht, gesättigt von dem grünen Dufte des Erlenlaubes und dem bunten Geruche der Wiesenblumen, und reißt mich aus dem Moose und den Sandweg entlang durch das Vorholz über die Heide zu dem Bache hin, in dem der Weg untertaucht und am andern Ufer in der Wiese wieder heraussteigt.

Wie eine Laube wölben sich die Erlen zusammen und verweben ihr Laub mit dem Himmelsblau; zwischen ihren schimmernden Stämmen ist die lachende Wiese sichtbar. In den Uferbuchten schweben die leuchtenden Blumen der Wasserlilien, die nur einen Tag leben. Vor der weißen Sandbank ist eine Insel von dunklem Wasserkraut, auf der viele helle Blüten zittern.

Das Wasser ist klar und sein Grund ist rein; langbeinige Wasserwanzen werfen gespenstige Schatten darauf. Die Brombeerblüten beschauen sich lächelnd in der grünen Flut, und der Königsfarn bewundert sein stolzes Laub. Der Uferbord trägt einen Schuppenpanzer von Lebermoos, und darunter wallen und winken die rosenroten Wasserwurzeln der Erlen.

Ich lehne faul an dem moosigen Erlenstumpfe, kühle die Füße im Wasser, blicke dem Tabaksdampfe nach, der stetig über den Bach hinzieht und die blitzenden Fliegen verjagt, und sehe den zarten Wasserjung-

fern zu, die um das lachende Laub des Königsfarns flattern.

Wo bin ich wieder gewesen? Dort, wo die Blumen ewig blühen, wo keine Sense das grüne Gras zerschneidet, wo kein Nordost das Laub entfärbt und edelsteinfarbene Vögel aus den Büschen leuchten, wo es keine bitteren Gedanken gibt, die über süßen Wünschen schweben wie düstere Fliegen über lichten Blumen, in dem Land ohne Tod und Sünde, auf dem Eiland Avalun. Funkelt dort nicht der Vogel in den Edelsteinfarben? Wenn er das Köpfchen dreht, sprühen bunte Blitze um ihn her. Und ein Falter weht über den Bach, Morgenrotsonne auf den Schwingen, und ein Ruf ertönt wie eine silberne Glocke, und ein Vogellied perlt aus dem Laube, so süß wie die Liebe, süße junge Liebe im Maienlande Avalun, in dem die Menschen lachen und küssen, bis sie wie müde Blumen vergehen.

Hier ist Avalun. Über mir ist ein Baldachin aus grüner und blauer Seide über einem Teppich, flammend von Farben. Ich bin der König von Avalun. Wenn ich lache, wiegen sich die goldenen und silbernen Blumen fröhlich über dem Wasser. Hier ist es goldig und da silbern, dort rot und drüben blau. Es ist ein wunderbares Wasser, das Wasser von Avalun; es heilt die Wunden des Herzens und kühlt die Wünsche der Seele; es ist aus reinem Tau gebildet und ohne Fehl und Falsch.

Ein heller Pfiff ruft mich zurück; ein blauer Pfeil mit smaragdener Spitze fliegt über den Bach. Der Eisvogel, der Gleißvogel ist es, und kein Vogel aus dem Lande, in dem meine Seele war, der Blumeninsel, um

die der Sehnsucht perlgraue Wellen schluchzen. Meine Seele ist wieder in meinen Händen. Neben mir liegt die dreiläufige Waffe und das scharfe Glas. Alle Blumen tragen wieder kalte Namen und für jegliches Wesen weiß ich das trockene Wort.

Vogel mit der abendrotfarbigen Brust, sing mir dein tautropfenklares Silberlied. Und singe es noch einmal, und singe es abermals, bis ich still wie das Wasser bin und ruhig wie die Lilienblüte; so still soll es in mir sein, daß ich meines Blutes Klingen lauschen kann und dem Atemholen des Windes, der in dem Walde schläft. Sing, Vogel, singe dein süßes Abendlied, daß mir die Augen wieder zufallen und meiner Gedanken Umrisse zu weichen Traumgestalten verdämmern, singe mir das silberne Lied vom goldenen Avalun.

Ich grüße dich, Königin von Avalun; so schön bist du, daß deine Schönheit hüllenlos sich zeigen darf. Die Sonne verweilt, um deine schlanken Glieder zu liebkosen, die Welle zögert, weil sie deine Füße küssen muß, und der Wind hält den Atem an, so erschrak er vor deiner Schönheit. Dich grüßt der silberne Liebesstern über dem fernen Walde, dir leuchtet der goldene Wurm im tauigen Moose, dir zur Ehre duften die Blumen so süß. Du bist so schön, daß kein Dichter es sagen kann; deine Schönheit ist wie ein goldenes Gitter, das unreine Blicke blendet, und deine Augen sind Schilde, an denen freche Wünsche abprallen.

Ein gellendes Lachen klirrt durch das sanfte Schweigen. Wer wagt solches Lachen in Avalun? Du, nachtschwarzer Vogel mit der giftroten Flamme auf dem Scheitel, du lachst mich fort aus dem Märchenland?

Lache noch einmal, und ich hebe die Hand und krümme den Finger, und im Sande mußt du verbluten. Und auch du hüte dich, kreisender Weih, und fürchte meinen Zorn; allzu höhnisch klingt deine Stimme. Was habe ich euch getan, daß ihr meine Träume erschreckt, so daß sie mit bleichen Gesichtern in schwarze Wälder fliehen?

Eine heiße Flamme schlägt mir in das Gesicht, Dunkelheit umspielt meine Augen, und meine Brust wird zu eng für das Herz. Dort unten, vor der grünen und goldigen Wand, steht in dem blausilbernen Wasser sichtbarlich und leibhaft, rot von der Sonne beschienen, ein nacktes Weib, läßt aus den hohlen Händen das Wasser über ihre schmalen Schultern rieseln und streut schimmernde Strahlen über ihren schlanken Leib. Die Welle zögert zu ihren Füßen, und der leise Wind, der von der Wiese kommt, hält erschrocken den Atem an. Die silbernen und goldenen Blumen grüßen sie, und das Rotkehlchen singt ein Lied zu ihrem Preise.

Mein Glas liegt neben mir; als ich es sah, sprang mir das Blut wieder in das Gesicht. Das Bild, das ich sehe, ist schön wie ein Traum: die schlanke, helle, im Sonnenlicht rosig leuchtende Gestalt in dem blitzenden Wasser vor der grünen Wand; aber ich wollte, ich wäre weit fort von hier. Doch hinter mir verschränken die Erlen ihr Astwerk.

Die Ellritzen spielen um meine Knöchel; weiße Falter wehen über die bunte Wiese hin wie stille Gedanken durch laute Stunden. Vom Walde klingt des Taubers Ruf; das tiefe Schluchzen des Sturmes ist darin; das

bange Weinen des Windes. Voll tiefer Zärtlichkeit und heißer Sehnsucht ist der Ruf, ein Lied ohne Worte, das alles sagt.

Ein goldenes Lilienblütenblatt treibt den Bach hinab und nimmt meine Augen mit. Verschwunden ist die rosenrote Gestalt unter dem grünen Baldachin, für immer verschwunden.

Aber ich war in Avalun.

Das ferne Land

Und das ist offenbar:
Ich weiß ein Land, in dem ich niemals war;
Da fließt ein Wasser, das ist silberklar.
Da blühen Blumen, deren Duft ist rein
Und ihre Farben sind so zart und fein,
So zart und fein, wie sonst am Himmel nur
Der Abendröte allerletzte Spur
An hellen Abenden im jungen Mai
Beim allerersten fernen Eulenschrei.

Auch singt ein Vogel in dem fernen Land,
Er singt ein Lied, das ist mir unbekannt;
Ich hört' es nie und weiß doch, wie es klingt
Und weiß es auch, was mir der Vogel singt;
Das Leben singt er, und er singt den Tod,
Die höchste Wonne und die tiefste Not,
Jedwede Lust und jeglich Herzeleid,
Die Lust der Zeit, das Weh der Ewigkeit.

Ich kenn' das Land und weiß nicht, wo es liegt,
Und weiß es nicht, wohin der Vogel fliegt,
Und hörte von dem Bach das Rauschen kaum,
Der Blumen Duft empfand ich nur im Traum;
Im Traume nur sind einst sie mir erblüht,
Im Traum nur hörte ich des Vogels Lied,
Das Lied vom Leben und das Lied vom Tod,
Das Lied der Wonne und das Lied der Not.

Erreiche ich das ferne, fremde Land,
Dann blüht das Lebensmal in meiner Hand;
Wenn nicht, dann sang der Vogel nur von Tod,
Sang mir ein Leben, bitter und voll Not;
Du weißt den Weg nach jenem Land; sag ja!
Dann ist das ferne, fremde Land so nah,
Dann singt der Vogel nimmermehr von Tod
Und Not; dann blühen alle Blumen rot, so rot,
So rosenrot.

Das Osterfeuer

Über die Haide ging ich, die Haide so weit und so breit,
Mürrische Worte raunte ins Ohr mir die Einsamkeit.

Raunte von toten Zeiten, da hier noch der Urstier zog,
Über dem Bruche der Adler himmelhoch kreisend flog;
Da der Grauhund, der grimme,
Mordrunen ließ im Sand,
Da noch das Elch, das starke, fiel von des Jägers Hand.
Da noch nicht welsche Weise Gut in Böse verkehrt,
Wode und Frigga, die Hehren, standen hochgeehrt;
Da noch Mannesmut galt und nicht allein das Geld,
Da mit dem blanken Schwert
wahrte sein Recht der Held;
Nicht mit feigem Worte, und nicht mit billigem Eid;
Also lehrte mich heimlich die Toteneinsamkeit.

Unsere Götter die hießen einstmals Liebe und Kraft,
Kraft, die Leben erzeugt, Liebe, die Wonnen schafft.

Unser Gesetz war kurz, unser Gesetz war das:
Liebe um Liebe, aber auch Haß um Haß.

Treuhand jedwedem Mann, der sich erwies als Freund,
Bluthand dagegen dem Wicht,
so sich da nahte als Feind.

Andere Zeiten zogen über das Haideland,
Vor der tückischen Art Wodes Lobewald schwand;
Frigga die freundliche Fraue wurde zur Hexe verkehrt,
Jeglicher heilige Ort zur Greuelstätte entehrt;
Wodes edles Geflügel hieß Galgenvogel nun,
Friggas schelmisches Eulchen
schimpften sie Leichenhuhn;
Und die Dreizehn, die hohe Geheimniszahl,
Unglücks- und Angstnummer wurd sie mit einem Mal.

Zwischen Eichen erhob sich
ein einsames Strohdachhaus,
Mährenhäupter reckte der moosige Giebel heraus;
Unter ihm aber nach freundlicher Altsitte noch
Eingeschnitten als Herz starrte das Ulenloch.

An dem Missetürbalken, dem grauen, nach alter Weis'
Eingehauen und bunt prangte der heilige Kreis,
Und die Sonnenrune, die gute, daneben auch,
Nach der Urvorväter ernsthaft beharrlichem Brauch.
Rechts und links von der schwarzblanken Feuerwand
Wodes Schlachtroß mutig sich bäumend stand;
Gleich als wollte es lauthals mir wiehern zu:
Noch trage Wode ich, Freund, noch trauest Frigga du.

Weiter ging ich über das dämmernde Land,
Hinter dem rund und rot das gute Gestirn verschwand;
Ihm gegenüber weit hinter dem bräunlichen Bruch
Eine glührote Flamme zum sternleeren Himmel schlug;
Vor dem nachtschwarzen Wald
weiß stieg der Rauch empor,
Bis er im Abendgewölke sich langsam verlor.

Und ich stand und stand und sah nach dem Feuerschein,
Hörte der Mädchen Gejuche,
der Jungkerle gellendes Schrei'n,

Und ich lachte und dachte: der Urväter fröhliche Art
Hat sich trotz alldem mein Volk
immer noch treulich bewahrt.
Immerdar lobt es noch
nach der Vorväter schönem Brauch
Seinen Gott mit Glühglut und weißem Wirbelrauch.
Immer noch blieb es, wie es vor Urzeiten war,
Blau von Auge und Sinn, hell von Herzen und Haar.
Immer noch hielt es sich am Leibe und Geiste stark,
Immer noch blieben gesund ihm Bein
und Blut und Mark.



Über die Haide ging ich, die Haide so weit und breit,
Fröhliche Worte raunte ins Ohr mir die Einsamkeit.

Bauernrecht und Bauernmoral

Kein Teil des Volkes ist dessen übrigen Schichten so unbekannt wie der Bauer. Um das einzusehen, braucht man nur die Witzblätter in die Hand zu nehmen oder den Bauer zu betrachten, wie er sich in der Belletristik spiegelt. In der Witzpresse ist der Bauer entweder ein blöder Troddel, ein geriebener Heimtücker oder ein alberner Protz, und in jener Sorte von sogenannten Witzblättern, die witzig zu sein glauben, wenn sie unanständige Worte gebrauchen, wird er oft als ein jeglicher Zucht und Sitte bares Geschöpf gezeichnet.

Im Roman und in der Novelle findet man ebenfalls in der Hauptsache völlig verzeichnete Bauern. Die Naturalisten sehen den Bauer zumeist nur als dumpf dahinlebendes Triebwesen. Andere verfallen in den umgekehrten Fehler und schildern den Bauer als zu guten, zu einfachen, zu harmlosen Menschen. Romane und Novellen, die den Bauer so darstellen, wie er ist, sind recht selten.

Es ist eben nicht leicht, den Bauer kennenzulernen, sowohl für den nicht, der dicht bei ihm steht, und erst recht nicht für den, der ihn von ferne betrachtet.

Ein altes niedersächsisches Sprichwort lautet: „Bur blifft Bur und wann hei ook bit Klocke neegen slöppt."

Dieses Wort soll einen Spott enthalten; im Grunde bedeutet es ein Lob, denn es besagt: der Bauer bleibt innerlich, was er ist, und wenn er sich scheinbar noch so sehr verstädtischt.

Mag der Bauer sich äußerlich städtisch gebärden, weiße Wäsche auch alltags tragen, seine Tochter in die Verbildungsanstalt schicken, Klavier und Plüschmöbel in der guten Stube haben, das ändert sein innerstes Wesen wenig; Bauer bleibt er darum doch, er denkt bäuerisch und handelt desgleichen. Mag er Verkehr mit Städtern pflegen, in der Stadt Verwandtschaft und Freundschaft haben, sie alle gelten ihm als Menschen anderer Art, als Wesen zweiten Grades, nicht als Nebenmenschen; diesen Begriff verbindet er erst mit den Menschen, die auf der eigenen Scholle sitzen, so leben und so denken, wie er selber. Bestenfalls wird er so gut Freund damit, wie unsereines mit einem besonders ausgezeichneten Vertreter einer fremden Rasse werden kann. Immer aber bleibt zwischen ihm und allen Volksgenossen, die nicht das Land mit der Pflugschar brechen, nicht die Halme mähen, eine Mauer, die nicht zu übersteigen ist. Selbst dort, wo, wie in der Nähe der Großstädte, Bauern und Städter in den Dörfern durcheinander wohnen, gibt es kein Aufgehen zwischen beiden. Der Bauernstolz ist zu groß; selbst der Knecht dünkt sich mehr als der Städter, der in einer bunten Villa wohnt und Gespann und Auto hat.

Dieser Stolz steht auf gutem Grunde, denn der Bauer, ist das Volk, ist der Kulturträger, ist der Rasseerhalter. Ehe die Stadt war mit ihrem Lack, war der Bauer da. Sein Stammbaum reicht in die Zeiten, da noch mit der

Steinhacke der Boden gelockert wurde, da er, der Bauer als erster Zucht und Sitte dort keimen ließ, wo bisher Horden von halbwilden Jägern und Fischern ein Dasein führten, dem des Wolfes und des Otters ähnlich. Da kam der Weidebauer, zäunte die Hausstatt ein, rammte Balken in den Boden, deckte sie und verband sie mit festen Wänden; indem er mit den heiligen drei Hölzern auf dem Steinherde die Flammen erblühen ließ, nahm er Besitz von dem Lande im Namen der Kultur. Denn erst der Bauer schuf das, was wir so nennen; Fischer, Jäger und Wanderhirten haben keine oder nur geringe Kultur; der Bauer aber hat sie. Und er hatte ursprünglich eine sehr hohe Kultur, er war eben der Kulturträger. Wie hoch seine Kultur war, das lehrt uns die Edda, lehrt uns Tacitus, lehrt uns die reiche Blüte der Baukunst in der Zeit der Völkerwanderung, lehrt uns der gut organisierte Widerstand, den die deutschen Bauern dem Ansturme des Welschtums unter Drusus, Tiberius, Germanicus und Varus und unter Charles le Magne entgegensetzten. Das lehrt uns auch der reiche, kostbare Urväterhausrat, der einst das Heim des deutschen Bauern zierte und jetzt in Museen aufgespeichert ist. Die Grundlage aller Kultur hat ihre Grundlage im Bauerntume.

Dessen ist sich der Bauer wohl bewußt; zwar nicht jeder einzelne, sondern der Bauer als Gesamtheit aufgefaßt, denn nicht nur der einzelne Mensch hat ein Gedächtnis, sondern auch ganze Volksschichten besitzen ein Erinnerungsvermögen, das untrüglicher, treuer und fester ist als leblose, geduldige Gegenstände wie Stein, Pergament und Papier. Kraft dieses Gedächtnisses

sagt sich der Bauer: „Ehe ihr da waret, ihr Leute aus der Stadt, ob reich, ob arm, ob hoch, ob niedrig, war ich da. Ich brach den Boden, ich säte das Korn, ich schuf das Feld, auf dem ihr leben und gedeihen konntet mit eurem Gewerbe, eurem Handel, eurer Industrie, eurem Verkehr. Ich fand das Recht, ich gab das Gesetz, ich wehrte den Feind ab, ich trug die Lasten jahrtausendelang. Ich bin der Baum, und ihr seid die Blätter, ich bin die Quelle, und ihr seid die Flut, ich bin das Feuer, und ihr seid der Schein." So denkt er und darf er denken. Wo wären wir, hätte nicht der Bauer die starken Knochen, die derben Nerven und das gesunde Blut gehabt? Ausgelöscht hätten uns Hunger, Pest und Krieg. Nie wieder wären wir aufgestanden nach dem Dreißigjahrekriege. Und wo wäre unser ureigenes Wesen geblieben unter dem römisch-fränkisch-französischen Lack, den uns die Zivilisation brachte, wäre deutscher Geist nicht lebendig geblieben unter den Strohdächern der Dörfer? Versuchten wir Bauern nicht, den Weg zur deutschen Moral und deren Ergebnisse, dem deutschen Allvolksrechte, zurückzufinden, als wir uns in etwa von dem sogenannten römischen, in der Tat aber asiatisch-byzantinisch-römischen Papierrechte befreiten, indem wir uns das Bürgerliche Gesetzbuch gaben? Was hält England anders als angelsächsischer Konservatismus? Was ist die Formel für unseren größten Politiker, den Fürsten Bismarck? Deutsche Bauernart.

Wahrlich, der Bauer hat recht, sich als das Volk zu fühlen. Daß er nicht mehr das Volk ist, daß er das Heft nicht mehr in den Händen hält, daß er nicht mehr Rich-

ter und Priester ist, die Zeiten haben das so mit sich gebracht und ihm in der Hauptsache nur noch das Recht gelassen, Volkserhalter zu sein, in Friedenszeiten und Kriegsläuften. Einst gab er sich das Gesetz, jetzt wird es ihm gegeben. Er fügt sich, er beugt sich, aber tief in seinem innersten Wesen erkennt er es nur bedingungsweise an, weil er sein uralteigenes Recht hat, seine eigene Sitte, seine eigene Moral. Tausende von Jahren älter, viel erprobter, mehr bewährter als jenes Recht, jene Sitte, jene Moral, die dem Städter entstammt. Er ist nicht so töricht, der Bauer, daß er nicht einsieht, daß er nicht mehr Gesetzgeber und Sittenrichter sein kann, er ist zu klug, um nicht zu wissen, daß ein Volk, das so viel Arten von Berufen umfaßt, nicht neue Rechtsformen und andere Sitten finden muß für sich, wenn sie auch noch so schematisch sind, noch so schablonenhaft, noch so sehr auf die Gesamtheit zugeschnitten. Er weiß das, und er fügt sich, soweit er das als Staatsbürger und Christ muß, und wacker fügt er sich, wie die Kriminalstatistik es uns lehrt, und die Tatsache, daß das kirchliche Leben nirgendswo kräftiger entwickelt ist als auf dem Lande. Er gibt dem Gesetze, was des Gesetzes ist, und der Kirche, was ihr zukommt: er geht nicht mehr auf dem Dingplatze niedersitzen zum Gericht, er weiß nichts mehr von den alten Göttern, aber an eins ließ er sich nicht kommen, eins behielt er für sich: die Bauernmoral.

Denn er weiß, was er an ihr hat; sie hat sich in langen Jahrtausenden bewährt, ist nicht fadenscheinig und brüchig geworden. Denn sie ist einfach, ist natürlich, ist praktisch, ist das Ergebnis der Erfahrungen unzähliger Geschlechter, hat mit Mode, mit fremder Art, mit abgezogenen Begriffen nichts zu tun. Sie ist das Rassezuchtgesetz seiner Art, ist der Boden für das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben der Dorfgemeinde, ohne daß es um das Verhältnis der Geschlechter, um die Erhaltung von Haus und Hof, um die Grenze zwischen Mein und Dein schlechter bestellt wäre. Das oberste Gesetz dieser Moral lautet: „Unmoralisch ist, was der Gemeinde schadet", das zweite Gesetz aber heißt: „Was dich nicht brennt, das blase nicht", und das dritte: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold". Auf diese drei Gesetze, deren zweites und letztes Ausflüsse des ersten sind, ist alle Bauernmoral zurückzuführen; sie sind der Schlüssel zu dem Wesen des echten, reinrassigen, schollensässigen Bauerntums. Alles Schöne, Gute, Starke der bäuerlichen Art ist daraus zu erklären, und auch alles Böse, Häßliche, Schwächliche, das zumeist seinen Grund darin hat, daß der Bauer es heute viel schwerer hat, sich in seiner Art zu behaupten, da alle möglichen Kräfte und Einflüsse auf ihn einwirken, denen er einst nicht ausgesetzt war. Diese drei Gesetze sind es auch, die wie eine Mauer zwischen dem Bauerntume und dem übrigen Volke und oft auch zwischen ihm und dem Gesetze und der Kirche stehen, und die den, der den Bauern nicht kennt, leicht dazu verführen, ihn für unmoralisch im städtischen Sinne zu halten. Aber der Städter, der sieben Scheffel Salz mit dem Bauer aß, oft an seinem Herde saß und in seinem Bette schlief, ihn in Freud und Leid sah, seine Lust und seinen Schmerz verstehen lernte, der weiß, daß das, was ihn anfangs Unmoral dünkte,

Moral ist, eine andere Moral, eine ältere, ursprünglichere und oft bessere und praktischere Moral, als das Moralin-Surrogat der Stadt.

Besser ginge es uns, stände unser ganzes Recht auf den Grundsätzen der Bauernmoral! Es wäre dann weniger Haß im Lande, weniger Neid und Unfrieden, es wäre das Volk nicht so häßlich geschieden in Herren und Knechte; ein warmes Bruderschaftsgefühl würde in allen seinen Teilen lebendig geblieben sein. Wohl gibt es auch auf dem Dorfe Herren und Knechte; aber der eine steht mehr neben, als über dem andern, schon allein deswegen, weil jeder Bauer, ehe er den Hof antritt, Knecht seines Vaters ist, und dann auch, weil jeder zweite und dritte Sohn heute Großknecht und morgen, findet er seine Hoferbin, Bauer sein kann. Jene scheußliche Verachtung des Arbeiters, sei es dessen, der mit der Faust, sei es dessen, der mit dem Hirn schafft, wie sie unser heutiges Unternehmertum fast durchgängig zeigt, und die dem Kapitalismus notwendigerweise als Sozialismus zum Widerhall ward, kennt der Bauer nicht. Er haßt nicht, wie der Nurkapitalist, den Mann, den er für seine Arbeit entlohen muß; denn er weiß, ohne ihn ist er nichts.

Menschen sind wir alle, lieben und hassen alle und fühlen Mitleid und Neid gleicherweise. Je enger der Kreis, je kleiner die Gemeinschaft ist, um so schärfer werden die Gegensätze sich zeigen. Trotzdem zeigt sich nirgendwo, trotz Haß und Neid im Einzelfalle, ein so inniges Gemeingefühl als auf dem Dorfe. Der kleinste Mann in seinem Dorfe steht dem echten Bauer im Herzen näher als der feinste Städter, und wenn er mit

ihm auch befreundet oder versippt ist. Er muß ihm näherstehen; denn in der Dorfgemeinschaft ist jeder auf den anderen angewiesen. Es kann sich jeden Tag ereignen, daß der reichste Bauer von dem ärmsten Tagelöhner abhängiger ist, als dieser von ihm, und wenn es sich nur darum handelt, das Heu trocken hereinzubringen oder den Roggen zu mähen. Es ist freilich barer, blanker Eigennutz, der hinter diesem tiefen Gemeingefühl steckt; aber wo ist das nicht der Fall? Ist das politische Parteiwesen, das städtische Gemeindeleben, ja, ist das religiöse, oder besser, das konfessionelle Leben davon frei, oder beruht es in der Hauptsache nicht auch auf rein wirtschaftlichen Gründen? Heute wenigstens.

Jeder ist sich selbst der Nächste! Dieses Wort, so alt, seitdem es mehr als eine menschliche Familie gibt, hat immer Geltung gehabt und wird immer Geltung haben. Und so ist es des Bauern oberster Moralparagraph. Aber da er in einem kleinen Kreise lebt, in dem jeder Jeder sich an dem nächsten Nächsten wirtschaftlich und gesellschaftlich reiben muß, wo es nicht, wie in der Stadt, Hunderte oder Tausende von Menschen gibt, deren Interessenkreise sich mit denen anderer Hunderte oder Tausende nicht schneiden, so weiß jeder Bauer, daß jeder Mann genau so denkt wie er, und so achtet er, wenn auch mehr aus Gewohnheit und Klugheit denn aus Herzensgüte und Gerechtigkeit des anderen Recht. Er weiß: tut er das nicht, verletzt er fremde Rechte, von der Dorfmoral anerkannte Rechte, so tritt das ganze Dorf gegen ihn auf und zeigt ihm die Faust. So regelt sich, wo, was immer Voraus-

setzung ist, noch ein gesundes Dorfleben herrscht, das Recht aus dem Eigennutze, aus dem ehrlichen, echten, kerngesunden Eigennutze, dem das höchste Naturgebot für alle Wesen von Fleisch und Bein, der Selbsterhaltungstrieb, zugrunde liegt; so erzeugt der Eigennutz eine praktische Moral, die einzig berechtigte Moral.

Denn eine Moral muß praktisch sein, sonst ist sie eine Scheinmoral. Die Moral und ihr staatliches Instrument, das Recht, haben den Zweck, das Raubtier Mensch so zu zähmen, daß eines das andere nicht frißt. Das mag manchem eine unangenehme Wahrheit scheinen, bleibt darum aber doch eine. Und praktisch, rein praktisch, ist die Bauernmoral. Sie muß es sein; denn kein anderer Beruf ist so sehr darauf angewiesen, stets und in allen Fällen den Nutzen als einzige Richtschnur seines Handelns zu betrachten. Wäre das nicht der Fall, so hätten wir keinen so prachtvollen, gesunden, kernigen Bauernstand mehr; längst wäre er in Kriegen und wirtschaftlichen Kämpfen vor die Hunde gegangen. Wer dem Bauern vorwirft, er sei hart, eigensüchtig und mitleidlos, der beweist damit, daß ihm jede Logik, jedes Verständnis für rassenpolitische Fragen fehlt. Mag diese Härte, Eigensucht und Mitleidslosigkeit im einzelnen noch so böse Früchte zeitigen, im allgemeinen sind sie des Bauers beste Tugenden; denn sie erhielten ihn am Leben in schweren Tagen, mochten es solche sein, da das Land von Blut floß, oder solche, da eine reine Handelspolitik ihm die Atemluft nahm. Wer hat denn am meisten unter dem Dreißigjahrekriege gelitten; wer hat es verwunden, daß er sieben und mehr Jahre hintereinander das Feld nicht bestellen konnte, sich von

Wurzeln, Schnecken und Fröschen, ja sogar von Leichen nähren mußte? Wo bliebe die muskelmordende, nervenfressende Stadt, schickte ihr der Bauer nicht Jahr um Jahr gesundes Blut? Wäre er weich, selbstlos und mitleidsvoll, so könnte er das nicht; nur harte Männer haben harte Muskeln.

Weil aber der Bauer hart, mitleidslos und eigensüchtig ist, darum aber ist er auch milde, hilfreich und opferfreudig. Nicht aus Herzensgüte wieder und schlappem Mitleid; bewahre! Wieder nur aus blankem, wenn nicht bewußtem, so doch gewohnheitsmäßigem, ererbtem, überliefertem Eigennutz. Er muß es sein; denn in seinem Dorfe ist jeder Mann hart, mitleidslos und eigensüchtig, und darum hütet sich jeder vor dem anderen, wagt es nicht, ihm einen halben Fuß breit Rechtes abzupflügen.

Deshalb ist der Bauer duldsam. Jeder, ob arm, ob reich, ob sittsam, ob ungesittet, hat sein bißchen Dreck am Stecken, er selber, oder ein Vorfahr, ein Verwandter; darum läßt der Bauer fünf gerade sein, wo sein und der Gemeinde Recht und Wohl nicht verlangt werden. Mag der Arbeitsmann ein Quartalstrinker sein: treibt er es nicht zu arg, gibt er kein zu großes Ärgernis, so kümmert sich niemand darum; denn es ist seine eigene Sache. Jeder sieht darüber hinweg, hält es ein Bauer mit einer Witwe oder womöglich mit der Ehefrau eines anderen: mag die Frau des Bauern ihre Rechte wahren, mag der Ehemann sein Haus rein halten, ihre Sache ist es, aber nicht die der Gemeinschaft. „Dreck trocknet von selber; tritt man rein, wird es noch mehr,“ sagt der Bauer. Der alle Vierteljahr

trunkfällige Arbeitsmann hat vielleicht häuslichen Kummer, denkt er, oder er leidet an schwerem Geblüte, und söffe er nicht ab und zu, so würde er nicht so gut arbeiten oder sich gar aufhängen, und seine Familie fiele der Gemeinde zur Last. Und daß der Mann da es mit der Frau hält, das hat er vor Gott, seinem Gewissen und seiner Ehefrau zu verantworten, sagt die Dorfgemeinde und tut, als wisse sie nichts. Das sei lau, meinen die Moralprotzen. Nein, das ist Klugheit, wie die gesamte bäuerliche Moral; denn die geht darauf aus, daß Ruhe und Frieden im Dorfe herrsche, weil die Interessen des einzelnen mit denen der Gemeinschaft so eng verknüpft sind, daß ohne Ruhe und Frieden das gesamte bäuerliche Leben vernichtet würde. Deshalb ist der Bauer in geschlechtlichen Dingen auch so duldsam, vorausgesetzt, daß sie sich in einfachen, natürlichen Grenzen halten, daß dadurch nicht das Gesamtleben des Dorfes gefährdet wird. Er denkt darin eben wieder ganz praktisch. Er kennt keine Ausschweifung, und er kennt keine Entsagung. Er hat nichts dagegen, daß das junge Volk sich liebt; denn so behält es klare Augen und frische Backen. Führt die Liebe zu Folgen, so hat der Mann dafür einzustehen. Nicht mit schmutzigem Gelde, wie es in der Stadt Sitte ist, sondern mit seiner vollen Person. Überall, wo ein kernechtes Bauerntum sich gehalten hat, muß der Mann das Mädchen, das durch ihn Mutter wird, freien; denn sonst gilt er als unehrlich. Ist er ein Bauernsohn und verplemperte er sich mit einem Arbeiterkinde, so hat er die Folgen zu tragen, besteht das Mädchen darauf. Tut sie das nicht, läßt sie sich ab-

finden, so trifft sie ein Teil der Schande; etwas aber bleibt immer auf dem hängen, der ihres Kindes Vater ist. Kommt eine Bauerntochter durch einen Knecht zu Fall und heiratet sie ihn, so verliert sie wohl gesellschaftlich etwas, aber doch nicht so sehr, als wenn sie ihrem Liebhaber den Mund stopft und sich einen Strohmann aus bäuerlichem Geschlechte zum Ehemann kauft: dieser wird des Dorfes Spott und gilt weniger als der ärmste Arbeiter. Darauf läuft das Dorfbauerngesetz hinaus, daß der Bauernsohn sich zu seiner Art halte und der Hausmann und der Knecht zu der seinigen, damit nicht durch fahrlässiges Freien die Grundlagen des Erbbesitzes erschüttert, nicht Führer und Volk durcheinandergewirbelt, nicht das feste Gefüge der Gemeinde gelockert werde. Will man das nicht Moral nennen, so bleibt es doch eine fürtreffliche, zielbewußte, weitblickende Rassenpolitik.

Der junge Geistliche, der aus der Stadt stammt und eine Landpfarre erhält, entsetzt sich anfangs über das, was er beobachtet. Da ist eine streng kirchliche Familie. Die Tochter heiratet, und einige Monate nach der Trauung ist das Kind da. Er macht vor der Taufe dem jungen Ehemann Vorstellungen, der aber sieht ihn verständnislos an. „Ja, Herr Pastor," meint er, etwas verlegen, „wir waren doch fest versprochen!" Der Geistliche will diese Tatsache nicht als Grund dafür gelten lassen, daß ein Paar vor der Trauung sich Eherechte gewährte. Er weiß eben nicht, daß heute noch überall, wo das Bauerntum noch stark und fest ist, die Löft, die Verlobung vor der Familie, als gültige Eheschließung anerkannt wird, wie es vor

Jahrhunderten war, als es noch keine kirchliche Trauung gab.

Aber das gilt heute, und vielleicht auch morgen noch, der „Bürgermoral" für unsittlich. Der Bauer denkt anders, denkt unmoralisch im städtischen Sinne, und gerade darum ist sein Eheleben durchschnittlich so strenge, daß es Scheidungen so gut wie gar nicht gibt, selbst dann nicht, wenn der Mann ein Vieh und die Frau eine Metze ist. Sie kannten sich ja, als sie sich nahmen, wußten, was sie taten, und lieber schleppen sie ihr Elend bis in das Grab, ehe sie es vor fremden Augen zeigen. — Unmoralisch im städtischen Scheinmoralsinne mag der Bauer wohl dastehen; dafür aber hat er die feinste Scham und die zarteste Keuschheit. Nicht jene Scham, die schon rot wird, wenn vom Klapperstorch die Rede ist, nicht jene Keuschheit, die die Gefahr dadurch bekämpft, daß sie ihr aus dem Wege geht, sondern jene, die sich durch die Tat bewähren, die in den Verhältnissen der Geschlechter nur das Mittel sehen, den Stamm fortzupflanzen, den Hof dem Geschlechte zu erhalten. Diesem Grundsatze, auf dem jedes Volkes Leben und Kraft beruht, ordnet der Bauer seine Geschlechtsmoral unter. Erben will er durch die Ehe haben, weiter nichts. Darum gilt es ihm als selbstverständlich, pflegt das Paar vertrauten Verkehr, ehe es vor Staat und Kirche ein Ehepaar wird. Stellt es sich heraus, daß der Verkehr keine Folgen hat, so wäre es zwecklos, also nach bäuerlichen Begriffen schädlich; und also unmoralisch, käme es zur Eheschließung; denn eine Ehe ohne Kinder gilt dem Bauer soviel wie eine taube Ähre. Und mit vollem Rechte. Bei allen

Völkern, wo Ehelosigkeit ein Verbrechen an der Nation war, galt Kinderlosigkeit als Scheidungsgrund oder als Grund, daß der Mann eine Zweitfrau nahm; denn ohne Aussicht auf Nachkommenschaft ist eine Ehe nur ein Konkubinat, eine Sünde gegen den Begriff der Ehe, und wenn noch so viel Seelenharmonie und Herzensfreundschaft vorhanden ist. Erst das Kind macht den Gatten zum Mann, die Gattin zur Frau, nicht Standesamt und Kirche.

Es ist nur zu natürlich, daß Gesetzgebung und Kirche auf diesem wie auf anderen Gebieten versuchen, die Durchschnittsmoral auch dem Bauer aufzuzwängen. Es ist auch notwendig, daß das geschieht, denn da die Dorfgemeinschaft heute nicht mehr den eisernen Zwang auf ihre Mitglieder ausübt wie einst, würde die Bauernmoral vielleicht zur sittlichen Verwilderung führen, wie es überall dort der Fall ist, wo die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grundlagen des Bauerntums fast oder ganz zertrümmert sind. Auch selbst dort, wo das nicht der Fall ist, schadet es nichts, suchen Staat und Kirche die Bauernmoral nach Schema F umzuformen, denn dadurch kommt in das bäuerliche Leben mehr Strenge und Geschlossenheit, oder besser Verschlossenheit, indem es sich der Zeit anpaßt und alles unterdrückt, was wirklich unmoralisch und liederlich ist, ohne deswegen, soweit die Gemeinde als Idealperson in Frage kommt, sein altes Recht, seine alte Gesinnung zu opfern.

Das darf es auch nicht; fällt die Bauernmoral, so fällt auch das Bauerntum. Die Geschichte der Dithmarscher Bauern hat bewiesen, wohin es führt, wenn

der Bauer seine eigene Moral restlos aufgibt. Jahrzehntelang widerstand dieses tapfere Volk mächtigen Feinden kraft seines festen, auf dem Geschlechterwesen beruhenden Gefüges. Das Geschlechterwesen stand aber vielfach in Widerspruch mit den Geboten des Christentums, und so unterdrückte es die Geistlichkeit. Unterdrückte damit aber auch die Tapferkeit des Volkes, zerstörte seinen festen Bau, und so brach mit dem Geschlechterwesen die Dithmarsche Freiheit zusammen.

Die Gefahr aber, seine Kraft und seine Gesundheit zu verlieren, droht dem Bauerntume überall, wo Staat und Kirche zu sehr sein inneres Leben umzuformen suchen, denn die Bauernmoral entspringt der allgemeinen alten deutschen Volksmoral, ist im Grunde die deutsche Volksmoral, während unsere Morallehre zum Teil stark von ausländischen, in Jerusalem, Rom, Alexandria und Byzanz entstandenen, also fremden und noch dazu städtischen Moralen beeinflußt ist. Sie mag in der Stadt völlig am Platze sein, wirkt auch im großen und ganzen genommen auf dem Lande vielfach gut, darf aber nicht darauf ausgehen, die alte deutsche Volksmoral, die sich allein noch im Bauerntume rein erhielt, gänzlich umzubringen.

Allerlei Kräfte und Mächte arbeiten daran, den Bauer von seiner Moral, seinem Rechte loszuhacken; hoffentlich gelingt das nicht.

Gelänge es, so wäre es aus mit dem Bauerntume. Und mit uns.

Unsere Monatsnamen

Man kann vom Uradel halten, was man will; eins aber hat er vor den meisten anderen Volksgenossen voraus: die Familienüberlieferung, sichtbarlich verkörpert in Stammsitz, Stammbaum und Ahnenhalle.

Mag man noch so demokratisch veranlagt sein und sich einreden, alles das habe keinen Wert: tritt man ein in die Halle eines alten Herrensitzes, von deren Wänden die Vorfahren des Gastgebers herniederblicken, speist man mit Erbsilber von Erbporzellan zwischen Tischnachbarn, deren Namen geschichtlichen Klang haben, so quillt auch in der Seele des Mannes, der sich rühmt, keine Vorurteile zu haben, ganz auf sich gestellt sich vorzukommen, unweigerlich geschichtliche Achtung, mag er auch Titel und Stellung haben und eine runde Million auf der Bank.

Das gegenteilige Gefühl muß jedem recht deutschvolklich gesinnten Manne das Herz bedrücken, blickt er sich in der Heimstatt seines Volkes um, deren Wände behängt sind mit fremdem Tand und ausländischer Zier. Wie bei einem Emporkömmlinge, der aus dem Nichts entstand, keine Familienerinnerungen und keine Erbtümer seines Geschlechtes besitzt, sieht es im deutschen Volke, dem ersten, stärksten, gebildetsten der Welt aus:

von Rom und Athen, Jerusalem und Paris und von wer weiß wo noch her ließen wir uns den geistigen Hausrat und Wandschmuck aufschwatzen und sind womöglich noch stolz auf unsere charakterlose Volksvergessenheit, auf die wir stoßen, wohin unsere Augen treffen: in Sprache, Sitte, Kleidung, in Hausbau und Kunst, in Münzwesen, Maß und Gewicht, in Heer und Flotte, in Schrifttum, Schaubühne und Schule. Kein Volk der Welt ist so arm an äußerer Eigenart, so weltbürgerlich verwurstelt, so um sein ureigenes Angesicht gebracht wie wir.

Ein Zufall ist es gewesen, daß wir einige Reste unserer alten Dichtkunst behielten; sonst hätten wir allen Zusammenhang mit den Zeiten verloren, in denen Wir noch Wir Selbst waren, noch nicht verwelscht und verrömert.

Gründliche Arbeit haben der Franke Karl „der Große" und sein Sohn Louis der Schlappe bei uns gemacht, so gründliche, daß in zwei dünnen Bänden alles enthalten ist, was einst unsere Barden sangen, und wäre das Gedächtnis des Volkes nicht haltbarer als Pergament und Papier, dann ständen wir da und dächten fremde Märchen und sängen Lieder, von denen unser Herz nichts weiß. Die Feuerstatt des Bauernhauses, die Spinnstube und der Dorfkrug sind es gewesen, wo, als Welschtum und römisches Wesen unser Eigenleben zerwalzten, unseres Geistes ursprüngliche Art noch so viel Hege und Pflege fand, daß sie nicht völlig unter ausländischen Gartenblumen und eingeschlepptem Unkraute erstickte; aber wieviel von ihr rettungslos zugrunde ging, das können wir nur ahnen,

wenn wir die Folklore der germanischen Nordländer zur Hand nehmen.

Wir sind arm geworden, daß wir es gar nicht mehr merken. Wir reisen nach Kilometern; wir messen und wägen nach Metern und Zentimetern, Kilos und Gramms und dünken uns groß und stolz, daß wir, anderen Leuten zu Gefallen, ihr langweiliges, ödes, nüchternes, begriffloses Maßwesen annahmen. Den Groschen und den Taler gaben wir hin für Bezeichnungen von blechern klapperndem Klang, wir allzu gefälligen, viel zu entgegenkommenden Dummköpfe. Denn dumm, sehr dumm ist ein Volk, das etwas Gutes, Bewährtes, Altes von Klang und Farbe für etwas Neues hingibt, bloß weil eine lebendige Rechenmaschine, die vom Zweckmäßigkeitswahne befallen ist, das für nötig, nützlich und angenehm hält. Aber warum sollen wir nicht nach Kilometern reisen, anstatt nach Meilen, nicht nach Metern und Zentimetern messen, statt nach Elle oder Fuß und Zoll, nicht nach Kilo und Gramm wägen, statt nach dem Pfunde und dessen Teilen, nicht nach Markstücken und Nickeln, statt nach Talern und Groschen, da wir doch sogar seit Jahrhunderten die Teile des Jahres so benennen, wie es der römische Glatzkopf tat, dieses leuchtende Beispiel für alle nüchternen Erfolganbeter? Januar, Februar, März, April, Mai, Juni, Juli, August, September, Oktober, November, Dezember: diese Bezeichnungen, klanglos und unbegrifflich für unser Ohr, gebrauchen wir Tag für Tag und denken uns nichts dabei, weil wir uns eben dabei nichts denken können; denn, unglaublich aber wahr, der Deutsche denkt trotz tausendjähriger

humanistischer Verrenkung in seiner verstockten Hartnäckigkeit doch noch immer deutsch und nicht lateinisch!

Einst hatten wir Namen für die zwölf Monde, bei denen wir uns etwas denken konnten. Sie bestanden nicht aus Papier und Blech: sie hatten Leben und Farbe, blühten wie die Blumen am Rain und ragten wie die Eichbäume des Waldes. Auf dem Boden unserer innersten Eigenart waren sie gewachsen; sie flüsterten uns zu von verborgener Weisheit und rauschten kostbare Geheimnisse. Mit dem herben Hartung begann das Jahr; er erzeugte den milderen Hornung; diesem entsproß der ahnungsvolle Lenz, der zum eiszerbrechenden Ostermonde hinüberführte; der bunte Wonnemond löste ihn ab, die Zeit der Blumen und der jungen Liebe, nach dem der lachende Brachet in das Land zog, um Kraft zu sammeln für den Heuet und Aust, in denen das Gras fiel und das Korn sich der Sichel beugte. Der Scheiding, der Meiding, trennte den Sommer vom Herbst, der mit dem fröhlichen Weinmonde begann und im mürrischen Gilbhart, dem brummigen Nebelung, Laubriß und Nachtfrost brachte, bis im Julmond, dem Weihemond, die stille Zeit kam, da die Arbeit ruhte im weißverschneiten Land.

Sind das nicht Namen, die wie Buchenlaub flüstern und wie Eichbaumkronen? Um die es summt und knistert wie Bienengesumme und Faltergeflatter? Die Farbe und Gestalt haben, wie Blumen am Rain und Blüten im Felde? Gesichter mit redenden Augen, wie Menschen unserer Art? Hunderttausend Male mehr sind sie wert, als die römischen Einfuhrwaren aus dünngewalztem Blech, die wir dankbar und bescheiden

hinnahmen, als wir sie in welscher Strohpapierverpackung ins Haus geschickt bekamen, und die nicht mehr wert sind als leere Einmachbüchsen.

Darum ist es Zeit, daß wir sie auch wie solche behandeln und dahin schaffen, wo sie hingehören: auf den Abladeplatz für Kehricht und Zivilisationsschutt! Lange genug hat es uns vor den Füßen herumgelegen, hat es uns mit seiner Nichtsnutzigkeit und Hohlheit geärgert, dieses alte Blechgerümpel; nun, wir sind es gründlich satt. Darum, Freunde und Brüder, gebt dem Müllwagenmann ein Trinkgeld, daß er uns den Kram vom Hofe besorge! Wir wollen gar nichts dafür haben; wir sind froh, wenn wir ihn los sind, von Herzen froh.

Dann aber wollen wir auf die Upkammer steigen, wo allerhand Urväterhausrat liegt, wenn auch das Beste schon von Trödlern und Sammlern aufgekauft wurde, und zusehen, ob wir die alten Gezeitennamen noch finden. Etwas blind und verstaubt werden sie ja wohl sein; aber das schadet nichts; dafür gibt es heißes Wasser und Zinnkraut, und haben wir sie erst wieder eine Weile in Gebrauch genommen, dann wird man sehen, wie schön und echt und kostbar sie sind, wie sie leuchten und blitzen und funkeln, und wir werden uns an ihnen freuen und froh sein, daß sie an denselben Wänden prunken, wo einst prahlte das Blech aus Latium.

Naturschutz und Rassenschutz

Die Naturschutzbewegung wird vielfach noch als eine rein naturwissenschaftliche Bewegung betrachtet.

Das ist sie aber nicht; im Gegenteil, sie ist ein Kampf für die Gesunderhaltung des gesamten Volkes, ein Kampf für die Kraft der Nation, für das Gedeihen der Rasse.

Daß unser Ruf: „Schutz der Natur!" ein weithin hallendes Feldgeschrei wurde, das ist keine Tatsache, auf die wir besonders stolz zu sein brauchen, denn die bittere Notwendigkeit hat uns diesen Schrei entlockt. So nützlich die bestehenden Natur- und Heimatschutzbestrebungen auch sind, so genügen sie doch nicht, zumal der staatliche Naturschutz, keine allgemeinen Ziele kultureller und künstlerischer Art im Auge hat, sondern lediglich die Absicht verfolgt, für Zoologen, Botaniker und Geologen gewiß kleinere und größere Reservationen zu erhalten.

Die Naturschutzbewegung steckte sich weitere Ziele und brachte es in kurzer Zeit zu leidlichen Erfolgen. Der Drosselfang im Dohnenstiege wurde verboten, gefährdete Vogelarten, wie die Adler, Wanderfalken, Uhus, Milane, Schwarzstörche, Kraniche, Kolkraben, Blauracken wurden unter Staatsschutz gestellt, den Bussarden ein Freibrief erwirkt, den Schulen wurde empfohlen, die Sammelsucht der Kinder in gesunde Bahnen zu lenken, mithin durch viele Einzelmaßnahmen auf den Schutz der Tier- und Pflanzenwelt hingewirkt.

Danach sieht es so aus, als wenn schon sehr viel erreicht wäre; in Wirklichkeit ist das aber keineswegs der Fall. Die Verwüstung der Landschaft schreitet unausgesetzt weiter. Wir haben wirklich keine Ursache, auf das bißchen Naturschutz, zu dem wir uns endlich aufschwangen, stolz zu sein.

Aber es ist immerhin etwas; der Stein ist ins Rollen gekommen, die Bewegung ist im Fluß. Nun heißt es nachzuhelfen, daß sie nicht zum Stocken komme. An einer Gegenbewegung fehlt es nicht. Armselige Tröpfe mit kurzsichtigen Augen, die alles und jedes nur nach dem Barertrage einschätzen, arbeiten ihr aus Kräften entgegen.

Das aber wäre noch nicht einmal so schlimm, da es sich immer nur um Einzelheiten handelt; die größte Gefahr liegt in der allgemeinen Verhunzung, die die Landschaft und mit ihr die gesamte Tier- und Pflanzenwelt erleidet. Je mehr die Städte an Umfang zunehmen, um so mehr wird ihre Umgebung verwüstet, denn die Bodenspekulation kennt keine Rücksichten. Das Volk aber hungert nach Natur, und so kommt ihm die Fremdenverkehrsspekulation und der Gasthausbetrieb entgegen. Wo es irgend lohnend erscheint, entstehen Restaurants und Hotels. Von Jahr zu Jahr schieben sie sich höher in die Berge, tiefer in die Heiden hinein und reißen den Verkehr hinter sich her, der dann dafür sorgt, daß die letzten Zufluchtsorte seltener und schöner

Vögel, die letzten Standorte vornehmer Pflanzen binnen kurzem in den Faunen und Floren ein Kreuz hinter dem Artnamen erhalten. Außerdem drohen andere Gefahren: in den stillsten Heiden, in den einsamsten Mooren stehen die schwarzen Gespenster der Bohrtürme; jede Heide wird aufgeforstet, jedes Bruch entwässert, und schon plant man, die Torflager unserer Moore in elender Verblendung und ohne jegliche Not zur Herstellung von elektrischer Kraft auszunützen, ohne zu bedenken, daß der Torf einmal, wenn die Industrie weiter fortgeschritten sein wird, in viel ersprießlicher Weise zu verwenden sein werde. Jedes bißchen Achtung vor der Natur ist uns abhanden gekommen; wir treiben Raubbau mit ihr, denken nur daran, was wir aus ihr herauspressen können, aber bedenken nicht, daß wir elend zugrunde gehen, wenn wir so weiterhausen.

Die Natur ist unser Jungbrunnen; keine Hygiene, keine Volkswohlfahrtspflege kann uns das geben, was die Natur uns bietet. Schwächen wir sie, so schwächen wir uns, morden wir sie, so begehen wir Selbstmord. Woran sind die Babylonier und Assyrer, die Phönizier und Karthager, die Ägypter, Griechen und Römer, die Spanier und die Portugiesen zugrunde gegangen? Warum steckt in den Germanen und Slaven eine so unzerstörbare Kraft, warum konnte Japan einen so furchtbaren Schlag führen? Die einen verloren den Zusammenhang mit der Natur, lebten nur dem Verdienst, kannten nichts Höheres als das Geld; die andern blieben auf Du und Du mit der Natur, sahen in der städtischen Kultur nicht die höchste Blüte des Menschentums, bewahrten sich die kindliche Freude an Wald und Wild, Blumen und Vogelsang und blieben darum jung und gesund und verwanden die schlimmsten Schläge, die grausigsten Kriege, ohne zusammenzubrechen und zu Völkerruinen zu werden.

Gänzlich gleichgültig ist es im Grunde, ob wir diese Pflanze oder jenen Vogel, hier einen alten Baum, da einen stolzen Felsen schützen und nur insofern von Wert, als wir, je mehr Einzelheiten geschützt werden, dadurch zu einem Naturschutz im großen kommen. Deshalb muß die Naturschutzbewegung überall einsetzen, in der Schule, im Vereinswesen, in der Gesetzgebung; kein Mittel darf zu klein sein, kein Gegenstand als belanglos gelten. Wir schützen einen Standort, bringen das Geld für Naturschutzparke zusammen, verhindern die industrielle Ausbeutung einer stolzen Klippe, die Aufforstung einer typischen Heide, wirken an Hunderten von Orten zugleich durch Zeitungsnotizen, Aufsätze und Vorträge, schaffen uns eine volkstümliche naturwissenschaftliche Literatur und bringen so dem gesamten Volke allmählich wieder jene Achtung vor der Natur bei, flößen ihm jene Liebe zu der Tier- und Pflanzenwelt ein, die zu den schönsten und wichtigsten Eigenschaften unserer Rasse gehören.

Eine Macht muß die Naturschutzbewegung werden, eine solche Macht, daß die Industrie, der Handel und der Verkehr, der Ackerbau und die Forstwirtschaft mit ihr rechnen müssen. Unsinnig wäre es, dem gesunden Fortschritte in die Speichen zu fallen; Ackerbau, Forstwirtschaft und ihre Nebenzweige, die Jagd und die Fischerei, und die Industrie, der Handel und der Ver-

kehr können und dürfen nicht zurückgedämmt werden, und wo es nicht anders geht, müssen andere Bestrebungen vor ihnen zurückweichen. Vielfach aber hat man ihnen zuliebe sich in ganz unnützer Weise an der Natur versündigt, und wenn wir sie hindern, solche Sünden weiter zu begehen, so werden wir heute vielleicht Hohn und Spott ernten, die Nachwelt aber wird es uns danken.

Deshalb werden wir uns nicht scheuen, den Vorwurf auf uns zu laden, wir seien Schwärmer und Reaktionäre, Feinde des Fortschrittes und Leute ohne praktischen Blick. Wir sehen eben weiter als jene Leute, die nur an das Heute denken, die Legehenne schlachten und das Korn grün mähen. Wir wollen verhindern, daß der große Volksgesundbrunnen verschüttet, das heilige Seelenbad verunreinigt werde, unsertwegen und unserer Nachkommen halber, weil wir wissen, daß Naturschutz gleichbedeutend ist mit Rassenschutz.

Soldatenlieder

Husarenlied

Heiß ist die Liebe,
Kalt ist der Schnee, der Schnee;
Scheiden und Meiden
Und das tut weh.

Rote Husaren,
Die reiten niemals, niemals Schritt;
Herzliebes Mädchen
Du kannst nicht mit.

Weiß ist die Feder
An meinem roten, roten Hut;
Schwarz ist das Pulver,
Rot ist das Blut.

Das grüne Gläslein
Zersprang mir in der, in der Hand;
Brüder, ich sterbe
Fürs Vaterland.

Auf meinem Grabe
Solln rote Rosen, Rosen stehn;
Die roten Rosen
Und die sind schön.

Auf Feldwache

Ich weiß einen Lindenbaum stehen
In einem tiefen Tal,
Den möchte ich wohl sehen
Nur noch ein einziges Mal;
Ich weiß zwei blaue Augen
Und einen Mund so frisch und rot,
O grüner Klee, o weißer Schnee,
O schöner Soldatentod.

Zu Hause auf den Feldern
Da liegt der Schnee so weiß,
Zu Hause in den Wäldern
Da hängt das blanke Eis;
Hier fällt nicht Schnee noch Regen,
Zu lindern unsre große Not,
O grüner Klee, o weißer Schnee,
O schöner Soldatentod.

So mancher mußte sterben
Allhier in Afrika,
Wir wollen nicht verderben,
Der Tag der ist bald da;
Die Nacht die geht zu Ende,
Der Himmel der wird hell und rot,
O grüner Klee, o weißer Schnee,
O schöner Soldatentod.

Wo sich die Straße wendet
Da wohnt die Liebste mein,

Ist meine Zeit beendet,
So will ich bei ihr sein;
Und kann es nicht so werden,
Und muß ich fort beim Morgenrot,
O grüner Klee, o weißer Schnee,
O schöner Soldatentod.

Der Dragoner

Kling klang und kloria,
Das Lieben das ist aus,
Die Rosse sind gesattelt,
Zum Tore gehts hinaus;
Dragoner, wenn die reiten
Das geht als wie der Wind,
Geht über Stock und Stengel,
Ade, mein allerliebstes Kind.

Blaugelb ist unsre Farbe,
Und blau und das ist treu,
Und gelb das ist die Falschheit,
Wir denken nichts dabei;
Dragoner wenn die lieben
Das geht als wie der Wind,
Geht über Stock und Stengel,
Ade, mein allerliebstes Kind.

Es blasen die Trompeten
Ein Stück, und das ist schön.
Der Feind kommt angeritten,
Wir wollen ihn bestehn;

Dragoner wenn die fechten
Das geht als wie der Wind,
Geht über Stock und Stengel,
Ade, mein allerliebstes Kind.

Eine Kugel kam geflogen,
Sie traf mich viel zu gut,
Die Blumen in dem Rasen
Die sind jetzt rot wie Blut;
Dragoner wenn die sterben
Das geht als wie der Wind,
Geht über Stock und Stengel,
Ade, mein allerliebstes Kind.

Der Kürassier

Ich hör ein Vöglein singen,
Das Vögelein singt zipp und zapp;
Ich laß den Rappen laufen,
Bald Schritt und auch bald Trab.

Trompeter und die blasen,
Mein Schatz, nun laß das Weinen sein;
Vier Jahre gehn vorüber,
Dann bin ich wieder dein.

Das Fähnlein tut winken,
Wir sind des Kaisers Kürassier;
Ist meine Zeit vorüber,
Kehr ich zurück zu dir.

Das sind die schweren Reiter,
Die fürchten sich vor keinem Blei;
Ihr Kleid, das ist von Eisen,
Ihr Herz und das ist treu.

Laß traben, laß traben,
Die Welt ist weit, die Welt ist breit;
Die Rosen blühen wieder,
Kommt erst die rechte Zeit.

Der Grenadier

Die Trommeln und die Pfeifen
Die haben ein laut Getön,
Mit Trommeln und mit Pfeifen
Da gehts noch mal so schön;
Sind wir nicht die Grenadiere,
Grenadier in Schritt und Tritt,
Wenn die Grenadiere kommen,
Klingen alle Fenster mit.

Du wunderschönes Mädchen
Du sollst die meine sein,
Du wunderschönes Mädchen
Ich denke immer dein;
Wenn die blauen Bohnen fliegen,
Wenn da fließt das rote Blut,
Deiner werde ich gedenken,
Denn ich bin dir gar zu gut.

Mein schönes Turteltäubchen,
Noch eine kurze Zeit,
Mein schönes Turteltäubchen,
Dann halte dich bereit;
Kommt der Mond zum dritten Male
Bin ich wiederum bei dir,
Einen Orden will ich tragen
Als ein tapfrer Grenadier.

Die Trommeln und die Pfeifen
Die haben ein laut Getön,
Mit Trommeln und mit Pfeifen
Da gehts noch mal so schön;
Denn wir sind die Grenadiere,
Grenadiere wolln wir sein,
Tapfer sind wir vor dem Feinde
Und bei schönen Mädgelein.

Ulaneneinmaleins

Eins, zwei, drei und vier,
Ulanen und die heißen wir;
Ulanen die sind blau und weiß,
Ulanen lieben treu und heiß,
Ja treu und heiß.

Fünf, sechs, sieben und acht,
Ich komme um die Mitternacht;
Klopf leise an das Fenster an,
So daß es niemand hören kann,
Ja hören kann.

Neun, neun, neun und zehn,
Nun muß es wieder weiter gehn;
Leb wohl, mein Schatz, gedenke mein,
Ich kann nicht länger bei dir sein,
Ja bei dir sein.

Wer hat dies schöne Lied erdacht?
Ein blauer Ulan hat es gemacht;
Er diente eins, zwei, drei, vier Jahr,
Manch schönes Kind sein Liebchen war,
Ja Liebchen war.

Matrosenlied

Heute wollen wir ein Liedlein singen,
Trinken wollen wir den kühlen Wein,
Und die Gläser sollen klingen,
Denn es muß, es muß geschieden sein;
Gib mir deine Hand,
Deine weiße Hand,
Leb wohl, mein Schatz, leb wohl,
Denn wir fahren gegen Engelland.



Unsre Flagge und die wehet auf dem Maste,
Sie verkündet unsres Reiches Macht,
Denn wir wollen es nicht länger leiden,
Daß der Englischmann darüber lacht;

Gib mir deine Hand,
Deine weiße Hand,
Leb wohl, mein Schatz, leb wohl,
Denn wir fahren gegen Engelland.



Kommt die Kunde, daß ich bin gefallen,
Daß ich schlafe in der Meeresflut,
Weine nicht um mich, mein Schatz, und denke,
Für daß Vaterland da floß sein Blut;
Gib mir deine Hand,
Deine weiße Hand,
Leb wohl, mein Schatz, leb wohl,
Denn wir fahren gegen Engelland.

Inhalt



Die Soldatenlieder sind dem Buche „Der kleine Rosengarten", das Kapitel „Die Kirchenleute" dem Roman „Der Wehrwolf" mit gütiger Erlaubnis von Eugen Diederichs Verlag in Jena entnommen. Die übrigen Beiträge entstammen den bei Adolf Sponholtz Verlag in Hannover erschienenen Büchern: „Mein braunes Buch", „Haidbilder", „Da draußen vor dem Tore", „Der letzte Hansbur", „Widu", „Für Sippe und Sitte" und „Mein blaues Buch".